Erzählungen.

Gesammeltes und Neues

von

Viktor von Strauß.

Erster Band:

Lebensbilder.

Die Verlorenen. — Aus der Vergangenheit. — Der Schulmeister. — Laokoon und Nehustan. — Eros und Agape.

Heidelberg 1854.
Universitäts-Buchhandlung von **Karl Winter.**

Lebensbilder

in

Erzählungen und Gesprächen

von

Viktor von Strauß.

Die Verlorenen. — Aus der Vergangenheit. — Der Schulmeister. — Laokoon und Nehustan. — Eros und Agape. —

Heidelberg 1854.
Universitäts-Buchhandlung von **Karl Winter.**

Die Verlorenen.

Eine Erzählung

von

Viktor von Strauß.

Heidelberg 1854.
Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Druck von J. P. Streng in Frankfurt a. Main.

Die Verlorenen.

Bei dem heitern warmen Augustabend war der Theetisch auf dem prächtigen Perron des Schlosses im Freien zugerichtet. Auf den Wink der jungen Gräfin Mathilde hatte sich der geschäftig träge Schwarm von Kammerdienern, Jägern und Lakaien zurückgezogen und die Damen waren allein. Es waren ihrer vier. Denn neben Mathilde saß ihre ehrwürdige Schwiegermutter und deren Großnichte Gertrud, welche seit einigen Wochen als Gäste im Schloß waren, sowie der Gräfin vertraute Freundin Luise, die sie schon seit Monaten bei sich zu fesseln gewußt hatte.

Die junge Hausfrau, obwohl über das fünfundzwanzigste Jahr hinaus und Mutter zweier Kinder, strahlte doch noch in aller Anmuth frischer Jugend und würde auch ohne den Glanz ihrer Kleidung und ihres Schmucks, auch ohne die Pracht der kostbaren silbernen und goldenen Geräthe, um welche ihre schlanken weißen Hände sich bewegten, die Augen auf sich gezogen haben. Der Blick eines Menschenkenners hätte unter dem freundlichen Lächeln ihres feinen charaktervollen Gesichts vielleicht Züge der Trauer und des Schmerzes durchschimmern sehen und bei aller Gehaltenheit und Gewandtheit ihrer Bewegungen leise Spuren einer verborgenen Unruhe wahrgenommen. Im Kreise

weitergleitend, würde er in der sanft gebeugten Gestalt und den faltenreichen Zügen der alten Gräfin die Spuren eines langen thatreichen und leidenvollen Lebens, eines edlen geläuterten Geistes, einer schwer errungenen Seelenruhe und das volle Gepräge liebreicher Würde entdeckt haben, während ihn Gertruds geistreiches und zugleich verschlossenes Wesen eben so angezogen, als Luisens gutmüthiger, lebhafter und kluger Ausdruck wohlgefallen haben dürfte.

Seit Anwesenheit der ehrwürdigen Mutter war man eigentlich zum ersten Mal allein, denn bis daher hatte ein unaufhörliches Zu- und Abgehen, längeres und kürzeres Verweilen von Gästen aus der Nähe und Ferne stattgefunden.

Ich kann doch nie müde werden, begann die lebhafte Luise, dieß köstliche Plätzchen und seine reizende Aussicht zu bewundern, und es ist mir beinahe märchenhaft, daß dieß Alles von unserm norddeutschen Himmel überwölbt wird. Von den duftenden Orangen, blühenden Oleandern und anderen Bäumen, Sträuchern und Blumen des Südens, die hier unmittelbar am Schlosse in den zierlichsten Gruppen vertheilt sind, will ich gar nicht reden. So künstlich sie auch in die Erde versenkt sind, so weiß man doch, daß es nicht ihr mütterlicher Boden ist und daß sie sich zur kältern Jahreszeit, wie wir Menschen, in geheizte Räume zurückziehen müssen. Aber seht nur dort weiter hinab zwischen den gelben Sandpfaden diese Beete mit ihren tausendfarbigen, phantastischen Blumengruppen, dahinter den sammtenen smaragdgrünen Rasen, über den die schneeweißen Angoraziegen so stolz hinschreiten, dann die so malerisch vertheilten laubreichen Bäume, da vereinzelt, dort zusammengerückt, zum Theil auch von ausländischer Art oder doch von fremdartigem Wuchs, und wie sie hier in der Mitte den Blick über den Seespiegel nach der jenseitigen Waldumgränzung freigeben und zu beiden Seiten bald offener, bald versteckter das helle Gewässer wie tausend leuchtende Augen durchschimmern lassen! Und wenn dann, wie heute, in dem tiefblauen Himmel die graubunten, goldgesäumten Gewölke vor der sinkenden Sonne herschwimmen und ihre Pracht im See

abspiegeln, kann man da etwas Schöneres, Glänzenderes und zugleich Lieblicheres sehen, als dieß warme, farbenreiche Bild?

Und wie würden Sie sich erst verwundern, meine Liebe, sagte die alte Gräfin, wenn Sie diesen Thalkessel vor sechzig Jahren gekannt hätten! Ich war damals funfzehn Jahre alt, reisete mit meinem Vater, und der Zufall führte uns hierher, kurz ehe der reiche Engländer sich hier ankaufte, der diese Anlagen gegründet und dieß nur allzu prachtvolle Schloß gebaut hat. Verwilderter Wald und verödete Lichtung umgab den See, der fast nur aus Sumpf und Rohrfeldern bestand. Wo jetzt diese hohen glänzenden Gebäude stehen, erblickte man dazumal sechs oder sieben halb zusammengesunkene Hütten, in ihrer Umgebung einige verkümmerte Gärten und Ackerflächen, unter ihren rauchigen Strohdächern gränzenlose Armuth. Aber das Angesicht der Erde verändert seine Gestalt, auch die Menschen bleiben nicht dieselben, veralten doch selbst die Himmel wie ein Gewand. Wenn man solchen Wandlungen siebzig Jahre zusieht, so werden sie uns auch alltäglich und man verwundert sich allgemach über ganz andere Dinge.

Und wo mögen die unglücklichen Bewohner jener Hütten, wo mögen ihre Nachkommen geblieben seyn? fragte Mathilde.

Wer kann das wissen? sagte die Gräfin. Für unglücklich habe ich sie übrigens nicht erklärt. Man kann auch bei größter Armuth Frieden und Fröhlichkeit im Herzen haben. Ja sie gedeihen gewiß reicher und dauerhafter in einer mäßigen Beschränkung, als beim vollsten Ueberflusse. Und, liebe Tochter, — um endlich einmal offen und vertraulich herauszusprechen, was mir längst auf der Seele liegt — ich würde es leichter Jahre lang unter solchen Menschen und Verhältnissen aushalten, als bei euch noch einige Wochen.

Liebe Mutter! sagte Mathilde, indem sie schmerzlich überrascht ihre Hand nahm.

Mißverstehe mich nicht, versetzte die Gräfin; ich rede nicht von den Personen. Deinen Winfried, Dich und Euch Alle liebe ich mit ganzem Mutterherzen, und Eure christlich würdigen Ge-

sinnungen, Euern Glauben, Eure gegenseitige Liebe habe ich durch die schimmernde Glätte, die Euer Dasein umgibt, wohl erkannt. Aber das Große, Glänzende, zum Theil Rauschende, der Aufwand und die Ueppigkeit Eures äußeren Lebens, der stete Festtagsaufputz Eurer Tage, das ewig lächelnde Feiergewand, in welchem sich Euer ganzes Sein bewegt, alles das widerstrebt meinem schlicht gewöhnten Wesen durchaus.

Aber mein Gott, gnädige Gräfin, sagte Luise mit einem ängstlichen Blick auf Mathilde, sollen denn Ihre Kinder bei fürstlichen Einkünften wie einfache Bürger oder Pächter leben?

Gewiß nicht, mein Kind. Ich gehöre nicht zu denen, die alles Schöne und Sinnenerfreuende des Lebens, edle feine Geselligkeit, Kunst- und Naturgenüsse, aus trüber Schwärmerei und selbstgewählter Geistlichkeit verdammen. Ich bin durch Kreise gegangen, wo dieß geschah und wohl noch geschieht, und habe immer wahrgenommen, daß da die Menschennatur um so mehr ihre geringen und unedlen Anlagen ausbildet. Einen bescheidenen Schmuck des Daseins kann ich wohl leiden, und einem angesehenen Hause steht es gar wohl an, an seinen festlichen Tagen würdig gezierte Räume zu öffnen und darinnen einen gediegenen Reichthum geschmackvoll zu entfalten. Aber —

Ich bitte Sie, theuerste Mutter, fahren Sie fort, sagen Sie Alles! versetzte die junge Gräfin mit aufgeregter Hast.

Ich will meine Empfindung reden lassen, sagte die Alte. Wenn ich diese Tage her durch die prachtvollen Hallen und Gänge, Säle und Gemächer Eures Schlosses ging, überall auf den kostbarsten Teppichen, welche Fußböden und Treppen bedecken, alle Wände geschmückt sah mit Meisterwerken der Malerkunst und mit den schönsten Marmorstatuen, alle Tische und Gerüste mit Bildwerken und kostbaren Gefäßen; wenn ich am Portal eine glänzende Equipage nach der andern ankommen und abfahren sah, deren sich Winfrieds Remise und Stall doch beinahe noch schämen würden; wenn ich das Heer goldbetreßter männlicher und aufgeputzter weiblicher Dienstboten aller Gattungen sich aller Orten umherbewegen sah; wenn ich Eure Mittagstafeln

sah, brechend von der Last des fürstlichsten Silbergeräths und bedient mit zahllosen erlesenen Eßwaaren; und dann endlich Euch selbst und Eure Gäste, täglich geschmückt wie zur Hochzeit, täglich von demselben Sonnenlächeln strahlend, täglich schwimmend in Wohlleben, Glanz und Ueberfluß: — da erfaßte mich oft eine unaussprechliche Angst, als ob dieser ganze glänzende Bau Eures Lebens plötzlich wie eine Seifenblase zerspringen und nichts zurücklassen müßte, als einen Tropfen, nicht größer als eine Thräne; als ob alle diese Pracht und Heiterkeit plötzlich wie ein lügenhafter Traum versinken müßte vor der entsetzlichsten nacktesten Wirklichkeit; und dann wußte ich mich nicht anders zu retten, als daß ich auf mein Zimmer mich einsam zurückzog, um meine Angst und Sorgen vor dem Herrn auszuschütten, bis ich Trost fand.

Mathilde war erblaßt und ihre Augen tropften. Ich weiß gewiß, sagte Luise mit lebhafter Unruhe, daß die Ausgaben Ihres Sohns seine Einkünfte nicht überschreiten.

Das weiß ich gleichfalls, sagte die alte Gräfin. Er hat es mir auf meine sorgliche Nachfrage sogar bewiesen. Aber das ist es auch nicht mehr, was mich ängstigt. Es ist, — verzeih mir, liebe Mathilde, — es ist die Täuschung, die Unwahrheit eines solchen Lebens in dieser Welt voll Schuld und Sünde, voll Elend, Jammer und Tod. Du wirst mich nicht zu denen rechnen, die ungeachtet ihres Glaubens an den Ueberwinder und Sühner des Sündenfluchs, der auf die Menschen gefallen ist, in ängstlichem Hinstarren auf ihre Sünde und Mitschuld die Freiheit der Erlösten nicht zu ergreifen wissen und nicht gelernt haben, was es heiße, ohne Mißbrauch der Welt zu gebrauchen. Aber darf man wohl, wie Ihr, ganz das Bewußtseyn verlieren oder doch verleugnen, welch dünnen zerbrechlichen Boden alles zeitliche Glück, alles irdische Wolsein habe, wie wenig Recht man darauf besitze, wie durchaus Alles nur unverdiente Gnade sei, die man mit keuscher Zurückhaltung, mit christlichem Maß genießen soll?

Sie haben Recht, Sie haben tausendmal Recht, liebe Mutter! rief Mathilde im sichtlichen Kampfe mit sich selbst. Luise weiß,

wie mich ähnliche Gefühle und Gedanken schon gequält haben. Aber ich kann es doch nicht für Sünde halten, sich der von Gott geschenkten Güter zu erfreuen und Andere mit genießen zu lassen. Ja, wäre es nicht schlimmer, wenn wir unsere Einkünfte hinlegen und einschließen wollten, statt den Menschen Verdienst und Unterkommen, oder Freude und edlen Lebensgenuß, oder Unterstützungen und Wohlthaten zuzuwenden? Auch ist ja solch geräuschvolles Treiben, wie in den letzten Wochen, nicht täglich bei uns, zumal nicht in der rauheren Jahrszeit. Wie oft sitzt dann der gute kleine Prediger bei uns in belehrendem und erquickendem Gespräch. Wie manche Stunde mit einer oder ein paar Freundinnen vergeht dann unter Lesung und Besprechung ernster oder bildender Schriften, auch bei Musik und Kunstbetrachtung. Gewiß, liebe Mutter, wir schöpfen nicht bloß den goldnen Schaum des Lebens von seiner Oberfläche, wir kennen und suchen edlere Güter in seinen Tiefen. Und soll ich es erst noch sagen, daß wir ja das edelste, höchste, einzige und ewige Gut mit Ernst und Aufrichtigkeit suchen? das Evangelium Gottes, den Herrn der Herrlichkeit?

Ja, den Herrn, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, sagte die alte Gräfin.

Sie sah, daß ihre schöne Schwiegertochter sich selbst zur Ruhe zu sprechen suchte; sie hörte von ihr dieselben Rechtfertigungen, welche sie auf einen ähnlichen Vorhalt schon von ihrem Sohne vernommen, und schloß mit Recht daraus, daß Beide die Angelegenheit bereits für sich besprochen und sich vorläufig zurechtgelegt hätten. Winfried freilich hatte ihr diese und ähnliche Gründe nur als Entschuldigungen entgegengehalten und sich übrigens gar nicht abgeneigt gezeigt, eine einfachere, genügsamere Lebensweise einzuführen. Aber der eigentliche große Reichthum des Hauses stammte von Mathilde her, die ganze Herrschaft, die fürstliche Ausstattung des Schlosses und des Haushalts war eine Mitgabe von Mathildens seligen Eltern, und das machte das Verhältniß für die Schwiegermutter zu zart, um entscheidender dreinzureden. Luise freute sich, aus dem Munde ihrer Freundin

selbst zu hören, was sie ihr mehr als einmal vorgehalten, wenn Mathilde von ähnlichen Empfindungen sich beunruhigt gefühlt hatte.

Nur die kleine achtzehnjährige Gertrud schüttelte fast unmerklich das Köpfchen, und sagte, als die Großtante sie um den Grund fragte, mit schüchterner Eile: Es ist doch Sünde. — Warum meinst Du das? fragte die alte Gräfin. — Ach unser kleines Fräulein übertreibt wieder einmal! rief Luise. — Gertrud erhob ihre tiefschwarzen Augen flüchtig zu ihr, senkte sie dann wieder und schwieg. —

Mathilde, die allmählich ihre Faßung wieder gewann, suchte das Gespräch in einen andern Weg zu leiten und sagte: Gertrud hat herbe und erschütternde Verluste gehabt, und ich erinnere mich wohl noch aus meiner eignen Kindheit, wie sehr die Ansicht aller Lebensverhältnisse dadurch getrübt und verdunkelt wird. Den furchtbaren Verlust meines einzigen Bruders konnte ich, so jung ich auch damals war, Jahre lang nicht verschmerzen. Aber ich erinnere mich nicht, Ihnen die Geschichte schon erzählt zu haben.

Die Schwiegermutter kannte sie noch nicht, und so begann Mathilde:

Sie wissen, daß mein Vater, obgleich aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter Deutschlands abstammend, durch ungünstige Verhältnisse schon jung veranlaßt wurde, nach Amerika zu gehen. Er ward Kaufmann und hatte sich durch glückliche Unternehmungen und geschickt benutzte Wendungen der Verkehrsverhältnisse binnen zwanzig Jahren zu einem der reichsten Großhändler emporgearbeitet. Doch war er nie so sehr Kaufmann, um den Freiherrn, nie so sehr Amerikaner, um den Deutschen darüber zu vergessen. Die Sehnsucht nach einer Rückkehr in die altheimathlichen Zustände veranlaßte ihn, allmählich den größten Theil seines Vermögens in dem großen deutschen Bankierhause anzulegen, als dessen alleiniger Inhaber er vor drei Jahren starb. Meine Mutter, deren Liebe und Hand er auf einer Geschäftsreise in Deutschland erworben hatte, sehnte sich ebenfalls in's Vaterland zurück. Seit der Geburt meines Bruders, der

drei Jahre jünger war als ich, war es meines Vaters Lieblingsgedanke geworden, auf dem Boden der Vorfahren den ehemaligen Glanz des Hauses, dessen Fortdauer nun gesichert schien, wieder herzustellen, und so löste er sich denn endlich aus allen amerikanischen Verhältnissen, sandte den Ueberrest seines dortigen Besitzes nach Deutschland voraus, und schiffte sich bald darnach mit uns zur Ueberfahrt ein.

Ich war damals sieben, mein Bruder etwa vier Jahr alt, und hatte ich schon vorher diesen einzigen Mitgebornen unbeschreiblich lieb, waren wir schon bis dahin unzertrennlich, so wurde das Verhältniß auf dem Schiffe noch inniger, da dieses ein spanisches war, eine Verständigung mit den braunen Matrosen, soviel sie sich auch mit uns Kindern zu schaffen machten, nicht gelingen wollte, unsre Eltern fast die ganze Reise hindurch krank waren, und wir so uns meist nur mit uns selbst beschäftigen mußten. Karl war ein zarter, lebhafter Knabe, blauaugig, gelblockig, mit feinen blaßrothen Wangen, ein weiches, lenksames, zärtlich anschmiegendes Wesen. Ich erinnere mich noch, mit welch ängstlicher Sorge ich ihn auf dem Schiffsverdeck hütete.

Die Reise war uns schon unsäglich lang vorgekommen und ihr baldiges Ende wurde unserer Ungeduld bereits angekündigt, als wir in einer Nacht von einem furchtbaren Sturme überfallen wurden. Doch das Andenken dieser Nacht ist mir nur noch als ein unbeschreibliches Gemisch von Geheul und Gepolter, Schreien und Pfeifen, Schaukeln und Stoßen, Angst und Schrecken gegenwärtig. Es war schon Tag geworden, als das Schiff kurz nach einander ein paar Stöße erhielt, wovon es in allen Balken und Planken zu zerkrachen schien, ein heftiges Geschrei der Mannschaft folgte, und gleich darauf stürzte ein Matrose in die Kajüte, der meinem Vater einige Worte zuschrie und meinen Bruder mit sich hinausriß. Mein Vater ergriff mit der einen Hand mich, mit der andern meine besinnungslose Mutter und stürzte mit uns aufs Verdeck. Hier war die unsäglichste Verwirrung. Alles rannte, schrie, tobte durcheinander; das Schiff schaukelte so entsetzlich, daß wir sein anderes Ende

bald hoch über uns in der Luft, bald zu unsern Füßen in der Tiefe sahen; wie steile grünschimmernde Glasberge stiegen an allen Seiten die ungeheueren Wellen empor, überstürzten sich, und der Sturm riß ihre schäumenden Gipfel herab und schleuderte sie peitschend gegen uns und das Schiff. Eine Woge nach der andern zischte über das Verdeck und riß uns fast auseinander. In Kurzem sahen wir ein paar Boote neben dem Schiffe auf und nieder tanzen. Die Leute ergriffen uns, schleppten uns hin und warfen uns hinein. Ich schrie nach meinem Bruder, ich hatte ihn eben noch auf dem Arme des Matrosen vor uns gesehen. Mein Vater überrief den Sturm nach ihm. Er sah, daß der Mann, der ihn trug, in das kleinere, noch leere Fahrzeug mit ihm gesprungen war. Das Kind streckte seine Arme nach uns, der Vater wollte zurück zu ihm, aber es war unmöglich. In demselben Augenblicke zerriß das Tau des kleineren Bootes, die Wellen trugen es empor, einen Moment noch sah ich es auf dem schäumenden Kamm einer Welle, dann verschwand es, und mir vergingen die Sinne.

Wir wurden am folgenden Tage von einem portugiesischen Schiffe aufgenommen, das uns bald darauf nach Oporto brachte. Mein Vater gab sich die erdenklichste Mühe, um Gewißheit über das Schicksal seines verlornen Kindes zu erlangen, wir verweilten deshalb über ein halbes Jahr in jenen südlichen Ländern, und doch blieb uns endlich nur übrig, mit der trostlosen Ueberzeugung abzureisen, daß das geliebte Kind an jenen Küsten weder lebend noch todt zum Vorschein gekommen sei und so ohne Zweifel im Meere sein Grab gefunden habe.

Meine Eltern fanden nur Trost und Kraft im Glauben an Den, der Keins der Seinen, ob todt oder lebend, aus seinen Händen verliert. Mir aber blieb eine schmerzliche dumpfe Sehnsucht nach dem verlorenen lieben Bruder zurück, die auf lange Zeit hinaus mein ganzes Innere verfinsterte. Und doch ist mir auch jene Zeit des klagenden Verlangens zum Segen geworden. Damals habe ich beten gelernt, und bei allem tiefst Betrübenden, das der schreckliche Verlust und das lange leidvolle Entbehren

für mich hatte und noch hat, muß ich darin doch nur Gottes Finger sehen. Das so völlig ungetrübte Glück aller folgenden Zeit bis heute würde mich schwerlich zum Herrn geführt und bei ihm erhalten haben, ohne diese gewaltsam eingreifende und tief nachwirkende Erfahrung. —

Mathilde schwieg und die kleine Gesellschaft saß einige Zeit in stummem Nachdenken. Bald aber machte Luise sie wieder auf die schöne Umgebung aufmerksam. Die Sonne war in dunklem Purpurglanz aus den Wolken hervorgetreten und übergoß den Himmel und den See mit einem tiefen Goldschimmer, der das vielartige Grün der Bäume und der Erde warm verklärte und die Blumenbeete in den feurigsten Farben prangen ließ. Eine sanfte Luftbewegung kräuselte den See, auf welchem der Fischer in seinem Nachen langsam rudernd sich bewegte und Schwäne ihre Kreise zogen. Ein paar Pfauen waren in die Nähe des Perrons gekommen und entfalteten ihre glänzenden Schweife.

Das ist ein prachtvoller Abend! sagte plötzlich die wohlbekannte kräftige Stimme des Grafen Winfried dicht hinter den Hinausblickenden. Sie wandten sich um, und aus der Glasthür des Gartensaales trat ihnen Winfried mit dem kleinen Pastor, zu dessen Gemeinde sie gehörten, und mit einem wohlgekleideten, ernsten jungen Fremden entgegen. Es bedurfte nur, daß der Graf den Letztern als Baron Volkmar vorstellte, um bei allen Anwesenden die aufrichtigste Freude über diese Erscheinung hervorzurufen. Man wußte bereits, daß der Baron umherreise, um die Theilnahme und Unterstützung der Landeseinwohner, vornehmlich der Vermögenderen, zur Errichtung eines Rettungshauses für sittlich verkommende Kinder in der Provinz zu gewinnen. Man hatte ihn auf seinen Zügen aus der Ferne verfolgt, sich seiner begeisterten Thätigkeit für den menschenfreundlichen Zweck erfreut, und Jeder hatte bereits im Stillen zurückgelegt, was er, wenn der Baron auch hier erscheinen werde, der zu begründenden Anstalt zuzuwenden gedachte. Die Männer setzten sich, Mathilde versorgte sie mit Erfrischungen, und es war natürlich, daß die Unterhaltung sogleich auf die Angelegenheit

gerieth, welcher der junge Baron seine Zeit und seine Kräfte widmete. Die Nothwendigkeit einer solchen Anstalt ward besprochen, der Plan ihrer Einrichtung, die Ausdehnung die sie erhalten solle, die Theilnahme die sie finde.

Mich wundert, sagte der Graf, daß die Landesregierungen sich dieser Anstalten nicht kräftiger annehmen. Verfolgt man die Lebenswege derjenigen, welche ihnen als Verbrecher in den Gefängnissen, als Gesindel in den Arbeitshäusern, als Landstreicher und Bettler auf andere Weise zur Last fallen, so findet man, daß sie fast sämmtlich durch Verwahrlosung in der Kindheit und Jugend zu diesen traurigen Loosen gelangt sind.

Es ist keine Frage, versetzte der Baron, daß unendliche Summen für Kriminal-, Polizei- und Armenanstalten erspart werden könnten, wenn man nur einen geringen Theil derselben verwendete, um die Ausbildung von Kostgängern für jene Anstalten zu verhindern, auch ganz davon abgesehen, daß dergleichen Anstalten wohl die Volksgesellschaft vor Beschädigung und Gefährdung, nicht aber die unsterblichen Seelen der verkommenen Individuen retten. Dennoch halte ich es für besser und im höchsten Sinne für erfolgreicher, daß die freie Thätigkeit gläubiger Liebe diese Rettungsanstalten unter ihre Flügel nimmt. Ja, der rechte Segen wird nur so lange dabei sein, als sie für die Leiter und Aufseher Sorgenanstalten, nicht aber Versorgungsanstalten sind. Ist es doch mit der christlichen Kirche von jeher ebenso gewesen. Freilich muß ich bekennen, daß die Theilnahme für unsere werdende Anstalt im Allgemeinen überaus lau ist, so daß auch im besten Falle unsere Mittel im unangemessensten Verhältnisse stehen werden gegen das gränzenlose Elend, dem sie abhelfen sollen.

Sollte denn aber, fragte Mathilde, die Verderbniß wirklich so groß und allgemein sein? Ich will kein Wort gegen die Nothwendigkeit ihr entgegenzuwirken sagen, das ist Christenpflicht, aber es gab doch gewiß Zeiten, in denen sie tiefer und verbreiteter war als gegenwärtig.

Ich bezweifle das, versetzte der Baron. Wir sind gewiß

einig darüber, daß ein Leben, welches das „Bete und arbeite" zur Inschrift hat, nur aus dem fruchtbaren Glaubensboden erwachsen kann. Schwerlich aber hat es seit vielen Jahrhunderten eine Zeit gegeben, worin der Glauben, namentlich auch bei den unteren Volksschichten, so ganz abhanden gekommen, seine Gegenstände so wenig und so verworren bekannt, die Verstimmung und das Widerstreben gegen ihn so scharf ausgeprägt waren, als gegenwärtig. Daß sich schöne Ausnahmen finden, daß es nach Gegenden, Ortschaften, Familien sehr veschieden ist, leugne ich nicht. Aber die Unwissenheit über das einzige Heil im Leben und Sterben, diese nothwendige Folge der Aufklärungsperiode, ist entsetzlich, und die daraus quellende Gedankenlosigkeit, Zuchtlosigkeit, Frechheit und Verdorbenheit unbeschreiblich bei vielen Tausenden unserer Brüder, die durch die Taufe doch auch unserm gemeinsamen Lebensquell einverleibt sind. Der Glauben früherer Jahrhunderte war oft auf das Beklagenswertheste mit Aberglauben vermengt, aber er hatte doch sein starkes überlieferungsmäßiges Dasein; das Verderben, die Verbrechen jener Zeit wurzelten freilich wie immer in der Fleischlichkeit, aber einer naturhaft kräftigen und gesunden. Das Alles ist jetzt in das Gegentheil umgeschlagen. Die Fessel des Aberglaubens hat der Ungebundenheit des Unglaubens, die übermüthige Kraft hat einer feigen Lüsternheit und Schlechtigkeit Platz gemacht. Auch in andern Ständen, in den gebildeten Mittelklassen, ist der bewußte Gegensatz gegen den Glauben, wo er nicht aus gedankenloser Unwissenheit, wie allerdings in den meisten Fällen, hervorgeht, nicht die Kraft, zu zweifeln, sondern die Ohnmacht und Unkraft zu glauben. Wahrlich, gnädige Gräfin, zwanzig bis dreißig solcher Anstalten, wie wir Eine errichten, würden für unsere Provinz kaum genügen, sollten der Fortvererbung dieses geistlichen und sittlichen Elendes wirklich Gränzen gesetzt werden. —

Mathilde wußte dem zwar nichts entgegen zu setzen, war aber bei sich überzeugt, daß es so schlimm denn doch nicht stehe. Allerdings fanden sich auch in den Dörfern der Herrschaft verkommene Familien, verdorbene Menschen, verwahrloste Kinder,

allein das waren doch nur vereinzelte Erscheinungen. Sie erinnerte sich wohl der Klagen des guten Predigers über den Unglauben und die Unsittlichkeit so Vieler in den Gemeinden; da aber die einzelnen Beweise davon ihren Augen und Ohren verborgen blieben, da die Leute, wenn sie einmal mit ihnen sprach, stets die besten Seiten herauszukehren, die Verschmitzteren auch wohl durch Heuchelei die Arglose zu täuschen, Alle aber nur ihre Armuth einzuräumen pflegten, so hielt sie auch immer jene Klagen des Geistlichen für Uebertreibungen, so kannte sie fast nur die Armuth als das Elend der niedern Klassen, welches sie dann durch Wohlthaten nach Möglichkeit zu lindern suchte. Ueberhaupt aber rückten ihr Rang, ihre Umgebung, ihre Lebensweise jenen rauhen und schadhaften Theil der Wirklichkeit ihr in eine so entfernte Perspective, daß er ihr schon deshalb kleiner erscheinen mußte, als er ist. —

Ich muß die Schilderung des Herrn Barons bestätigen, sagte der Pastor, und der letzte Grund dieser Zustände ist ohne Frage der angedeutete. Nicht ganz einig sind wir über die Hülfsmittel.

Der Baron versetzte: Die Hauptsache dürfte doch sein, daß zur wirklichen Abhülfe jener großen Uebel geschieht, was geschehen kann, bevor uns Allen das Verderben über dem Kopfe zusammenschlägt. Nur durch freie Vereine aber ist dies möglich, die sich aus denjenigen bilden, welche Glauben und Liebe zu diesen Werken nicht blos der Liebe, sondern auch des Glaubens treibt. Nur durch das ist es möglich, was man nach seinem ganzen Umfange als innere Mission bezeichnet hat.

Ich bedauere, sagte der Prediger, daß man auf diesen Namen gekommen ist. Namen sind nicht gleichgültig. Sie sollen die Sache bezeichnen, und thun sie das auf eine schiefe Weise, so verwirren sie die Begriffe über die Sache und die Sache selbst, wenn diese von menschlichen Begriffen abhängig ist. Eine Mission macht man sich nicht, sondern sie wird Einem übertragen. Sie kann ihrem Wesen nach nichts Allgemeines, sondern nur etwas Besonderes sein. Dazu kommt, daß dieser Ausdruck bereits

für die Heidenbekehrung bestimmt geprägt ist und in entsprechender Weise auf innre Zustände der Christenheit entweder nicht anwendbar ist, oder in die Thätigkeit, die da zu entwickeln ist, ganz falsche Begriffe hineinträgt. Doch nehmen wir die Bezeichnung einmal an, so meine ich, christliche Liebe soll freilich wach und thätig sein um zu retten, was zu retten ist, um das Wort Gottes hinzubringen, wo es theuer ist, und Alles, was jetzt innere Mission thun soll, mag und soll geschehen und geschieht lange noch nicht genug. Aber wie man's treibt und zu treiben vielleicht gezwungen ist, ist im Großen und Ganzen damit wenig gebessert. Darum soll man es freilich nicht lassen, sondern nur um so eifriger treiben; aber man soll daraus lernen, auf welche Gebiete es zu beschränken sei und was auf andern Gebieten noth sei. Die ganze innere Mission, wie man sie jetzt treibt, ist eine Nothbrücke.

Wie meinen Sie das? fragte der Graf.

Der Prediger antwortete: Wir haben ja schon eine uralte große Anstalt, die im rechten Sinne innre Mission zu treiben allein berufen ist und ihre ständigen Missionäre überall hat. Das ist die christliche Kirche und ihre Diener. Ich verstehe Ihr Lächeln, Herr Baron. Ja, der Schaden Josephs ist vorhanden. Die Kirche in ihren Dienern ist so krank als in ihren Gliedern. Sie ist zu schwach an geistlichen Kräften, und die ihr zu Gebote stehn, ermangeln großentheils des lebendig wirksamen Glaubens. Was folgt aber daraus? Doch nicht, daß wir Gottes Ordnung ändern, doch nicht daß wir mit kirchlichem Thun in freie Vereine gehn — denn freie Vereine sind Menschenwerk und die Kirche bleibt Gottes Werk, auch wenn es Menschen verderbt haben — sondern daß für Besserung und Mehrung der geistlichen Kräfte der Kirche gesorgt werde, sonderlich auch da, wo ihr Amt sich in die Schulen hinein fortsetzt. In Kirche und Schule die rechten Leute an die rechten Stellen und ihrer genug, das ist's was uns im Großen und Ganzen und gründlich helfen kann. Dadurch hat der Herr von Anfang seine Kirche gebaut und ihr und durch sie der Menschheit geholfen. Das ist der von

Gott gewiesene Weg, den Glauben in die Herzen und Häuser zu bringen und durch ihn Zucht und Sitte und Liebe. Darinnen dann, aber nicht darneben hin, soll und wird in der Form freier Vereine noch Alles geschehen, was an Werken innrer Mission, wie man es jetzt nennt, übrig bleibt. Denn immer wird es Familien, Zustände, Lebensweisen geben, denen das Verderben, die Verwahrlosung gleichsam innehaftet, oder doch herandringt. Diese zu schützen, zu bewahren, zu bessern, zu erretten, sei unter dem Schatten der Kirche das Werk liebethätiger Vereine, und sie werden noch alle Hände voll zu thun haben, auch wenn sie der Kirche lassen, was der Kirche ist.

Aber die Nothbrücke, Herr Pastor, sagte der Graf.

Ja, versetzte der Prediger, so nannte ich das jetzige, nach allen Seiten noch übergreifende Treiben der sogenannten innern Mission, das auch mitten in ordentlichen Gemeindeverhältnissen lehren, predigen, bekehren will. Wo es eben noth ist, bedarf man auch der Nothbrücken, nur soll man sie nicht für das Rechte, Normale, Bleibende ansehn. Man soll diesen Theil jener Thätigkeit so betreiben, daß er möglichst bald sich selbst überflüssig macht. Die Nothbrücke muß abgebrochen werden, wenn das verfallene Gemäuer der rechten Brücke wieder hergestellt ist. Vor allen Dingen soll man klar einsehen und aussprechen, daß die Kirche Gottes, die gegebene, sichtbare, die Hauptsache, daß sie Wurzel, Stamm, Blüthe und Frucht des Lebensbaumes ist.

Nun sagte der Baron, dann sind wir einig, wenn wir auch etwa noch verschieden über die Breite und Dauer der Nothbrücke denken mögen. —

Es schmerzt mich, sagte die alte Gräfin nach einer Pause zu dem Baron, daß Sie über Mangel an Theilnahme klagen müssen. Sollten die Menschen wirklich so selten begreifen, wie nothwendig diese Anstalten gegenwärtig sind?

Das ist nicht der einzige Grund ihrer Lauheit, erwiederte der Baron. Viele, es ist wahr, haben weder Blick noch Herz für die Noth der geistlichen Verwahrlosung, weil sie selbst sich dabei gar nicht so übel zu befinden glauben. Andre, insbesondre

die vielen Halbherzigen, versagen ihre Theilnahme, weil sie die Angelegenheit in den Händen der Pietisten, wie sie sich ausdrücken, sehen, und zur Abhülfe lieber tausend andre Mittel angewandt wissen wollen, nur nicht das einzige, das der Herr selbst gegeben hat. Leider aber habe ich auch bemerken müssen, daß gar Manche die schönsten, wärmsten und christlichsten Einsichten und Reden auskramten und wenn es zu bestimmten Anforderungen kam, nur die theure Zeit und unbestimmte Versprechungen in den Händen und auf den Lippen hatten.

Der Graf nannte einige Namen und fragte, ob diese Herren sich auch von dem guten Werke zurückgezogen hätten. Als der Baron dieß bejaht, sagte er: Das habe ich erwartet. Eben diese Leute haben mir wiederholentlich, wenn ich sie zu Beiträgen für die Heidenmission aufforderte, erwiedert, es sei der Noth und des Elends im Lande selbst schon genug; wozu solle man seine Gaben für so entlegene Anstalten, für Völker fremder Himmelsstriche verwenden?

Ja, versetzte der Baron, das sind die, welche, um ihre Kräfte nicht zu zersplittern, Alles nur an Einen Armen und Unglücklichen wenden, nämlich an sich selbst. —

Während dieser und ähnlicher Gespräche war die Sonne untergegangen, ein kühler Hauch wehte herüber von dem See und man zog sich in die Zimmer zurück. Es wurde in gewohnter Weise zu Abend gegessen, und als der Baron zum Bedauern Aller aufbrechen mußte, um bei einem benachbarten Geistlichen, dem er sich angemeldet hatte, nicht zu spät einzutreffen, ging Eins nach dem Andern um seinen Beitrag zu holen und ihn beiseit dem dankbaren Sammler einzuhändigen. Er fand die Gaben selbst sowie die Einzeichnungen zu künftigen Beiträgen über Erwarten reichlich; die kleine schweigsame Gertrud aber händigte ihm in dem einsamen Nebenzimmer eine so bedeutende Summe ein, daß er sie anzunehmen zögerte und fragte, ob das nicht ein Irrthum sei. — Gewiß nicht, antwortete sie schüchtern. Es ist theils Aufgespartes, theils was mir meine Vormünder für dieß halbe Jahr vorausgaben. Was ich bis Neujahr bedürfen

werde, habe ich abgezogen. — Ich zweifle, ob ich es annehmen darf, sagte der Baron. — Es ist ja nur kaltes todtes Geld, flüsterte sie. Wie viel lieber widmete ich den Unglücklichen Zeit, Kräfte, Herz und Leben! — Der junge Mann sah sie überrascht und gerührt an. Wie lieblich und edel war diese Erscheinung, die er noch kaum beachtet hatte, welch tiefe Güte, welch opferfähiges Gemüth sprach aus jedem Zuge! Ach daß ich jetzt hinweg muß, sagte er in sonderbarem Selbstvergessen. Sie erröthete und fühlte sich seltsam ergriffen. Was wollte er damit sagen? Einen Augenblick senkten Beide Aug' in Auge, dann eilte sie scheu hinweg. Aber diese Momente hatten ein Band gewebt, das nicht wieder zerreißen sollte. —

Als der Baron wieder in den Saal trat, war Gertrud verschwunden. Winfried und der Pastor, die ihn noch eine Strecke geleiten wollten, standen mit Hut und Stock bereit. So verabschiedete er sich denn von den Frauen, die Männer gingen, und Mathilde verwunderte sich, daß der Baron, der doch als wohlhabend bekannt sei, eine solche Reise größtentheils zu Fuß mache.

Etwa drei Wegestunden von dem gräflichen Schlosse entfernt lag einsam zwischen Haidehügeln und Föhrendickicht ein altes verfallenes Wirthshaus, einst der beliebte Haltpunkt von Reisenden und Fuhrleuten, welche die ausgefahrene krumme Heerstraße an seiner Thür vorüberführte, nun aber, da die schon seit Jahren erbaute Chaussee den Verkehr in anderer Richtung geleitet, nur selten einmal von den Bewohnern der ziemlich entfernt liegenden Landgüter und Dörfer, desto häufiger aber von Landstreichern und ähnlichem Gesindel besucht.

Ungefähr acht Tage nach den erzählten Vorfällen näherten sich auf dem wenig betretenen Wege zwei Männer und ein Weib von ziemlich verdächtigem Aussehen dem düsteren großen Gebäude. Der jüngere der beiden Männer, dessen dünne Bekleidung am meisten verfärbt und bestäubt erschien und der ein eng geschnürtes Felleisen auf dem Rücken trug, war eine schlanke magere Gestalt

von mittlerer Größe mit einem feinen blassen Gesichte, dessen Züge edel hätten genannt werden können, wären sie weniger entstellt und verdüstert gewesen durch die Spuren von sittlicher und körperlicher Zerrüttung, von Ausschweifungen und innerer Zerfallenheit. Der Andre, ebenfalls landstreicherhaft doch besser gekleidet, zeigte ein kräftigeres, gedrungneres Wesen, sein gelbes zigeunerhaftes Gesicht war zugleich verschmitzt und dumm, sorglos und gemein. Er trug nur ein leichtes Bündel und hatte die schwere Drehorgel, auf der er an Jahrmärkten sein musikalisches Talent entwickelte, dem Weibe aufgepackt, das er seit einigen Monaten seine Frau hieß und das gebückt und keuchend unter der Last mit triefender Stirn und hängendem Haar hinter ihm her ging.

Als die Wanderer das geschwärzte baufällige Haus, dessen meiste Fenster mit Brettern zugenagelt waren, erblickten, blieb der jüngere Mann stehen und sagte: Nein, hols der Teufel, Orgelfritz, ich gehe nicht mit zu dem alten Spandauer. Der Kerl bringt uns noch Alle in's Unglück.

Du bist ein Narr, Fisch, versetzte der Orgelfritz. Komm, trink nur erst ein Glas Branntwein, das bringt den Muth wieder. Der alte Spandauer ist noch immer nicht so gefährlich, als ein Gendarm dem Du keinen Paß zeigen kannst, nicht einmal den Zwangspaß, den Du in Fetzen zerrissen hast. Vorwärts, Hasenherz! Wie willst Du denn Deine hübsche Philippine wiederfinden, wenn sie Dich einspunden oder auf dem Schub nach Friesland schicken?

Ja, wenn's das nicht wäre, rief Fisch, keine zehntausend Teufel sollten mich zu dem alten Schuft ziehen. Aber Du hast Recht. Kommt!

Sie setzten ihren Weg fort und standen bald an der Thür des Hauses, unter der ihnen eine alte aufgedunsene, kupfergesichtige, einäugige Wirthin entgegentrat, welche der Orgelfritz nach flüchtigem Gruße sogleich leise fragte, ob der alte Spandauer hier sei. Sie betrachtete die Angelangten mit einem scharfen prüfenden Blicke, lächelte dann listig und zuckte die Achseln. Wir

bleiben die Nacht hier und müssen ihn sprechen, fuhr Jener fort. Die Alte nickte und ging davon in die Hinterräume des dunklen Gebäudes, indem sie die Gäste ohne Weiteres an der Thür stehen ließ. Nachdem Diese eine Zeitlang schweigend gewartet, erschien sie wieder mit einer brennenden Lampe in der Hand und sagte: Ja, er ist da. Ihr könnt zu ihm hinaufsteigen. Es sind auch Betten oben, worin Ihr die Nacht schlafen könnt. Dann ging sie durch einen finstern hohen Gang voran bis zu einer Leiter, die an die Schwelle einer Thür im obern Geschoß angelehnt stand, stellte die Lampe auf die Erde daneben und entfernte sich.

Na, sagte der Orgelfritz zu dem Weibe, gib mir die Orgel; die bringst Du schwächliches, nichtsnutziges Weibsbild doch nicht da hinauf. Er nahm ihr die Last mit einer Leichtigkeit ab, welche zeigte, welch geringe Unbequemlichkeit auf der Wanderung für ihn gewesen sein würde, was dem armen Weibe eine erschöpfende Anstrengung war, und klomm voran die Leiter hinauf. Oben, dicht an der Thür, einen hölzernen Leuchter mit angezündetem Talglichte in der Hand, stand der alte Spandauer, ein kleiner starkknochiger, grauhaariger Kerl mit vollendetem Diebsgesichte und kleinen stechenden Augen, die rechte Hand ihnen entgegenstreckend mit einer Wendung, womit er dem Willkommenen eben so leicht begrüßend völlig heraufhelfen, als den Unwillkommenen rücklings über wieder hätte hinunterstoßen können. Diesmal blieb es bei der ersteren Manipulation. Er grüßte die Ankommenden mit einem zuthätigen Grinsen wie alte Bekannte, setzte jedoch, ehe er ein Wort mit ihnen sprach, das Licht nieder, zog die Leiter herauf und verriegelte von innen die Thür.

Nun, sagte er dann, indem er den Leuchter wieder aufnahm und hoch empor hob, beseht euch unsern Pallast! Er ist freilich nicht so prächtig wie das gräfliche Schloß drunten am See, steckt auch nicht so viel Geld und Gold drin, was sich ein armer Schlucker, der Courage hat, holen könnte, aber er ist doch immer noch bequemer und weitläuftiger als das Zuchthaus. Was meinst Du dazu, Fischchen? —

Beim schwachen Schein des Lichtes sahen die Ankömmlinge einen ziemlich großen Saal von fünf Fenstern in einer Breite, die aber sämmtlich mit Bretterwerk sorgfältig verschlossen waren. Decke und Wände waren räucherig und geschwärzt, der Bewurf in großen Stücken heruntergefallen, die Diehlen des Fußbodens waren vermodert und zum Theil lose. Vorn in den Ecken standen einige mit zerknittertem Stroh angefüllte alte Bettgestelle; in dem hintersten Winkel, wohin der alte Spandauer sie führte, fand sich ein Tisch, worauf eine Brantweinflasche, ein Glas und eine große Brieftasche zu sehen waren, umher stand ein halb Dutzend gebrechlicher Stühle. Der Graukopf stellte das Licht auf den Tisch und Alle setzten sich, nachdem Fisch sein Felleisen und der Orgelfritz sein Instrument und das Kleiderbündel abgelegt.

Nachdem sie einige Reden gewechselt über die Wege und Oerter, durch welche die Wanderer gekommen, und über die Sicherheit des Schlupfwinkels, in welchem sie sich befanden, sagte der Spandauer, indem er seine Blicke auf den jüngern Mann heftete: Was ist Dir denn passirt, Fisch? Junge, Du siehst ja so melancholisch aus wie eine hungrige Ratte? Hast Du alle Deine Lustigkeit in dem verdammten Loche, in dem Zuchthause gelassen?

Ja, rief der junge Mann, mit der Faust auf den Tisch schlagend und ihm einen wilden Blick zuwerfend, das hab' ich Dir zu danken, alter Schuft.

Nun sehe Einer, versetzte der Alte ruhig, was der Junge unhöflich wird. Und wenn er noch die Wahrheit sagte. Aber die Sache war so. Wir sind in der Stadt, wo er gesessen hat, zum Jahrmarkt gewesen, und machen am folgenden Tag einen Spaziergang um die Stadt. Da wir Beide in der Nacht vorher scharf gespielt haben und ganz auf dem Trocknen sind, so gehen wir in eine einsamliegende Gartenwohnung, um uns da ein wenig umzusehen. Es ist auch kein Mensch im Hause. Wir machen eine Thür auf, das ist ein leeres großes Wohnzimmer, eine zweite, das ist eine Küche, und da liegen allerlei silberne

Eßlöffel, Theelöffel und Gabeln. Wir strecken die Hände darnach aus und sehen uns als vorsichtige Unternehmer um, ob auch Niemand Einspruch dagegen thut, und da sich kein Eigenthümer meldet, so wollen wir das blanke Zeug doch nicht umkommen lassen und geben ihm einen sichern warmen Platz in unsern Taschen. Dann ziehen wir uns wie gesetzte Leute zurück. Als wir aber gerade aus der Hausthür treten wollen, kommt uns eine Dienstmagd entgegen, und da ich meine Gründe habe, ihr die Direktion abzuschneiden, so frage ich sie ganz höflich nach dem Namen der Hausbewohner. Sie nennt eine adelige Dame. Ganz recht, erwidere ich; laufe Sie doch geschwind zu ihr, mein Kind, wir hätten ihr eine höchst wichtige Nachricht zu bringen; geschwind, geschwind, Mäuschen, Sie soll auch ein gutes Trinkgeld haben. Wir Beide waren damals gut im Zeuge, und da ich es recht dringend mache, so rennt die gute Person in den Garten hinaus, um die gnädige Frau zu rufen. Weil uns aber einfiel, daß sie die wichtigste Neuigkeit doch wohl auch ohne uns und immer noch früh genug erfahren würde, so laufen wir mit derselben Eile aus der andern Thür hinaus, zwischen hohen Gartenhecken auf Nebenwegen fort, und ruhen nicht eher, als bis wir auf der andern Seite der Stadt, eine halbe Stunde weit von der guten alten Dame, uns unter einem Busche ausruhen können, wo wir vor Ueberraschung sicher sind. Da sage ich: Fisch, in die Stadt dürfen wir nicht wieder, wir müssen die Gegend verziehen. Ja, sagt er, aber erst hole ich meine hübsche Philippine und meinen Jungen. Das wollt' ich nicht zugeben, denn ich wußte wohl, daß er nun vor den Spürhunden drinnen nicht sicher war. Wir disputirten, schalten uns, versöhnten uns wieder, und am Ende mußte ich nachgeben, daß ich mit dem Silbergeräth allein vorausging und unser zartfühlender Junge sich wieder in die Stadt begab um die liebe Familie nachzuholen. Da haben sie ihn denn erwischt und ihm auf ein paar Monate Logis gegeben.

Ja, sagte Fisch, und hätte ich mich nicht dumm gestellt und hart geleugnet, so hätte ich wohl Gesellschaft bekommen. Aber

von Dir war der ganze Streich ausgegangen, Du hast das Fett davon gehabt, und ich habe dafür zehn Wochen lang festgesessen und Weib und Kind darüber verloren.

Nun, entgegnete der alte Dieb kaltblütig, so hast Du doch zehn Wochen lang ein dichtes Dach über Dir und satt zu essen gehabt, und so eine Dirne findet sich auch schon wieder. Es ist eine schöne Sache, was die Welt fortschreitet. Mein Großvater ist am Galgen gestorben und mein Vater auch, und jetzt kennt man solche Dinger gar nicht mehr. Die Prügel, die in meiner Jugend an jedem Gerichtsort hagelten, werden ganz abgeschafft. Man kann doch immer mehr seine Menschenwürde fühlen. Ihr sollt einmal sehen, das Spitzbubengewerbe kommt noch recht herauf in der Welt. Aber wo ist denn die hübsche Philippine mit ihrem Rangen hingekommen?

Wenn ich das wüßte, sagte der junge Mann, so säß ich hier nicht. Sie haben mir einen Zwangspaß nach Friesland gegeben, aber den hab' ich zerrissen, und nun sollst Du mir einen ordentlichen, guten, freien Paß geben, daß ich sie wieder suchen kann, oder, hole mich der Teufel, ich bringe Dich in's Unglück.

Das ist so leicht nicht, mein Schatz, sagte der Spandauer grinsend; aber einen Reisepaß sollst Du haben, gedruckt, gesiegelt, visirt wohin Du willst, und mit dem schönsten Namen und dem ehrlichsten Gewerbe. Aber Du bist übler Laune. Komm, trink Eins!

Sauf mit dem Teufel! rief der junge Mann, indem er aufstand, sich in die andere Ecke des Saales begab, und sich dort in ein Bett warf.

Geh zu ihm, Lotte, sagte der Alte, und sieh zu, ob Du ihn nicht etwas zur Vernunft bringen kannst. — Das Weib zuckte die Achseln und blieb sitzen.

Hört das Weibsbild nicht? sagte Orgelfritz. Willst Du gehorchen?

Sie sah ihn mit einem furchtsamen Blick an, stand dann auf und begab sich zu dem Lager des jungen Mannes, neben welchem sie sich auf den Fußboden niedersetzte, indem sie mit unterdrückter Stimme sagte: Ihr habt gehört, was sie von mir

verlangen. Laßt uns wenigstens thun, als sprächen wir mit einander. Ich glaube, wir sind hier in recht gefährliche Gesellschaft gerathen, und Ihr dauert mich jetzt noch mehr, als vorher schon, Herr Fisch.

Nenne mich wenigstens bei meinem ordentlichen Namen, sagte der Jüngling. Ich heiße Kallna.

Woher habt Ihr denn den andern Namen? —

Ach das ist eine alte Geschichte, sagte Jener. Aber Du sagtest, ich dauere Dich, und das hat mir Keiner gesagt, seit ich meine Philippine verloren habe, darum will ich's Dir erzählen, wie es mir der alte Jan Gerd in Friesland oft genug erzählt hat, ehe ich ihm weglief. Jan Gerd war Matrose auf einem Schiffe, das von Amerika nach Deutschland fuhr, und wie sie mitten auf dem Weltmeere sind und es ist gerade ein Sturm gewesen, so sehen sie auf einmal ein Boot, worin ein Mann und ein Kind sitzen, dicht vor dem Schiff. Das Schiffsvolk schreit und der Mann in dem Boote auch, aber es ist zu spät und das kleine Boot wird von dem Schiffe umgefahren. Der Mann ertrinkt, aber das Kind wird von Jan Gerd herausgefischt und hernach mit nach Friesland genommen. Das Kind bin ich gewesen und wie sie mich um meinen Namen gefragt haben, habe ich mich Karl Kallna genannt. Bei dem Jan Gerd war ich wohl viele Jahre, aber er hatte ein böses Weib, das mir alle Tage Schläge und nicht satt zu essen gab. Zuletzt lief ich davon. —

Habt Ihr denn nie etwas von Euern Eltern gehört, armer Bursche? —

Nun, ich muß wohl welche gehabt haben, sagte Kallna, indem er den Kopf aufstützte. Es ist mir auch, als hätte ich ein paarmal von vornehmen Leuten geträumt, die ich Papa und Mama genannt hätte, es war auch ein wunderschönes Mädchen dabei, das meine Schwester war. Ach, es ist dummes, tolles Zeug. Laß mich in Ruhe! —

Ist Euch denn gar nichts aus Eurer frühesten Kindheit übrig geblieben? —

Ich weiß nicht. In meinem Felleisen habe ich ein kleines

zinnernes Kreuz, worauf ein Weibername eingekratzt ist. So lang ich denken kann, habe ich das bei mir gehabt. Ich kann's auch sonst wo gefunden oder gestohlen haben. Nur, wenn ichs lange ansehe, wird mir so wunderlich — es muß doch wohl was dabei sein. —

Während dieser Unterredung hatten die beiden Männer am Tische leise und eifrig mit einander gesprochen, und sich dabei öfter nach den Andern umgesehen. Jetzt trank der Orgelfritz ein großes Glas Branntwein, schenkte dann wieder voll und kam damit zu Kallna. Komm, Fisch! Spüle Deinen Aerger hinunter, sagte er, indem er ihm das Glas bot. Der Alte Spandauer will Dir helfen, daß Du Deine hübsche Philippine wiederkriegst, und Du weist, er hat seine Spione überall.

Der junge Mensch richtete sich auf, leerte das Glas, und trat dann völlig auf die Füße. Das starke Getränk, das er seit Monaten nicht gekostet, schien ihn lebhaft aufzuregen. Er ging zu dem Tische zurück, setzte sich dem Alten gegenüber und fragte: Willst Du einmal ehrlich an mir handeln, Spandauer?

Warum sollt' ich nicht? sagte jener. Du hast einmal eine verliebte Natur, und warum sollt ich einem hübschen Jungen nicht wieder zu seinem Schätzchen verhelfen? Wenn wir nur Geld hätten; ohne das geht's nicht, denn ich muß meine Räder schmieren. Freilich, die hübsche Philippine wäre schon einen tollen Streich werth, wenn du Courage hättest, Junge. —

Er schenkte ihm ein neues Glas voll, schob es ihm zu und Kallna stürzte es hinunter, indem er rief: Sag, was Du vorhast! Ich thue Alles, wenn Du mir mein Mädchen wiederschaffst.

Ja, so lange der Schnaps aus Dir spricht, versetzte der Andre mit großer Ruhe. Aber wir müssen erst ein paar Stunden gehen, dann vorsichtig einsteigen und allenfalls um uns schlagen. Ich glaube doch, es ist besser, wenn wir's bleiben lassen, und Du läßt deine Philippine laufen, so schön sie auch sein und so lieb sie Dich haben mag.

Haltet ihr mich für ein Kind? rief der Jüngling, indem er mit Heftigkeit auf den Tisch schlug.

Nein, nein, Du bist ja schon Familienvater, sagte der alte Spitzbube mit spöttischem Grinsen.

Ja, das bin ich, schrie Jener; und gerade darum will ich diesen einen Spitzbubenstreich noch einmal mitmachen, und wär's auf die Gefahr hin, lebenslang in dem schwärzesten Loche zu sitzen. Und was wir erwischen, will ich Dir alles in den gierigen Rachen werfen, wenn ich sie nur wiederfinde. Und dann will ich hingehen und ein ehrliches Leben anfangen, wo ich Dich alten Schuft nie wiedersehe.

Das sollte man beinahe ehrenrührig und undankbar nennen, sagte der Spandauer, wenn's nicht pure Familienliebe wäre. Nun, wenn Du darauf bestehst, Junge, so will ich Dir an Deinem Glücke nicht hinderlich sein. Ihr habt's gehört, ihr Beiden, daß ihn meine Ermahnungen nicht abhalten konnten. Wir Zwei wollen nur mitgehn, damit er's nicht allzutoll macht.

Das Weib, das sich dem Tische indeß wieder genähert, schlang jetzt plötzlich den Arm um den Hals des Orgelmannes und rief: Fritz, das thust Du nicht, Du gehst nicht mit, Du bringst Dich nicht ins Unglück, ich lasse Dich nicht hinaus!

Affengesicht! rief der Orgelfritz, indem er sich herumriß und das Weib von sich stieß, so daß sie rücklings niederstürzte und mit dem Kopf auf den Boden schlug.

Orgeldreher, sagte Kallna erhitzt, Du bist ärger als ein Vieh! Er sprang empor und half dem Weibe vom Boden auf. Der Andre warf ihm einen wüthenden, argwöhnischen Blick zu. Einen Augenblick ergötzte sich der Spandauer an diesem Auftritt mit höhnischem Lächeln, dann trat er dazwischen und sagte: Es wäre doch schön, wenn ein Gendarm oder ein andrer Spürhund um's Haus schliche und hörte die angenehmen Redensarten, womit Ihr Euch bekomplimentirt. Setzt Euch, Ihr ehrbaren Hausväter! Es muß Alles hübsch ordentlich zugehen, sagte der Fuchs, da ging er in den Hühnerstall. Setzt Euch! Und Du, Lotte, menge Dich nicht in Männergeschäfte. Nimm die Leiter, steig hinunter und hol uns etwas zu essen herauf. Wir haben noch einen tüchtigen Marsch vor uns.

Na, was stehst Du? Willst Du gleich gehen? sagte der Orgelmann. Sie blickte ihn mit erstorbenem Auge an, schüttelte den Kopf und ging. Nachdem sie die Thür geöffnet, die Leiter mit großer Anstrengung hinausgestellt und sich hinunter begeben hatte, ging der Spandauer an die Thür und verriegelte sie wieder. Dann rief er die beiden Andern mit dem Lichte herbei, schob eins der Bettgestelle zur Seite und hob die dadurch freigesetzte Diehle im Fußboden auf. Es kam dadurch eine Vertiefung zum Vorschein, in welcher sich, als der Orgelmann hineinleuchtete, eine Menge verschiedenartigster Geräthe zeigte, Schreibzeug, Druckgeräth mit einer kleinen Handpresse, Stempel in Schiefer geschnitten — das ist meine Paßfabrik, sagte der Alte — ein starkes Bund Dietriche und Nachschlüssel, vorsichtig umwickelt damit sie nicht gegeneinander klapperten, Feilen, Hammer, Stricke, ein paar alte Säbel, Papiere, und manches Andre. Er nahm die Dietriche, zwei scharfe englische Feilen, einen Glaserdiamant, eine feine Handsäge, ein starkes Jagdmesser und zwei dünne aber feste Hanfseile heraus, legte die Diehle vorsichtig wieder auf die Oeffnung und brachte das Bettgestell an seinen vorigen Platz. Hierauf drehte er eins der Seile ein wenig auseinander, brachte die eine Feile der Länge nach künstlich und fest in die Oeffnung, entkleidete sich zum Theil und befestigte sich das Seil um den bloßen Leib. Nachdem er seine Kleidung wieder geordnet, wurden die übrigen Gegenstände in die großen Innentaschen seines Rockes gesenkt, und nachdem Alles bei Seite gebracht war, ging er zur Thür und riegelte sie wieder auf, da schon einigemal daran gepocht war.

Lotte erschien wieder, hob einen Korb herauf, den ihr die alte Wirthin von unten zureichte, und kam dann selbst herauf. Man setzte sich und stillte seinen Hunger an den unreinlichen und abgestandenen Eßwaaren, so gut es gehen wollte. Dann mußte Lotte das geleerte Geschirr wieder hinunterschaffen. Der alte Spandauer leuchtete ihr dazu die Leiter hinunter, zog diese dann, als das Weib unten war, zu sich herauf und sagte: Die Wirthin wird für Dich dort unten wohl noch ein Bett oder eine

Streu haben, Du treue Seele. Wir haben hier oben für uns zu thun, und so wünsch' ich eine wohlschlafende Nacht! — Er schloß die Thür zu und das Weib tastete sich durch den finstern Gang fort, einigermaßen getröstet, daß die Männer doch wenigstens für diese Nacht ihr Vorhaben aufgegeben zu haben schienen.

So! sagte der Spandauer jetzt zu den Andern, nun müssen wir unsern eignen Ausweg suchen. Es ist immer gut, man läßt die Weiber nicht zu viel merken, besonders, wenn sie so liebevolle Männer haben, wie der Orgelfritz ist. Fisch, nimm Dein Felleisen mit, damit wir was einpacken können! Nun merkt's Euch! fuhr er fort, indem er an die äußerste Wand des Saales ging und hier dicht neben dem Tische eine andere Diehle aufhob, unter welcher eine dunkle Oeffnung erschien: Hier gehts hinunter in den Kuhstall. Von dem Klotz, der hier unten steht, steigt Ihr rechts hinab, dann fühlt Ihr nebenbei in der Wand ein Loch. Das Brett, das davor steht, werft Ihr zurück und kriecht hindurch; dann seid Ihr in der alten Kegelbahn. Die könnt Ihr bis zu Ende gehen, und dann wartet auf mich.

Er ließ Beide nach einander hinabsteigen, überzeugte sich, daß sie den richtigen Weg einschlugen, löschte dann das Licht aus und folgte ihnen, indem er im Niedersteigen die lose Diehle über sich in ihre Fugen zurückbrachte, auch das Brett unten wieder vor die durchlöcherte Wand lehnte. Als alle Drei sich am Ende der Kegelbahn zusammengefunden hatten, holte er dort aus einem andern Versteck eine kleine Blendlaterne und zündete sie mit dem Streichfeuerzeug, das er bei sich führte, zur Probe an, verlöschte sie aber gleich wieder und steckte sie ein. Dann öffnete er vorsichtig eine kleine Thür, und sie traten hinaus ins Freie.

Die Nacht war frisch und mäßig dunkel, der Himmel hatte sich mit Wolken bezogen, aus denen hier und da ein Tropfen herabfiel, Alles war still. Sie kletterten über die niedrige Gartenhecke und der Spandauer, der hier jeden Tritt zu kennen schien, führte seine beiden Genossen rasch vorwärts über Haide und Moor, Wiesen und Felder, wobei er die Dörfer und die offenen Landstraßen vermied, mehrmals aber Querwege durch

die hochstämmigen Buchenforsten einschlug. Es wurde wenig und nur das Nöthigste gesprochen. In dem letzten Kirchdorfe, an dem sie von fern vorüberkamen, hörten sie es Ein Uhr schlagen. Jetzt, versetzte der Anführer, bläst der alte faule Schloßnachtwächter zum letzten Mal und legt sich dann auf die Nase. Angenehme Ruh! — Nach einer halben Stunde traten sie in einen Wald, wo sie bald zierlich geebnete Wege fanden, die sanft bergab führten. Links blickte Gewässer durch die Bäume. Weiterhin traten die Bäume auseinander, sie gingen über eine Rasenfläche und sahen nun die hohe dunkle Masse von Winfrieds Schlosse vor sich aufsteigen.

Kallna blieb stehen, zupfte dem Spandauer am Rock und wies auf ein paar erleuchtete Fenster. Hat nichts zu sagen, flüsterte Jener, da schläft die liebe Familie, die brennt immer Nachtlicht. — Er verließ dann seine Genossen und kam nach einiger Zeit mit einer kleinen Leiter zurück. Es ist doch höflich, sagte er, daß wir erst dem Hausherrn einen Besuch abstatten und uns nach seinem Befinden umsehen. Sie gingen unter das erleuchtete Schlafzimmer, legten die Leiter vorsichtig an, und Kallna als der Leichteste unter ihnen mußte hinaufsteigen.

Als er sein Gesicht vorsichtig gegen die Fensterscheibe erhob und hineinblickte, hielt er wie erstarrt an vor dem lieblichen und prächtigen Anblick, der sich seinen nur an die niedrigste und gemeinste Umgebung gewöhnten Augen darbot. Bei dem sanften Schimmer, der von einer unter der Decke hangenden Alabasterschale herab sich durch das Gemach ergoß, sah er zwei Betten neben einander stehen, über denen sich eine reiche rothseidene Drappirung befand, mit dicken goldnen Seilen aufgeknüpft, von denen schwere Quasten herabhingen. In dem einen Bette schlief ein Mann, in dem andern eine wunderschöne junge Frau. An beiden Seiten standen ein paar kleine Betten, in denen er die Köpfchen schlafender Kinder unterscheiden konnte. In den zwei Ecken des Zimmers, die er übersehen konnte, standen hohe schimmernde Marmorbilder, daneben befanden sich Tische mit großen glänzenden Silbergeräthen und einige Sessel mit abgelegten

Gewändern. Große ernste Bilder in breiten Goldrahmen blickten von den mit grünem Seidendamast bekleideten Wänden herab.

Der junge Beschauer vertiefte sich so in den Anblick, daß ihm der Spandauer mehrmals zuwispern und zuletzt am Kleide ziehen mußte, ehe er sich losriß und wieder herabkam. Er beantwortete die Frage, ob Alles gesund schlafe, mit einem hastigen Ja und folgte den Andern verwirrt zu einem ziemlich entfernten Fenster des Schlosses. Hier ward nun die Leiter angelegt, der Spandauer stieg hinauf, und nachdem er mit dem Diamant eine Fensterscheibe zerschnitten, drückte er sie kaum hörbar entzwei, nahm die Glasscherben heraus und öffnete dann, hineingreifend, von Innen den großen Fensterflügel. Darauf bog er sich zurück und flüsterte: Orgelfritz, Du hältst drunten Wache! Fisch, komm mir nach! und in wenigen Augenblicken befand er sich mit dem jungen Manne im Innern des Zimmers.

Beim Lichte der schnell angezündeten Blendlaterne sah Kallna, daß sie in einem geräumigen, rings mit dichtbesetzten Büchergestellen ausgekleideten Saale standen. In der Mitte stand ein großer Tisch mit Globen, Instrumenten und Karten, von bequemen Sesseln umgeben. Der Alte bemerkte, daß der Jüngling todtenbleich geworden war und heftig zitterte. Nimm Dich zusammen, Memme! flüsterte er, und mach Dein Felleisen auf! Jener gehorchte. Dann ging der Spandauer, der hier vollkommen bekannt zu sein schien, durch mehre Gemächer voraus. Ein paar kostbare Gefäße nahm er von ihren Plätzen und ließ sie den Andern in's Felleisen stecken. Endlich waren sie im Arbeitszimmer des Grafen, traten an dessen Schreibtisch, und während Kallna die Laterne halten mußte, machte der Alte mit geräuschloser Gewandtheit den Versuch die Schlösser zu öffnen. Sie widerstanden eine Zeitlang allen seine Künsten. Verdrießlich sah er nach andern Gegenständen umher und überlieferte seinem Genossen eine goldne Uhr, etliche silberne Leuchter und einige andre Sachen von edlem Metall. Dann horchte er plötzlich auf. Geschwind, wisperte er hastig, schnüre dein Bündel! Geschwind! Es ist nicht mehr sicher hier. —

Kaum war der junge Mann mit der Verschließung seines Felleisens fertig, als sie im obern Theile des Hauses Thüren zuschlagen hörten und Stimmen vernahmen; zugleich hörten sie von fern den Orgelmann pfeifen. Vorwärts! vorwärts! sagte der Alte und riß seinen Begleiter fort durch die Gemächerreihe, die sie vorher durchschritten. Als sie bei dem offnen Fenster anlangten, entriß er ihm das Felleisen und warf es voraus. Eben wollte er nachspringen, als drunten im Garten vier bis fünf Männer rasch auf die Leiter zuliefen und in demselben Augenblicke auch der Bibliotheksaal hinter ihnen hell ward. Der Graf, halb angekleidet, eine Jagdbüchse in der Hand, und mehrere Diener mit Lichtern drangen herein.

Hier ist der Dieb! schrie der alte Spandauer plötzlich, indem er den bleichen und zitternden jungen Mann am Kragen faßte. Nehmt die Leiter nur weg! rief er in den Garten hinunter, ich habe ihn schon! Hier ist auch der Herr Graf schon!

Winfried trat näher. Nehmt den jungen Spitzbuben fest! sagte er. Die Diener gehorchten, und Kallna war durch Alles, vornehmlich aber durch des Spandauers Benehmen so überrascht und verwirrt, daß er bebend und schweigend Alles mit sich geschehen ließ. Jetzt wandte sich Winfried zu dem Aelteren und fragte: Wer seid Ihr? Wie kommt Ihr hierher?

Halten zu Gnaden, Herr Graf, antwortete der Spandauer mit einer Verbeugung, ich bin der Badergesell Weimann, drüben aus dem Städtchen. Ich hatte in Segedorf einem Schwerkranken noch zu Nacht Blutegel gesetzt, und um einen Richteweg zu nehmen, erlaubte ich mir durch den gräflichen Park zu gehn. Da hörte ich mit einem Mal ein verdächtiges Pfeifen, sah die Leiter unter dem offenen Fenster und den jungen Spitzbuben dort im Begriff herauszusteigen. So eilte ich denn rasch die Leiter hinan ihm entgegen, riß ihn zurück und packte ihn.

Könnt Ihr Euch ausweisen? fragte Winfried. Habt Ihr Papiere?

Zu dienen, gnädiger Herr! antwortete Jener, holte seine Brieftasche hervor, und überreichte daraus einen Reisepaß, den der Graf betrachtete, richtig fand und wieder zurückgab.

Es ist gut, sagte Winfried. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr die Nacht hier bleiben.

Halten zu Gnaden, versetzte der Spandauer, ich habe versprochen, dem Herrn Doctor noch Bescheid zu bringen. Ich habe schon zu lange verweilt und darf mich wohl unterthänig empfehlen.

Er verbeugte sich und ging nach der Thür. Dem Grafen aber fiel seine Eile und ein gewisses Funkeln seiner Augen auf, auch war es ihm verdächtig, daß er weder einen Blick auf den jungen Gefangenen warf, noch irgend einen Anspruch auf Dank zu machen schien. Er winkte daher seinen Leuten ihn nicht hinauszulassen und sagte: Bleibt noch, Herr Badergesell! Ich zweifle zwar nicht an Euerm Charakter, aber Ihr seid hier unter so verdächtigen Umständen betroffen, daß Ihr Euch einer flüchtigen Durchsuchung unterwerfen müßt.

Herr Graf, rief der Alte mit beleidigter Würde, Sie werden einem ehrlichen Manne, der sich Ihretwegen in Gefahr begeben, doch nicht den Schimpf anthun, ihn wie einen Dieb zu behandeln?

Keineswegs, versetzte Winfried. Im Gegentheil wünsche ich vor Aller Augen jeden Verdacht von Euch zu entfernen, und würde, wäre ich selbst in Eurer Lage, um meinetwillen sogar eine Durchsuchung verlangen.

Aber ich nicht, sagte Jener ohne aus der Fassung zu kommen. Vor Gericht werde ich über Alles Red' und Antwort geben, und Jeder weiß, wo ich zu finden bin; aber einer solchen Behandlung werde ich mich nicht gutwillig unterwerfen.

Nun wohl, so muß es mit Zwang sein, sagte der Graf, dessen Argwohn stieg. Faßt ihn! durchsucht ihn! — Die Diener sprangen zu und da der Alte sah, daß Widerstand vergeblich sein würde, ließ er's ruhig geschehen, daß ihm die Taschen durchsucht und ausgeleert wurden. Die gefundenen Gegenstände wurden auf den Tisch gelegt und überzeugten Jeden, daß man es hier mit einem der frechsten und gewandtesten Spitzbuben zu thun habe. Aber auch jetzt verließ diesen seine bewundernswürdige Besonnenheit nicht, und als der Graf befahl, die beiden Ge-

fangenen in den eisernen Keller (so nannte man ein festes Gemach in den Souterrains, welches mit einer eisernen Thür und vergittertem Fenster versehn war) zu bringen, sagte Jener: Ich sehe, welche Ausdeutung Sie meiner Beinsäge, meinen Instrumenten zum Ausheben und Reinigen der Zähne — er wies auf die Dietriche und die Feile — und den andern Werkzeugen geben wollen. Nun gut! Widersetzen kann ich mich nicht, gnädiger Herr, aber es wird Ihnen theuer zu stehen kommen, wenn es noch Recht und Gerechtigkeit gibt.

Der eine Jäger — derselbe, der, zufällig wach, zuerst den Einbruch entdeckt und dann die übrigen Hausgenossen geweckt hatte — trug jetzt Kallna's Felleisen herein; man öffnete es und fand die gestohlenen Gegenstände darin. Das ist Alles, sagte der Jäger, was sich draußen gefunden hat. — Legt es zu den Sachen auf den Tisch, sagte der Graf. Wo ist der Haushofmeister? — Er holt die Schlüssel zu dem eisernen Keller, antwortete ein Diener.

Während man einige Augenblicke wartete, öffnete sich eine Thür und die Gräfin trat herein, von mehren weiblichen Dienstboten gefolgt, welche neugierig die Köpfe vorstreckten um die Gefangenen zu sehen. Wir haben die Schelme ertappt, sagte Winfried, und werden sie den Gerichten überliefern. Der Alte hier ist ein gefährlicher, durchtriebener Schurke. Der junge Mensch da scheint der Verführte zu sein und dauert mich.

Mathilde warf einen langen Blick auf Kallna und sagte leise: Er erbarmt mich im Herzen, und ich weiß mir nicht zu entsinnen, aber ich muß dieß Gesicht schon gesehen haben, es ist mir so bekannt.

Morgen werden wir mehr von dem Burschen erfahren, entgegnete der Graf. Aber nun geh wieder zu Bett. Ich will nur noch sorgen, daß die beiden Gäste in einen Käfig kommen, aus dem sie uns nicht entwischen sollen, und dann wollen wir uns bis morgen Alle wieder zur Ruhe begeben.

Die Gräfin betrachtete den unglücklichen jungen Verbrecher noch einmal mit inniger Theilnahme und ging dann zurück, in-

dem sie zu Luise, die sich ebenfalls herbeigefunden hatte, sagte: Der arme junge Mensch sieht so zerstört aus wie ein Sterbender. Ich mußte wenigstens bei seinem Anblick immer an das Gesicht meines seligen Vaters denken, wie er aussah als er im Sterben lag. —

Der Haushofmeister war indeß herbeigekommen. Winfried ließ die beiden Gefangenen in das bezeichnete feste Gemach führen, begleitete sie selbst und überzeugte sich, daß sie dort sicher verwahrt sein würden. Die starken Schlösser wurden hinter ihnen zugedreht, der Graf hieß Alle wieder zur Ruhe gehn, und nach einigen Stunden lagen sämmtliche Schloßbewohner abermals im festen Schlafe.

Es war hoch am Tage, als der Graf im Zimmer der Gräfin erschien, um mit den beiden Damen — denn die alte Gräfin und Gertrud waren schon vorgestern abgereist, — den Kaffee zu nehmen. Er setzte sich zu ihnen, ließ sich mit dem duftenden Getränk bedienen und erkundigte sich, wie sie die nächtliche Aufregung überstanden hätten.

Solche Störung gewohnter Ruhe und Sicherheit, sagte er, erinnert doch immer warnend an die Ungewißheit aller menschlichen Dinge, und es ist am Ende eine wohlthätige Mahnung, wenn man in den Folgen menschlicher Bosheit Gottes Finger zu erkennen weiß. Haben wir für dießmal auch nichts als eine persönliche Beunruhigung davon gehabt, die ohne weitere Nachwehen verklingen wird, so hätte doch eben so gut empfindliche Beraubung, ja Brand und Mord dazukommen können. Der Herr habe Dank für seinen gnädigen Schutz! Meine Mathilde sieht aber doch noch etwas bleich und beunruhigt drein.

Wie sollte man anders nach solchen Auftritten? entgegnete sie. Mich wundert, daß Du so gefaßt und heiter sein kannst.

Du hast recht, sagte Winfried; aber ich bin schon lange auf und habe meine Stimmung an meiner Morgenandacht, sodann an mannigfaltigem Geschäft wieder hergestellt. Es gab allerlei zu thun. Zuerst schrieb ich den Vorfall unserm Freunde, dem

Gerichtsrath, und sandte einen reitenden Boten mit dem Briefe nach der Stadt. Dann kam der Oekonomieverwalter, nach ihm der Förster, und mit Beiden mußte Manches überlegt, berathen und beschlossen werden. Endlich habe ich den alten gebrechlichen Nachtwächter pensionirt, dessen Nachlässigkeit den Einbruch doch eigentlich nur möglich gemacht hat, und ein junger, rüstiger und treuer Mensch ist an seine Stelle gesetzt worden. Ueber das Alles haben sich mir die widrigen Eindrücke verwischt.

Nein, versetzte Mathilde, ich kann sie noch nicht verscheuchen. Dergleichen ist mir bisher so fern geblieben, daß ich es fast für Märchen hielt. Mir ist als hätte ich zum ersten Mal in einen furchtbaren Abgrund geblickt. Daneben peinigt mich der Gedanke, die Leute könnten durch Elend und Noth zu ihrem Verbrechen verleitet worden sein, und ich kann das jammervolle, verhungerte, todtenbleiche Gesicht des Jüngeren gar nicht wieder aus meiner Einbildungskraft verscheuchen. Die Menschen werden doch nicht ohne Nahrungsmittel gelassen?

Ich habe dem Haushofmeister soeben Befehl ertheilt sie zu versorgen. Wenn Du übrigens an dem jüngeren Verbrecher Antheil nimmst, so will ich nicht leugnen, daß mich jetzt, bei ruhiger Ueberlegung, die Selbstbeherrschung, Geistesgegenwart und Gewandtheit des Aelteren in Erstaunen setzt. Ist es nicht ein unbeschreiblicher Jammer, daß so edle Kräfte, die einen Feldherrn, einen Staatsmann zieren würden, hier den gemeinsten, nichtswürdigsten Verbrechen dienen müssen?

Er wollte eben den Auftritt mit dem Spandauer beschreiben, als der Hofmeister mit verlegen verdrießlicher Miene eintrat. Gnädiger Herr, sagte er, die Schufte sind ausgebrochen.

Unmöglich! rief der Graf.

Halten zu Gnaden, versetzte der Haushofmeister, wenn es unmöglich wäre, so wäre der eiserne Keller wohl nicht leer. Aber sehen Sie! — Er hielt zwei starke, an beiden Enden abgefeilte Eisenstangen empor.

Sie müssen also, außer der abgenommenen, noch eine zweite Feile gehabt haben, sagte Winfried.

Herr Graf entschuldigen, erwiederte Jener, das ist nicht möglich. Ich habe beide Leute auf's Genaueste untersucht. Sie können keine Feile gehabt haben, und ich begreife gar nicht womit sie das Eisen durchgefeilt haben. —

Eine belehrende Debatte über Möglichkeit und Wirklichkeit! sagte Luise lachend. Auch Winfried, so verdrießlich ihm das Entkommen der gefährlichen Verbrecher war, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Mathilde aber sagte leise: Gott sei Dank, daß die Unglücklichen entkommen sind!

Hört! sagte Winfried zu dem Haushofmeister. Lasset die Jäger sogleich die Hunde in den Keller bringen, damit diese die Witterung der Diebe bekommen und die Fährte verfolgen. Die übrige Dienerschaft soll sich sofort an der Schloßtreppe versammeln. Sehr weit können sich die Entsprungenen noch nicht entfernt haben und ich hoffe, wir erwischen sie noch. Ich selbst werde mitgehn. —

Der Haushofmeister ging. Der Graf beurlaubte sich von den Damen, warf sich rasch in seinen Jagdanzug und begab sich zu der zahlreichen, indeß versammelten Dienerschaft hinaus. Mit den anwesenden Herrschaftsbeamten wurde eine kurze Berathung gehalten, und unter ihrer und des Grafen Anführung vertheilte man sich truppweise nach verschiedenen Richtungen. Die Hunde schienen eine gute Spur gefunden zu haben, die Jäger folgten ihnen; die Uebrigen durchsuchten alle erdenklichen Schlupfwinkel des Parks und der Umgegend. Glück und Gewandtheit hatten den Entsprungenen indeß geholfen. Nach mehren Stunden vergeblichen Umhersuchens fand Einer nach dem Andern sich wieder auf dem Schlosse ein, auch die Jäger mit den Hunden kehrten zurück und man überzeugte sich, daß die Diebe für dießmal entkommen seien.

Erst spät zur Tafelzeit erschien der Gerichtsrath in Begleitung eines jungen Referendars. Entschuldigen Sie meine verspätete Ankunft, sagte er, nachdem er wie ein alter Bekannter den Grafen und die Damen begrüßt. Ich bin indeß nicht unthätig gewesen und glaube einen Mitschuldigen Ihrer Gefangenen in

Händen zu haben. Ein herumziehender Orgeldreher ist diese Nacht nicht fern von hier, anscheinend auf der Flucht, von einem Gendarmen aufgegriffen. Ich hatte ihn schon in der Frühe verhört. Er wollte auf dem Wege zur alten Haideschenke gewesen sein, um dort mit einem Weibe zusammenzutreffen, mit dem er sich seit einiger Zeit umhertreibt. Als ich nun von hier Meldung erhielt über den geschehenen Einbruch, mußte ich ihn sofort im Verdacht der Mitschuld haben, nahm ihn daher gleich mit mir und machte den Umweg über die Haideschenke, um mich auch des Weibes zu versichern, das wir nun ebenfalls bei uns haben. In einem vorläufigen kurzen Verhör hat sie bereits gestanden, daß der Orgelmann gestern Abend mit noch zwei andern sehr verdächtigen Menschen in der Schenke gewesen, und diese werden ohne Zweifel Ihre Gefangenen sein.

Der Graf erwiederte, daß die beiden Hauptschuldigen leider entsprungen und nicht wieder aufzufinden seien, und erzählte das Vorgegangene. — Das ist sehr verdrießlich, sagte der Gerichtsrath. Es ist äußerst gefährliches und verschmitztes Gesindel, das immer frecher wird, je länger ihm seine Verbrechen straflos gelingen. So werden wir hier für jetzt nur den Thatbestand festzustellen haben.

Winfried meinte, daß dazu wohl nach Tisch noch Zeit genug sei, und forderte die beiden Rechtsgelehrten auf, die Damen in den Eßsaal zu führen. Nach der mehrstündigen Fahrt war Jenen die Einladung sehr willkommen und man begab sich zu Tisch. Der Graf erzählte die Begebenheiten der vergangenen Nacht. Dann sprach man von der Zunahme der Verbrechen im Allgemeinen.

Ohne Uebelthaten, sagte Winfried, kann es in einer Menschheit nicht zugehen, deren Geschichte mit der Sünde anhebt und mit ihrem Gerichte schließt. Leidenschaften, Zorn, Lüste und Begierden wachsen mit jedem Geschlechte wieder heran und machen sich immer von Neuem geltend. Auffallend aber ist es, daß Verbrechen, welche Kraft und große Leidenschaften voraussetzen, immer seltener werden, während diejenigen immer

mehr zunehmen, die aus gemeiner Ruchlosigkeit und lüsterner Schlechtigkeit hervorgehen.

Der Gerichtsrath, ein sehr gerader und rücksichtsloser Mann, sagte: Die Bemerkung ist im Ganzen richtig und mit Grund zieht man daraus nachtheilige Schlüsse über die abnehmende sittliche Kraft der Massen. Die Ursachen davon sucht man aber meist nicht da, wo sie liegen. Uebervölkerung, Theurung, Fabrikwesen, Arbeitslosigkeit und dergleichen, mit Einem Worte, Armuth und Noth können nur Reizmittel, nicht aber Ursachen zu Verbrechen sein. Brav und gut könnten die Leute bei dem Allen bleiben. Ich finde den Grund in einer Krankheit der Zeit, die sich über alle Stände erstreckt, von der wir mehr oder minder Alle angesteckt sind. Das ist die Ungenügsamkeit, die Genußsucht, der Mangel an Einfalt. Niemand will sich beschränken, Niemand entsagen, Niemand seine Bedürfnisse auf das wirklich Nothwendige zurückführen. Niemand will besitzen als besäße er nicht. Alles muß in Genuß verwandelt werden. Nun ist bei der ungeheuersten Mehrzahl der Menschen die Fähigkeit zu genießen weit größer, als die Mittel zu ihrer Befriedigung, und daher die Sünde gegen das zehnte Gebot allgemein. Wer in der Welt sagt noch in vollem Ernste: Wenn ich Kleidung und Nahrung habe, so ist mir genügt?

Das mag richtig sein, sagte Mathilde; aber es ist doch ein Unterschied in den Ständen und in den Mitteln zu machen.

Das finde ich nicht, versetzte der Gerichtsrath. Jeder erkennt an, er müsse sich nach seiner Decke strecken, aber Keinem ist seine Decke groß genug; wo sie es ist, ja wo sie übermäßig lang ist, glaubt er doch kein Eckchen daran entbehren zu können. Wenn Sie, gnädige Gräfin, leben sollten, wie etwa im achten oder neunten Jahrhundert eine deutsche Kaiserin lebte, so würden Sie über Einschränkung und Entbehrung klagen. Hundert Dinge, die damals zum Ueberfluß gehörten, hält man heute für unentbehrlich. Auch gibt es ja keinen scharfen Abschnitt der Stände mehr. Ich habe einen Kollegen, dessen Vetter ein Schuhmacher ist, während eine Cousine seiner aus einem adligen Hause ab-

stammenden Frau mit einem mediatisirten Fürsten verschwägert ist, der wieder in Verwandtschaft mit mehren regierenden Häusern steht. Das ist zwar ein seltener Fall und ich möchte es nicht loben, aber es ist so, und in leiseren Uebergängen vermischen sich die Stände allenthalben. Genüsse, Begierden, Bedürfnisse sind ansteckender Natur und theilen sich überallhin mit, nicht aber die Mittel zu ihrer Befriedigung. Zum heiteren Entbehren und Verzichten gehört in allen Ständen sittliche Kraft, und die wird eben vermißt, ja allermeist in den höheren Ständen.

Soll man sich denn des Segens, den Gott verleiht, nicht erfreuen? fragte Luise.

Ja, mein Fräulein, erwiederte der Rath; aber mit Furcht und Zittern. Das heißt, man soll wissen und durch die That bewähren, daß man wisse, dieser Segen sei lautere unverdiente Gnade. Dann wird man desselben für sich mit Scheu, mit Zurückhaltung brauchen und ihn nicht als Eigenthum, sondern als Lehen von Gott betrachten, ihn mehr für die Brüder als für sich verwalten. Doch das gehört in das Hauptstück von der Demuth, die alles dessen sich selbst nicht werth achtet, und die darin sich selbst erfährt, daß sie in dem Verachteten, Verstoßenen, ja auch in dem Nichtswürdigen ihr Fleisch und Blut anerkennt.

Die Andern schwiegen und Mathilde schüttelte den Kopf. Ich meine, gnädige Gräfin, sagte der Rath mit ernstem Blick, auch der Vornehmste und Reichste müsse die Seligkeit der Armuth Christi schmecken können, und das sollte einer Christin kein Räthsel sein. — Mathilde sah ihn verwirrt an, machte jedoch ein Zeichen, wo nicht der Beistimmung, doch des Zugeständnisses. Luise brachte das Gespräch auf andere Dinge.

Als man sich erhob und die Rechtsgelehrten mit dem Grafen in den Bibliotheksaal gehen wollten, um dort die nöthigen Untersuchungen und Aufzeichnungen vorzunehmen, fragte Mathilde, ob sie nicht ihre Uhr daselbst wieder empfangen könne, welche sich noch bei den entwendeten und wiedergefundenen Sachen befinde. Es war nichts dabei zu erinnern, und so gingen die beiden

Damen mit den Uebrigen. Man fand das geöffnete Felleisen neben den Geräthschaften, welche den Dieben abgenommen waren, und der Gerichtsrath nahm die in dem ersteren befindlichen Gegenstände einzeln heraus. Zuletzt zwischen einigen werthlosen Kleidungsstücken fand er ein zinnernes Kreuz, in welches wie von Kinderhand der Name Mathilde eingeritzt war. Das wird ein Spielwerk der Kinder sein, sagte er, das die Spitzbuben für edles Metall gehalten haben.

Mathilde warf einen Blick darauf, nahm es hastig in die Hand und betrachtete es mit gespannter Aufmerksamkeit. Ahnungen, Erinnerungen durchblitzten sie. Sie sank in einen Sessel, bedeckte die Augen mit der Hand, heftete sie dann wieder auf das Kreuz und rief endlich: Mein Bruder, mein Bruder! Er kann nicht ertrunken sein! Dies Kreuz trug er am Halse, als er uns entrissen wurde. Winfried, er lebt, er lebt, wir müssen ihn aufsuchen!

Liebes Kind, welche Einbildungen! sagte der Graf. Mit verwunderter Theilnahme sahen die Uebrigen sie an.

Einbildungen? sagte die Gräfin. Hab' ich denn nicht selbst, noch auf dem Schiff, meinen Namen hier eingegraben? hab' ich es nicht selbst ihm mit einer Schnur um den Hals gebunden? Wie sollte dies aus dem Grunde des Weltmeeres wieder zum Vorschein kommen, wenn der allmächtige Gott das Kind nicht gerettet hätte? Ach Gott, rief sie, indem sie in der höchsten Aufregung aufstand, — und dies einzige Erkennungszeichen mußte ihm von Dieben entwandt werden, und nun sind sie entsprungen! Wie sollen wir ihn finden?

Beruhigen Sie sich, gnädige Gräfin! sagte der Gerichtsrath, der mit den Verhältnissen von Mathildens Familie bekannt war. Liegt hier kein Irrthum, kein täuschender Zufall zum Grunde, so gibt es immer noch Mittel und Wege die Spur weiter zu verfolgen, so schwach sie auch sei.

Ja, fügte Winfried hinzu, und sie soll verfolgt werden bis auf's Aeußerste.

O theurer Freund! sagte Mathilde, indem sie des Gerichts-

raths Hand ergriff, stehn Sie uns bei, helfen Sie, rathen Sie, bieten Sie Alles auf! O wo mag er sein? Welche Schicksale mögen ihn umhergeworfen haben? O mein Bruder, mein Bruder! — Sie brach in einen unaufhaltsamen Thränenstrom aus.

Verlassen Sie sich darauf, sagte der Rath, daß alles Ersinnliche geschehen soll, um Ihnen Gewißheit zu verschaffen. Vor Allem werden wir sofort die beiden Leute verhören, die wir mit uns gebracht haben. Herr Referendar, lassen Sie zuerst das Weib hierher führen. Wär' es nicht am besten, Herr Graf, Sie geleiteten die Frau Gräfin in ihre Zimmer? Sollten wir Etwas herausbringen, was uns auf nähere Spuren leiten könnte, so werde ich es Ihnen sofort mittheilen.

Kann ich nicht hier bleiben? fragte die Gräfin.

Es wird doch nicht gut angehen, erwiederte der Gerichtsrath.

Komm, meine Theuerste! sagte der Graf, indem er sie unterstützte und zur Thür führte. Wir wissen ja unsre Angelegenheit in den besten Händen. Komm, suche Dich nur erst wieder zu fassen, zu beruhigen. Der Alles väterlich lenkt, wird auch dies zu unserm Besten hinausleiten.

Der Gerichtsrath bat sich noch das kleine Kreuz von ihr aus, das sie ihm mit Widerstreben überließ, und das gräfliche Paar ging hinaus. Luise aber, die bisher kein Wort gesprochen, schloß hinter ihnen die Thür und kam wieder zu dem Gerichtsrath zurück. Ich muß Sie doch auch bitten den Herrschaften zu folgen, mein Fräulein, sagte der Rath.

Das soll sogleich geschehen, sagte sie; aber da ich Sie einen Augenblick allein sprechen kann, so muß ich Ihnen eine Vermuthung mittheilen, die mich unsäglich peinigt. —

Lassen Sie hören. —

Ich fürchte dringend, Einer der entsprungenen Verbrecher selbst sei der verlorene Bruder der Gräfin. Diese Nacht, als sie den Jüngeren von ihnen theilnehmend und mitleidig betrachtete, bemerkte sie selbst, er gleiche ihrem Vater, und ich gestehe, die Aehnlichkeit war unverkennbar. Die Entdeckung jenes Wahr-

zeichens rief mir dies sogleich in's Gedächtniß zurück, und mich wundert, daß ihr selbst die Möglichkeit nicht einfiel.

Das wäre eine harte Erfahrung für sie, sagte der Rath, eine tief einschneidende Prüfung. Vielleicht aber vermuthet sie es selbst und wagt es nur noch nicht auszusprechen.

Das ist ihre Art nicht, versetzte Luise, sie würde sich verrathen haben. Aber sollte es sich bestätigen, verehrter Freund, meinen Sie nicht, daß es nothwendig, daß es menschlich sein werde, es ihr zu verbergen, es ein Geheimniß bleiben zu lassen?

Nein, mein Fräulein! erwiederte der Beamte. Das ist mit meiner Pflicht und Ueberzeugung unverträglich. Es kommen Rechtsverhältnisse dabei in Frage, die ich nicht unterdrücken darf, und es ist eine falsche, meist auch vergebliche Zärtlichkeit, wenn der Mensch den Menschen vor solchen Verhängnissen Gottes vorübertäuschen will. Uebrigens wäre es ein so seltsames Zusammentreffen, daß ich es gar nicht für wahrscheinlich halten kann. Gehen Sie zu ihr, mein Fräulein, und suchen Sie zu verhüten, daß die Gräfin selbst auf die unselige Vermuthung komme und sich ohne Noth, jedenfalls vor der Zeit, mit diesem Gedanken peinige.

Der Rechtsmann hatte so bestimmt und entschieden gesprochen, daß Luise keine Einwendungen dagegen vorzubringen wagte, und da sie jetzt auch den Referendar mit dem verhafteten Weibe eintreten sah, so empfahl sie sich schnell und eilte hinüber zu ihrer Freundin.

Mathilde war in einem äußerst aufgeregten Zustande und sprach viel, aber von jener Vermuthung schien ihr auch kein Schatten durch die Seele zu gehen. Es ist ja möglich, sagte sie, daß wir ihn finden, daß die Entdeckung von Spur zu Spur weiterleitet. O mein Gott, wie danke ich dir für dies Hoffnungszeichen! Er muß leben, er muß erhalten worden, er muß dem Sturm, der Todesgefahr entronnen sein. O Winfried, wenn der einzige liebe Bruder, der vielbeweinte, in unsere Arme zurückkehrt, wieviel entbehrte Liebe, Treue und Zärtlichkeit müssen wir ihm ersetzen! Mit welchen Widerwärtigkeiten und Ent-

behrungen mag er in seiner Verlassenheit gekämpft haben! Und doch kann er, Gott sei gedankt, noch nicht völlig ohne Besitz gewesen sein, wenn Diebstahl es der Mühe werth hielt, sich seiner Habe zu bemächtigen. Gewiß haben edle Menschen sich des verlassenen Knaben angenommen, gerührt von seiner Schönheit und Lieblichkeit und von dem grausamen Geschick, das ein so holdes Dasein getroffen. Gewiß haben sie ihn zu einem edlen würdigen Mann herangezogen, wenn auch unter seinen Ansprüchen, unter seinem Stande. Vielleicht ist er uns gar nicht so fern, vielleicht habe ich selbst ihn schon erblickt, und gleichgültig sind meine Augen an ihm vorübergestreift, und er wußte nicht, wie viel aufgesparte Liebe, vom Todesschleier bedeckt, im Grunde meines Herzens für ihn lag. Jetzt müssen wir ihm Alles sein, Vater, Mutter und Schwester, denn das Alles ist ihm genommen gewesen und Fremde konnten es ihm ja nie ersetzen, auch nicht mit aller Sorgfalt, Wohlwollen und Zuneigung. Jene heiligen Bande sind Einsetzung des Herrn und darum so voll unaussprechlichen Reichthums der uneigennützigsten Liebe. O mein Winfried, Du wirst ihn ja auch lieben.

Meine Geliebte, sagte der Graf, laß Deine Hoffnung Dich nicht zu weit reißen. Bedenke, wie schwach und unsicher die Aussichten noch sind, dem Entrissenen, selbst wenn er gerettet sein sollte, näher auf die Spur zu kommen.

O es wäre allzubitter, rief sie, sollte er mir aus dem zahllosen wirren Menschenhaufen nur einmal, ohne es zu wissen, ein Zeichen seines Lebens zuwerfen und dann auf immer für uns in ihn untertauchen und verloren gehn — wie damals im Nachen auf dem Gipfel der Woge, als ich das liebe Haupt noch einmal sah und dann nie wieder! Wohl kann es auch jetzt so gehn und ich habe ihn zum zweiten Mal zu verlieren, ohne ihn wiedergefunden zu haben. Durch wie manche Hand, unbeachtet und unvermißt, kann das kleine Wahrzeichen schon gegangen sein, ehe es in die Hände jenes Auswurfs der Menschheit gerieth! Ach und dann, wenn ich glauben müßte, er irre vielleicht hülflos und rathlos durch die Welt, jede Spur nach ihm wäre für

uns erloschen, vergebens müßte ich lebenslang die Arme nach ihm ausbreiten und nichts könnte ich ihm sein, nichts ihm wiedergeben, — o Winfried, das wäre allzubitter! Und doch wird es so kommen. —

Sie brach bei diesen Worten abermals in Thränen aus. Winfried, um sie zu beruhigen, suchte ihre Hoffnungen wieder zu beleben, ihre Aussichten zu erheitern, nun aber schweifte sie von neuem aus in der Zuversicht zu einem glücklichen Ausgange. Vergebens bemühte sich der verständige Gemahl, ihre Empfindungen auf ein richtiges Maß einzuschränken. Immer wieder schwankte sie von einem Aeußersten zum andern, bis endlich die aufgeregte Natur sich erschöpfte. Nun saß sie eine Zeitlang still weinend, erhob sich dann und sagte: Ich fühle, daß ich aus aller Fassung gerathen bin. Vergebt mir, meine Lieben. Ihr sollt mich ruhig und besonnen wiederhaben, laßt mich nur einige Augenblicke in meinem Kabinet allein verweilen. — Winfried drückte ihr mit einem Blicke stillen Verständnisses die Hand, und sie entfernte sich. —

Schon ziemlich lange hatten die Zurückgebliebenen in schweigendem Nachsinnen zugebracht, als angepocht ward und der Gerichtsrath, einige frisch beschriebene Bogen in der Hand, zu ihnen eintrat. Ist die Frau Gräfin abwesend? fragte er.

Ich werde sie sogleich rufen, sagte Winfried.

Thun sie das nicht, Herr Graf, versetzte der Rath. Es ist besser, Sie selbst bereiten die Frau Gräfin auf die erschütternde Nachricht vor. —

Aber Mathilde hörte ihn bereits.

Sie hatte in anhaltendem brünstigem Gebete dem gegenwärtigen Gott ihr ganzes Innere, alle ihre Aengste, alle ihre schmerzlichen Sorgen ausgeschüttet, sie hatte ernstlich gerungen mit dem Herrn um seinen göttlichen Frieden, um Sieg über ihr eignes unruhiges Herz, und es hatte sich über sie gelegt wie eine Hand der Kraft, der Gnade und des Trostes, von der sie sich allmächtig umschlossen fühlte. Und sonderbar! Was ihr vorher in der Zerstreutheit ihrer Unruhe nicht eingefallen war,

die in der Nacht von ihr bemerkte Aehnlichkeit des jüngeren Gefangenen mit ihrem sterbenden Vater, der Gedanke, daß dieser Unglückliche der beweinte Bruder sein könne, das trat ihr mitten in ihrem Gebete plötzlich wie ein entschleiertes Geheimniß vor die Seele. Sie erschrak, sie erbebte vor dem Gedanken, aber sie wagte ihn auszusprechen vor Gott, und in diesem Augenblicke klangen ihr, auch wußte sie wohl von wannen, so große und gewaltige Verheißungen durch die Seele, daß sie sich von ihnen gegen Alles durch und durch gekräftiget und gehalten fühlte. "Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir, weiche nicht, denn Ich bin dein Gott. Ich stärke dich, Ich helfe dir auch; Ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Aber der Unglückliche, Verwahrloste, unter Verbrecher Gerathene? „Kommt zu Mir — hieß es — alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken. Ich vertilge deine Missethat wie eine Wolke, und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu Mir, denn Ich erlöse dich." Und wenn ich ihn nun finde, sagte sie, finde in der tiefsten Versunkenheit und Verworfenheit? — „Wer den Sünder bekehret von dem Irrthum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und wird bedecken die Menge der Sünden." — Und werde ich ihn finden? werd' ich ihn wiedersehen? — „Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan." — So durchklang ein Wort des Herrn nach dem andern ihr Innres wunderbar, daß sie ausrufen mußte: Du rüstest mich mit Kraft und stellest mich auf meine Höhn! und daß sie ihre ganze Seele in die Hände des Herrn legen konnte, er möge ihr bereiten was er wolle. In dieser Fassung und Stimmung wollte sie so eben zu den Uebrigen zurückkehren und ihre Hand lag schon am Drücker der Thür, als sie den Gerichtsrath jene Worte aussprechen hörte und vernahm, wie er weiter sprach:

Es fehlt zwar noch viel an einem juristischen Beweise, aber es ist alle Vermuthung dafür und ich selbst habe die volle moralische Ueberzeugung gewonnen, daß der Jüngere der beiden Männer,

welche diese Nacht in Ihrer Gewalt gewesen sind, der abhandengekommene Bruder der Gräfin ist.

O mein Gott! rief der Graf zusammenschreckend, und so sehr er gewohnt war sich selbst zu beherrschen, so konnte er doch nur mit Anstrengung die Bitte hervorbringen, der Freund möge fortfahren.

Lesen Sie diese Protokolle, versetzte der Rath. Ich habe die vorläufige Vernehmung der Verhafteten nur erst auf diesen Gegenstand beschränkt. Sie werden finden, daß die Aussagen, einige Kleinigkeiten ausgenommen, übereinstimmen. Der junge Mann wird darin Karl Kallna genannt, was offenbar nur eine Verstümmelung des Namens Karl von Kallenau ist. Daß er von einem ostfriesischen Matrosen aus einem Seesturm gerettet sei, daß er noch eine dumpfe Rückerinnerung an seine Eltern, sogar an seine Schwester habe, daß er von jeher im Besitze jenes kleinen Kreuzes gewesen sei, das Alles werden Sie hier bezeugt finden.

Der Graf nahm mit zitternden Händen die Papiere und setzte sich damit an's Fenster.

So stark und gerüstet Mathilde sich auch gefühlt, so wollte es ihr doch das Herz zuklemmen, und es riß mehrmals wie ein jäher Schwindel durch ihr ganzes Wesen, als sie diese Bestätigungen vernahm. Auch dem Wahrscheinlichsten steht man doch noch mit andern Empfindungen gegenüber, als der bezeugten Wirklichkeit. Als sie nun aber leise die Thür aufstieß und hereintrat, sahen der Rath und Luise wohl, daß sie die Mittheilungen des Ersteren angehört haben müsse. Bleich wie ein Wachsbild, winkte sie ihnen Schweigen zu, ging dann mit unhörbaren Tritten durch das Zimmer, stellte sich von Winfried unbemerkt hinter dessen Stuhl und sah ihm über die Schulter in die verhängnißvollen Blätter.

Mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit hatte der gewandte Rechtsgelehrte den beiden vernommenen Leuten alle Nachrichten abgelockt, die sie über den jungen Kallna oder Kallenau zu geben

vermochten, und dieser schien mit Mittheilungen über sein früheres Leben und Treiben nicht zurückhaltend gegen sie gewesen zu sein. So las nun der Graf und mit ihm Mathilde, wie Karl als Knabe seinen Pflegeeltern wegen harter Behandlung entlaufen, sich hungernd, bettelnd, abgerissen, bald allein, bald in Gesellschaft des verderbtesten Gesindels Jahrelang umhergetrieben. Einige Zeit war er mit einer Seiltänzertruppe umhergezogen. Nach einer Mißhandlung von Seiten des Directors hatte er diese wieder verlassen und abermals bettelnd das Land durchstreift. Hierauf war er in eine Fabrik gekommen, wo er eine Zeitlang ruhig gewohnt und gearbeitet. Weil er dort aber keine Heimathsrechte hatte, war er durch polizeiliche Verfügung aus der Gegend entfernt und man hatte ihn nach Ostfriesland schaffen wollen. Unterwegs aber hatte er die ihm vorgeschriebene Straße verlassen, um sein früheres Landstreicherleben wieder zu beginnen. Nun, schon erwachsen, war er, man wußte nicht wie, in den Besitz eines Guckkastens gelangt, mit welchem er mehre Jahre von Ort zu Ort gezogen war. Vor ungefähr drei Jahren hatte sich ihm ein wanderndes Harfenmädchen zugesellt, die schöne Philippine, mit welcher er seitdem zusammengehalten. Durch sie war er Vater eines Knaben geworden und sie erwartete bereits zum zweitenmal Mutter zu werden, als er in den Verdacht eines Diebstahls gerathen, gefänglich eingezogen und von ihr getrennt worden war. Erst ganz kürzlich war er aus dem Gefängnisse entlassen worden und gestern zufällig auf der Landstraße zu dem Orgelmann gestoßen, der eben so wie seine Begleiterin auch schon früher gelegentlich mit ihm zusammengetroffen war. —

Als Winfried das letzte Blatt zuschlug, aufstand und sich umwandte, fiel Mathilde ihm weinend in die Arme. Ich habe Alles gehört, Alles mit Dir gelesen, rief sie. O mein Geliebter, welch ein Abgrund von Unglück und Verderben öffnet sich vor unsern Füßen!

Es ist entsetzlich, sagte der Graf. Ach, ich dachte es Dir gelinder mitzutheilen. Aber bleib gefaßt mein Herzensweib!

Du hast keinen Theil an dem, was sich in jenem Abgrunde ringelt und windet.

Keinen Theil, Winfried? entgegnete sie. Ist er nicht meiner Eltern Kind, mein Fleisch und Blut, mein leiblicher Bruder? Sind das nicht Bande, die Gott der Herr mit allmächtiger Hand gewoben, und kann des Menschen Sünde und Elend und Verderben sie zerreißen? Hätte es Gott bei jenem Schiffbruch so gefügt, daß statt meines Bruders ich den Eltern entrissen wäre, hast Du eine Bürgschaft, daß ich nicht demselben Abgrunde von Sünde, Elend und Verbrechen anheimgefallen wäre? Hatte ich mehr Recht, als Er, auf die Gnade Gottes?

Du hast recht, erwiederte ihr Gemahl. Aber daß Du es so aufzunehmen vermagst, das überrascht mich.

Mathilde sagte leise: Ich habe mit dem Herrn gesprochen, und Er hat mir geantwortet. —

Die gerichtlichen Untersuchungen über den Diebstahl im Schlosse waren in einigen Wochen beendet. So vorsichtig man auch die beiden verhafteten Personen zu überwachen und getrennt zu halten gesucht hatte, so war es dem Orgelmann doch gleich anfangs gelungen, mit seiner bisherigen Begleiterin einige Augenblicke unbemerkt zu flüstern. Die Folge davon war, daß Beide einmüthig aussagten, Karl habe mit einem ihnen Beiden unbekannten Menschen bei Anbruch der Nacht die Haideschenke verlassen und der Orgelmann sei ihnen erst später nachgeschlichen, weil er sie in Verdacht gehabt habe, daß sie etwas Unrechtes vorhätten, wovon er den jungen Mann habe abhalten wollen. Auf diesem Wege wollte der Mann die Spur der beiden Andern verloren haben und schon wieder auf dem Rückwege zu dem Wirthshause gewesen sein, als ihn der Gendarm aufgegriffen hatte. Die dürftigen Aussagen der alten Wirthin ließen sich mit diesen Angaben wohl vereinigen und da übrigens die Papiere des wandernden Paares ganz in der Ordnung waren, so mußte man dasselbe nach Kurzem wieder entlassen. Der Gerichtsrath ließ jedoch den Orgelfritz vorher zu sich führen und versprach

ihm im Namen des Grafen eine erhebliche Summe Geldes, wenn er die Spuren des Karl Kallna, gewöhnlich Fisch genannt, so nachweisen werde, daß man seiner habhaft werden könne. Jener, durch das Anerbieten gelockt, verschwor sich auf alle Weise, dem Entwichenen nachspüren zu wollen. Auch bezweifelte er nicht, daß ihm dieß schon gelingen werde, und die Hoffnung auf den ansehnlichen Gewinn machte ihn, als er mit seiner Begleiterin die Stadt wieder verließ, so übermüthig und lustig, daß er Orgel und Kleiderbündel dem armen Weibe aufpackte und die Hände in den Taschen pfeifend ihr vorauswanderte.

Es war dieß nicht der einzige Versuch den der Gerichtsrath zur Wiederauffindung Karls von Kallenau anstellte. Durch seine amtliche Stellung mit manchen näheren und entfernteren Polizeibehörden in Verbindung, suchte er durch diese nicht allein über Karl, sondern auch über die schöne Philippine Nachrichten zu erhalten, und rücksichtlich der Letzteren erfuhr er, daß sie aus einem kleinen sächsischen Städtchen stamme, wo ihr Vater Musicus gewesen, doch schon längst mit Hinterlassung zweier Töchter gestorben sei. Die eine Tochter lebe noch dort und nähre sich von Waschen und Handarbeit kümmerlich aber ehrlich; die andre, Philippine, ziehe seit mehren Jahren als Harfenspielerin auf Jahrmärkten und zu Gasthäusern umher, doch sei deren gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt. Die Behörde des Städtchens erbot sich, von jeder Nachricht, die über Philippine etwa einlaufen könne, sofort Kenntniß zu geben.

Der Graf hatte sich auf Mathildens Bitte zur Reise nach Ostfriesland entschlossen, um dort über Karls Vergangenheit genauere Nachforschungen anzustellen und wo möglich auch Anhaltspunkte zu finden, seinen gegenwärtigen Aufenthalt zu entdecken. Sie selbst war zurückgeblieben. Sie wollte die Gegend nicht verlassen, in deren Umkreise sie den unglücklichen Bruder vermuthen mußte.

Nicht lange nach Winfrieds Abreise übersandte der Gerichtsrath das an ihn eingelaufene Schreiben einer Stadtbehörde, welche ihm meldete, es habe sich dem Vernehmen nach in der

Nähe der Stadt eine Harfenspielerin mit einem Kinde in Begleitung eines jungen Menschen blicken lassen. Wahrscheinlich sei es die sogenannte schöne Philippine. Man werde weiter nachforschen lassen und die Ergebnisse melden.

Mathilde hatte dieß Schreiben kaum gelesen, so war sie auch schon entschlossen, selbst nach der, einige Tagereisen entfernten Stadt abzureisen, um die aufgetauchte Spur auf das Sorgfältigste zu verfolgen. Seit der unseligen Entdeckung hatte das gräfliche Paar sich von allen geselligen Verbindungen mit benachbarten Familien zurückgezogen und Besuche waren weder angenommen noch gemacht worden. Noch einsamer fühlte sich Mathilde nach des Grafen Abreise. Luisens und der beiden Kinder Gegenwart, auch die Besuche des Predigers konnten doch die Leere nicht ausfüllen, welche Mathilde bei der Entbehrung der sonst gewohnten mannigfaltigen Geselligkeit empfand. Die ungewohnte Stille machte sie innerlich nur noch unruhiger, und dachte sie an die Thätigkeit ihres Gemahls und des rechtsgelehrten Freundes für die Angelegenheit, die ihr gegenwärtig die wichtigste war, so fühlte sie mit Unbehagen die einförmige Muße, in der sie fortlebte, so erwachte immer mehr in ihr die lebhafte Begierde, gleichfalls in irgend einer Weise für jene Sache thätig zu sein. Dieser Stimmung kam jenes Schreiben auf das Willkommenste entgegen. Luisens Einwendungen wurden schnell beseitigt. Ihr und der sehr zuverlässigen Gouvernante wurde die Sorge für die Kinder überlassen, die Privatgeschäfte des Grafen waren bei dessen Secretair, die Oekonomie bei dem Verwalter, Schloß und Dienerschaft bei dem Haushofmeister in den besten Händen. So wurde denn Alles schleunigst zur Abreise eingerichtet und nachdem Mathilde dem Gerichtsrath mit einigen Zeilen für die Mittheilung des Schreibens gedankt und ihm ihren Entschluß gemeldet, sich auch mit reichlichen Reisemitteln versehen hatte, fuhr sie nach herzlichem Abschiede von den Kindern und von Luisen, in Begleitung eines alten Kammerdieners, eines Jägers und einer Kammerfrau davon.

Ihre lebhafte Einbildungskraft, von Hoffnung, Erwartung,

Neigung und Leidenschaft in Bewegung gesetzt, dazu die mannigfaltig wechselnde Gegend, durch welche sie auf wohlgeebneten Straßen dahinrollte, beschäftigten und zerstreuten sie den ersten Tag ihrer Reise hinreichend. Spät und ermüdet fand sie in dem Gasthofe einer Landstadt ein leibliches Unterkommen. Erst am folgenden Tage, als sie bei Regenwetter auf schlechten Wegen langsam durch einförmige Landstrecken gefahren wurde, überlegte sie näher, was sie unternommen habe. Es war ihr erster Versuch, sich selbständig ohne schützenden und sorgenden Freund und Führer in die Welt zu wagen. Was konnte ihr nicht zustoßen, in welche Lagen konnte sie nicht gerathen, in denen ihre bisherige Erfahrung und Uebung sie rath- und hülflos lassen mußte! Sie fing an zu ahnen, daß sie mit der wirklichen Welt und ihren vielfältigen Bedingnissen noch sehr unbekannt sei, und allmählig überkam sie eine Unsicherheit und Furchtsamkeit, welche es ihr sehr zweifelhaft machten, ob sie klug daran gethan, sich in ihr gegenwärtiges Unternehmen ohne weiteren Beistand einzulassen. Nur der Gedanke an das väterliche Geleit des treuen Gottes gab ihr Muth die Reise fortzusetzen, ohne ihr doch das Gefühl ihrer eignen Unzulänglichkeit nehmen zu können.

Gegen Mittag erreichte sie den Ort, von welchem an sie die Eisenbahn benutzen konnte. Hier mußte sie nun wieder in vielen Dingen entscheiden und bestimmen. Es fragte sich, ob der Reisewagen mitgenommen oder zurückgelassen werden solle, wie er im letzteren Falle unterzubringen sei, und Manches Andere der Art. Der alte Kammerdiener bemerkte bald, daß er am Besten thun werde, wenn er Alles nach eignem Ermessen einrichte, und Mathilde war sehr zufrieden, daß er sie mit Nachfragen und Einholungen weiterer Befehle in Ruhe ließ. Nach Mittage ward sie mit ihrer Dienerschaft und ihrem Gepäck nach dem Bahnhofe gefahren und bald rasselte der Dampfzug mit ihnen Allen davon.

Mathilde, die mit ihrer Kammerfrau in der ersten Wagenklasse fuhr, fand darin eine Familie von Stande, mit der sich gar wohl reisen ließ. Ein feiner älterer Mann, der der Vater

zu sein schien, nahm sich ihrer kleinen Bedürfnisse höflich an, Mutter und Tochter zogen sie in ein gebildetes allgemeines Gespräch, das sie zerstreute und unterhielt, und da alle drei munter und mittheilend waren, auch durch die Nacht sich darin nicht stören ließen, so war unserer Reisenden die Zeit schneller vergangen, als sie dachte, da sie gegen Mitternacht ihr Reiseziel erreichte und sich von der Gesellschaft trennen mußte. Sie begab sich in den kalten und zugichten Wartesaal mit ihrer Begleiterin und überließ den beiden Dienern die Sorge für das weitere Fortkommen.

Nach einiger Zeit kam der Kammerdiener herein und meldete sehr verdrießlich, es sei für die Fortschaffung der gnädigen Gräfin und der Kammerfrau nur ein einziger zweisitziger und schlechtbeschaffener Wagen vorhanden, der höchstens ein Köfferchen hinten aufbinden könne. Es bleibe aber nichts übrig, als daß sie sich desselben bis zu der noch eine halbe Stunde entfernten Stadt bediene, daß man das Gepäck auf Handkarren nachfahren lasse, und daß er selbst mit dem Jäger es zu Fuß begleite. Mathilde mußte sich darein finden. Sie bestieg mit ihrer Begleiterin das enge feuchte Gefährt mitten im Regen und langsam und stoßend ging es darin fort durch die schwarze Nacht. Den ganzen Weg über hörte der Regen nicht auf und von allen Seiten schien er durch Ritzen und Löcher der übelconditionirten Lederdecke in das Innre des Wagens Eingang zu finden, so daß die beiden Fahrenden stellenweis ganz durchnäßt waren, als sie endlich nach einer Fahrt über holprichtes Straßenpflaster vor einem großen dunklen Gebäude stillhielten. Es war der Gasthof, allein man schien keine Gäste mehr erwartet zu haben. Alles war still und nirgends ein Licht zu erblicken. Der Kutscher stieg ab, rüttelte am Schloß der Hausthür, rief und klatschte mit der Peitsche, aber kein Mensch ließ sich blicken. Nach langen vergeblichen Bemühungen erklärte er endlich, er könne seine Pferde nicht länger im Regen stehen lassen, die Frauenzimmer müßten aussteigen und die Ankunft der Leute mit dem Gepäck hier erwarten; sein Geld habe er, und er habe das Seinige gethan, daß er sie bis zu dem

Gasthofe gefahren. Die Kammerfrau fing an zu weinen und Mathilde versprach ihm ein Trinkgeld über das andere, wenn er sie nur bis zur Ankunft der Diener im Wagen sitzen lassen wolle. Fluchend fing der Mensch nochmals an mit Gewalt an der Hausthür zu rütteln, zu schreien und zu knallen. Endlich hörte man eine scheltende Weiberstimme drinnen, ein schwaches Licht dämmerte durch die Fenster und man bemerkte, daß Anstalten zur Oeffnung des Hauses gemacht wurden. Jetzt trafen auch die beiden Diener mit einigen Kofferträgern und dem Gepäck ein. Die Hausthür wurde geöffnet und zitternd vor Nässe und Kälte stieg Mathilde aus dem Wagen und begab sich in das Haus.

Die Wirthin, eine rüstige junge Wittwe in reinlichem Nachtzeuge, erkannte in der Gräfin auf den ersten Blick die reiche und vornehme junge Frau, und entschuldigte den üblen Empfang so gut sie vermochte. Sie beklagte sie wegen des schlechten Reisewetters, versprach, daß es ihr an nichts fehlen solle, und führte sie sogleich in ihr bestes Zimmer hinauf, das Mathilde zwar einfach ausgestattet, aber reinlicher und behaglicher fand, als sie erwartet hatte. Nun wurde das Gepäck in ein Nebenzimmer geschafft und geöffnet, Mathilde kleidete sich mit Hülfe der Wirthin und der Kammerfrau um, und begab sich dann, nachdem sie sich noch mit einem raschbereiteten Thee erwärmt hatte, auf ihr Nachtlager.

Ihr Schlaf war lang und erquickend und freundlich schien die Sonne in ihre Fenster herein, als sie am andern Tage erwachte. Sie stand auf, ließ sich ankleiden und hielt ihre Morgenandacht, in welcher sie Gott um seinen Segen für ihr Vorhaben anrief. Dann nahm sie ihr Frühstück, während sie den Kammerdiener mit ihrer Karte zu dem Bürgermeister schickte und diesen um seinen Besuch bitten ließ.

Der Kammerdiener kehrte zurück und meinte, die gnädige Gräfin würde wohlthun, sich mit dem groben Spießbürger nicht einzulassen. Es sei ein hochfahrender Pfefferdütenkrämer Er habe ihn beim Heraustreten aus seinem Laden getroffen, ihm

die Karte der gnädigen Gräfin höflich überreicht und die Einladung ausgerichtet. Der Mann habe erst die Karte, dann ihn selbst von oben bis unten betrachtet, sich dann in die Brust geworfen und gesagt, er sei auf dem Wege nach dem Rathhause und könne zu Niemanden gehen; wenn die Frau Gräfin Amtsgeschäfte mit ihm abzumachen habe, so möge sie in die Magistratssitzung kommen, für alle andere Geschäfte sei er den Nachmittag im Hause zu sprechen.

Der Mann mag so Unrecht nicht haben, sagte die Gräfin, wenn er sich von seinen Dienstgeschäften nicht abhalten lassen will. Ich kann aber bis zum Nachmittage nicht warten und will lieber sogleich zu ihm fahren.

Gnädige Gräfin werden jetzt keinen Wagen haben können, sagte der Kammerdiener. Ich höre, daß die sämmtlichen Kutschen des Orts soeben nach dem Bahnhofe hinausgefahren sind.

Gut, sagte Mathilde, so geh' ich mit der Kammerfrau hin. Ihr könnt uns hinführen.

Sie ließ sich sogleich Hut, Tuch und Sonnenschirm reichen und begab sich in Begleitung ihrer beiden Leute nach dem Rathhause, das ihnen die Wirthin bezeichnete.

Am Eingange des finstern alten Gebäudes fanden sie den Rathsdiener, der sie in ein Vorzimmer führte, die Gräfin um ihren Namen fragte und dann durch eine andere Thür verschwand, bald aber mit der Nachricht zurückkehrte, die Frau Gräfin möge hier nur warten bis die Reihe an sie käme. Der Kammerdiener biß sich auf die Lippen. Mathilde aber, mit dem Verfahren an solchen Orten ganz unbekannt, fand das Alles in der Ordnung und ließ sich auf einen Bretterstuhl nieder, den ihr der Rathsdiener herbeitrug. Währenddem füllte sich das Zimmer allmählich mit verschiedenen Leuten, welche Klagen anzubringen hatten, Termine bestehen oder abgehört und vereidigt werden sollten. Sie betrachteten die vornehme junge Dame, die an dieser Stelle eine ganz unerhörte Erscheinung war, aus der Ferne, traten in Gruppen zusammen und theilten sich flüsternd ihre Bemerkungen und Vermuthungen über dieselbe mit. Der

Rathsdiener, der geschäftig ab und zu gegangen war, kam endlich aus dem Sitzungszimmer wieder, nannte laut den Namen der Gräfin und sagte, sie könne vor dem Magistrat erscheinen. Mathilde stand auf und folgte dem Manne in Begleitung ihrer Kammerfrau.

Sie trat in ein großes, nicht sonderlich reinlich noch ordentlich gehaltenes Zimmer, in welchem sie an einem grünbehangenen, mit Akten und Schreibgeräth bedeckten Tische drei bürgerliche Männer sitzen sah. Ein junger Schreiber bückte sich am Ende der Tafel von dem Papiere auf. Ihr höflicher Gruß wurde von den Magistratspersonen mit einem Kopfnicken beantwortet, und der Bürgermeister fragte sie nach ihrem Namen. Nachdem sie ihn genannt, winkte er dem Secretair zu schreiben und diktirte: Geschehen u. s. w. Vorgeladen erschien die Gräfin — Vorgeladen ist sie nicht, unterbrach ihn der eine Beisitzer. — Sie ist wohl vorgeladen, sagte der Bürgermeister, ich habe sie herbestellt. — Sie ist nicht vorgeladen, versetzte der andere Beisitzer, sie hat selbst einen Termin verlangt. — Ja, und da habe ich sie vorladen lassen. —

Jetzt merkte Mathilde ungefähr, mit was für Leuten sie zu thun habe, und unterbrach ihre Verhandlung. Ich bitte Sie, meine Herrn, mich anzuhören, sagte sie höflich. Ich wollte mir nur nähere Auskunft über eine Person erbitten, für die ich mich interessire, und es wird gar nicht erforderlich sein, daß darüber etwas niedergezeichnet werde.

Ob das nöthig ist, muß die Stadtbehörde beurtheilen, sagte der Bürgermeister indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. Hier muß Alles protokollirt werden, und ich werde nach Allem fragen. Name? — Wie alt? — Verheirathet? — Kinder? — Wie viele? — Religion? —

Die Gräfin beantwortete alle diese Fragen, indem ihr vor Ungeduld die Thränen in die Augen traten. Indeß war ein wohlgebildeter Mann von mittleren Jahren in das Zimmer getreten, der ohne Umstände an dem Tische Platz nahm und dem Schreiber in das Protokoll sah, während der Bürgermeister ihn

unruhig betrachtete. Kaum hatte der Angekommene das Aufgezeichnete gelesen, als er aufstehend die weitere Verhandlung unterbrach und sich Mathilden mit einer ehrerbietigen Verbeugung näherte. Hier muß ein Irrthum obwalten, gnädige Gräfin, begann er. Verzeihen Sie, daß man Ihnen keinen Sitz angeboten. Aber hätten Sie vielleicht die Gnade, mir mit zwei Worten zu sagen, was uns die Ehre verschafft, Sie hier zu sehen? — Er stellte sich sogleich als den Stadtsyndicus vor.

Mathilde athmete auf, überreichte ihm sein eignes Schreiben an den Gerichtsrath und sagte: Ich habe das größte Interesse dabei, die hier näher bezeichneten Personen aufzufinden, bin deshalb, sofort nach Mittheilung dieses Schreibens von Seiten des Gerichtsraths, hierher gereiset, und wollte mich näher nach dem muthmaßlichen Aufenthalt jener Personen bei der Behörde erkundigen, um sie wo möglich selbst aufzusuchen.

Ich bedauere, sagte der Syndicus, daß gnädige Gräfin mich nicht sofort zu sich rufen lassen und sich die Unbequemlichkeit gemacht, hierher zu kommen. Ich bitte um die Erlaubniß, Sie nach Ihrer Wohnung begleiten und Ihnen dort das Nähere mittheilen zu dürfen. Die ganze hiesige Verhandlung beruht auf einem Mißverständniß. — Er warf einen unwilligen Seitenblick auf den Bürgermeister, den dieser sich den Anschein gab nicht zu bemerken, nahm einen Aktenband und seinen Hut und führte die Gräfin höflich hinaus.

Als ihm Mathilde unterwegs auf sein Nachfragen das Verfahren des Bürgermeisters mittheilte, sagte er: Entschuldigen Sie gnädigst dies rohe Betragen. Für die städtischen Verwaltungssachen hat der Mann Geschick und Eifer, aber für Alles, was über diesen Kreis hinausgeht, ist er unbrauchbar. Dazu hat er eine unbillig hohe Meinung von sich und seinem Amte, während er sich zugleich auf seinen Liberalismus viel zu Gute thut. Gegen eine Bürgerfrau würde er sich durch Höflichkeit nichts zu vergeben geglaubt haben, aber gegen eine Dame von Stande glauben solche Leute nur durch Ungezogenheit ihre Stellung behaupten zu können und es zugleich ihren Grundsätzen schuldig

zu sein, sie wie Ihresgleichen und gelegentlich noch hochfahrender zu behandeln. Aber unter den Bürgern einer kleinen Landstadt, welche für die städtischen Aemter zur Wahl kommen können, finden sich Einsicht und Rechtschaffenheit selten mit Bildung und feinerer Sitte zusammen.

Unter solchen Gesprächen hatten sie den Gasthof erreicht, wo sich der Syndicus mit auf das Zimmer der Gräfin begab, und ihr dort nach Anleitung der Akten die gewünschte Auskunft ertheilte.

Diese war dürftig. In einem Wirthshause außerhalb der Stadt, welches die Bürger zu ihrem Sonntagsvergnügen zu besuchen pflegten, war vor etwa acht Tagen eine wandernde Harfenspielerin in Begleitung eines ungefähr zweijährigen Kindes erschienen und hatte vor der versammelten Gesellschaft gespielt und gesungen. Am Abend hatte sich ein junger Mensch eingefunden, der sich für einen wandernden Tischlergesellen ausgegeben, mit der Harfenspielerin sehr vertraut gethan und auch mit ihr die Nacht in dem Wirthshause zugebracht hatte. Am nächsten Morgen waren Beide mit dem Kinde in der Richtung nach dem Gebirge weitergezogen. Der Syndicus, ein alter Universitätsfreund des Gerichtsraths, hatte diesem auf seine unlängst eingegangene Requisition hiervon sogleich Nachricht ertheilt, zugleich aber auch, um sich ihm gefällig zu erweisen, bei den benachbarten Behörden Erkundigungen über den fernern Weg der Wanderer eingezogen. Dieselben waren erst ganz kürzlich eingetroffen, lauteten aber theils ungenügend, theils widersprechend. Nur soviel ging daraus hervor, daß die gesuchten Personen den Weg ins Gebirge eingeschlagen hatten und an verschiedenen Orten gesehen waren, ohne daß jedoch ihr gegenwärtiger Aufenthalt irgendwie zu ermitteln gewesen.

Mathilde hatte den etwas ausführlichen Mittheilungen mit Spannung und Unruhe zugehört und war sogleich entschlossen, selbst die gegebenen Spuren weiter zu verfolgen. Sie gab dies dem gefälligen Rechtsgelehrten zu erkennen, und berieth mit ihm, wie sie dabei am zweckmäßigsten zu verfahren habe. Seine

Meinung war anfangs, sie solle das ganze Geschäft einem zuverlässigen Manne, etwa ihrem Kammerdiener, übertragen und hier am Orte das Weitere erwarten. Als sie aber lebhaft erklärte, diese Sache, die für sie von der größten Wichtigkeit sei, keinem Andern überlassen zu können, so rieth er ihr, einen leichten Wagen zum bessern Fortkommen im Gebirge zu miethen, nur das Nothwendigste von ihrem Gepäck mitzunehmen, das übrige aber mit dem Jäger zurückzulassen und statt des Letzteren einen zuverlässigen, der Gebirgsgegend genau kundigen Mann mit sich zu nehmen, den er ihr zu stellen im Stande sei. Auch erbot er sich, ihr einige Schreiben an die dortigen Behörden mitzugeben.

Nachdem Mathilde seinen Rath gebilligt und seine Erbieten dankbar angenommen, entfernte sich der Syndicus mit den sonderbarsten Vermuthungen über den lebhaften Antheil, den die schöne Gräfin an den Landstreichern nehme. Er war zu rücksichtsvoll gewesen, um nach Etwas zu fragen, was ihm nicht freiwillig mitgetheilt worden. Daß ein näheres, vielleicht verwandtschaftliches Verhältniß zwischen der Dame und Einer der gesuchten Personen stattfinden müsse, schien ihm klar, nur wußte er nicht, ob dies rücksichtlich der Harfnerin, ihres Begleiters oder des Kindes der Fall sei. Ohne sich indeß durch diese Betrachtungen aufhalten zu lassen, besorgte er alles Verabredete auf das Eiligste und erschien nach einer Stunde wieder in Begleitung eines rechtlich aussehenden kräftigen Mannes, den er der Gräfin als Führer und Beistand empfahl. Derselbe sei ein Bürger der Stadt, fügte er hinzu, komme als Aufkäufer für mehrere Holzhandlungen häufig ins Gebirge und habe selbst einen kleinen Handel mit rohen Häuten, der ihn auch mit den Leuten im Gebirge vielfach in Berührung bringe. Er überreichte sodann einige Schreiben und das Verzeichniß der Ortschaften, wo die Harfenspielerin mit ihrer Begleitung gesehen worden war. Endlich gab er Nachricht von dem Miethvertrage, den er mit dem Kutscher, der indessen schon vorgefahren war, abgeschlossen hatte, und entzog sich dann mit einer gefälligen Wendung Mathildens Dankbarkeit.

So saß die Gräfin denn bald mit ihrer Kammerfrau aber-

mals in einem gar wenig bequemen Wagen, den Kammerdiener und den Führer auf dem Bock, während der Kutscher das Sattelpferd bestiegen hatte, und man fuhr den Gebirgen entgegen. Das Wetter war leidlich, die Gegend bunt und mannigfaltig; einzelne herbstlich gefärbte Waldpartieen traten heran, zerstreute Ortschaften und einzelne Wohnungen mit Gärten und Obstbäumen erschienen; Wanderer und arbeitende Landleute belebten die Landschaft. Mathilde betrachtete dieß Alles mit doppeltem Interesse, denn jeder Ort, jeder Pfad schien ihr die Spuren des verlorenen Bruders zu tragen, ihre schwesterliche Sehnsucht nährte sich an dieser Vorstellung, sie vergaß ganz, daß es nicht bloß ein Armer und Unglücklicher, sondern ein flüchtiger Verbrecher sei, den sie aufsuche, und kamen ihr doch einmal dergleichen Gedanken, so zweifelte sie keinen Augenblick, daß ihre Liebe, ihre Lehre, ihre Führung unter göttlichem Beistande den Verirrten bald verwandeln würden. Sie machte im Stillen allerlei Pläne über seine Leitung und Zukunft und half sich dadurch über manche Unbequemlichkeit und Entbehrung hinweg.

Der Führer, den man mit dem Hauptzweck der Reise bekannt gemacht hatte, zeigte sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er war unermüdlich, an jedem Orte rasch die genauesten Erkundigungen einzuziehen, und es erwies sich bald, daß man den Gesuchten wirklich auf der Spur war. Desto unangenehmer war es Mathilden, als die hereinbrechende Nacht sie zwang, in dem ärmlichen Wirthshause eines Bergstädtchens bis zum folgenden Tage zu verweilen. Aber so verwöhnt sie von Jugend auf war, so unschmackhaft die Speisen, so eng und unbehaglich die Zimmer, so hart das Nachtlager sein mochte, so widerwärtig das Alles auf sie eindrang, sie schämte sich dennoch zu klagen oder unzufrieden zu sein, denn fortwährend stellte ihre Einbildungskraft ihr vor, wie viel mehr der unglückliche Bruder entbehren und erdulden müsse, und ihre verlangende Liebe zu ihm fand eine gewisse Genugthuung darin, sich ihm einigermaßen gleichzustellen. Einen schwereren Kampf hatte sie am nächsten Morgen zu bestehen, als sich fand, daß der alte Kammerdiener

in Folge der Durchnässung in der vorherigen Nacht an heftigem Fieber erkrankt war und nach Aussage des herbeigerufenen Arztes ohne die größte Gefahr die Reise nicht fortsetzen konnte. Der Arzt versicherte zwar, daß das Uebel bei Ruhe und guter Pflege bald verschwinden werde, versprach auch selbst für die sorgfältigste Behandlung und Wartung des Kranken Sorge zu tragen, dennoch kostete es Mathilden die größte Ueberwindung, den alten treuen Diener allein zurückzulassen und sich selbst ohne seine schützende Begleitung weiter zu wagen. Allein der Führer hatte noch gestern Abend so zuverläßige Nachrichten über den Weg der Personen, denen man nachspürte, erhalten, daß sie sich nicht entschließen konnte, jetzt zurückzubleiben. Sie überließ daher den Kranken der Sorge des Arztes und setzte sobald als thunlich ihre Fahrt weiter fort.

Der Himmel schien die schwesterliche Treue belohnen zu wollen. Die von dem Führer eingezogenen Nachrichten bestätigten sich von Ort zu Ort, und man durfte hoffen, den Wanderern immer näher zu kommen. Am Nachmittage, in einem einsamen Gebirgsdorfe, schien sich die Spur einmal völlig zu verlieren. Zwar hatte hier noch vor vier oder fünf Tagen die Harfnerin mit ihrer Begleitung übernachtet, allein anfangs wußte Niemand den weiteren Weg derselben nachzuweisen, und das Ortsverzeichniß des Syndicus reichte nicht einmal mehr zu diesem Orte. Bald hatte jedoch der unermüdliche Führer einen Knaben aufgetrieben, welcher der wandernden Familie auf dem Wege in das höhere Gebirge nach einem abgelegenen, nur von Köhlern, Holzschnitzern und andern ärmlichen Handarbeitern bewohnten Bergdörfchen begegnet war. Mathilde drang sogleich auf Fortsetzung der Reise, allein der Kutscher erklärte, diese Fahrt nicht unternehmen zu können. Selbst wenn seine Pferde weniger ermüdet wären, als dieß der Fall sei, so sei doch der Wagen viel zu schwer für den steilen Hohlweg, und da dieser nicht einmal die rechte Spurweite habe, so müsse er überdem fürchten, vielleicht gerade an den gefährlichsten Stellen Räder und Achsen zu zerbrechen und Fuhrwerk, Thiere und Menschen

ins Verderben zu bringen. Der Führer, dem die Beschaffenheit des Weges genau bekannt war, bestätigte die Aussagen des Kutschers. Wollte Mathilde ihre weiteren eignen Nachforschungen nicht aufgeben, so mußte sie sich entschließen, den Weg zu Fuß zu machen. Sie zauderte anfangs, als eine weitere Nachricht sie schnell dafür entschied. Ein Mann aus dem Dorfe, vor dessen Wirthshause die Berathung stattfand, hatte auf dem Rückwege von einer entfernteren Försterei erst vor wenig Stunden das Bergdörfchen passirt und behauptete mit Bestimmtheit, vor einer abgelegenen Hütte desselben das Kind der Harfenspielerin noch heute gesehen zu haben. Der Mann sprach so besonnen und verständig und war seiner Sache so gewiß, daß kein Zweifel übrig blieb und Mathilde sofort beschloß die Fußwandrung anzutreten. Nur die allernothwendigsten Reisebedürfnisse für Mathilde und ihre Kammerfrau wurden in einen Reisesack zusammengepackt, den der Führer mit Leichtigkeit trug, das übrige Gepäck blieb unter Obhut des Kutschers zurück, und so machten sich alle Drei in Kurzem auf den Weg.

Es war eine äußerst anstrengende und ermüdende Wanderung für die junge Gräfin. Zwar lief der ebengetretene Fußpfad, den der Führer einschlug, größtentheils auf weichem Boden, anfangs neben Ackerfeldern, dann abwechselnd durch Wald, über Wiesenmatten, über kahle Höhen dahin, allein er blieb fast in fortwährender Ansteigung, und wo dieß nicht der Fall war, schlang er sich nur in irgend eine Bergsenkung hinunter, um jenseits desto höher wieder bergan zu klimmen. Ohne die Aufregung, in welche Mathilde durch die zuletzt vernommene Nachricht gerathen war, würde sie nicht die Hälfte des Weges überstanden haben, und auch so mußte sie oft genug stillstehen, um für weiteres Aufsteigen ihre Kräfte zu sammeln. Die Kammerfrau, die nicht von gleichen Aussichten und Gefühlen fortgetrieben wurde, schleppte sich nur noch mit Mühe an dem Arme des Führers weiter, obwohl sie bei weitem kräftiger und rüstiger war als ihre Gebieterin. Nur der drohende Regen und die Sorge für ihren Hut schienen ihr einige Kraft wiederzugeben

und beschleunigte ihre Schritte. Das Wetter blieb indeß leidlich und die Sonne war noch nicht untergegangen, als zwischen niedrigem Waldgebüsch und Berghaide die grauen Hütten des Dörfchens sich zeigten und Mathildens erschöpfte Kräfte von Neuem belebten.

Als sie an einigen dürftigen und rauchigen Häuschen vorbeigegangen, bei denen sie nur spielende Kinder und bellende Hunde getroffen, fanden sie ein Häuflein Männer und Weiber beisammen stehen, welche Feierabend gemacht zu haben schienen, sich sehr eifrig unter einander besprachen und mit großer Verwunderung aufschauten, als sie unsre drei Wanderer auf sich zukommen sahen. Der Führer begrüßte sie, gab Einigen, die er kannte, die Hand und fragte sogleich, ob sich nicht kürzlich eine Harfnerin mit einem Mann und Kinde hier habe blicken lassen. Ein Gemurmel entstand unter den Leuten und einer der Aelteren sagte: Ja freilich, und wir besprachen eben untereinander, was wir wohl thun sollen, um die Person wieder aufzufinden. Sie ist seit drei Tagen mit dem Menschen, mit dem sie Tags vorher hier eingetroffen, heimlich davon gegangen, Keiner weiß wohin, und hat uns das Kind hier gelassen. Nun überlegten wir, ob wir das Kind auf dem Gerichte abliefern oder was wir sonst damit anfangen sollten.

Die Sorge nehm' ich euch ab, ihr guten Leute, sagte die Gräfin, indem sie unter die Versammelten trat. Uebergebt mir das Kind sogleich. Ich werde es behalten bis die Eltern aufgefunden werden, und wer von euch die Spur der Letzteren so nachweist, daß sie aufzufinden sind, dem verspreche ich eine Belohnung von hundert Thalern.

Das ist sehr viel, sagte der alte Köhler, und wird wohl das ganze Dorf noch einmal in Bewegung setzen; ich glaube aber nicht, daß wir weitere Spuren entdecken werden, denn es ist schon alles Erdenkliche deßhalb geschehen, weil wir nicht Lust hatten fremden Landstreichern die Sorge für ihre Kinder umsonst abzunehmen, und seit drei Tagen will man die Leute in der ganzen Nachbarschaft weder gesehen noch gehört haben.

Die Gräfin wiederholte ihr Versprechen und gelobte dem das Doppelte, der die Harfenspielerin oder deren Begleiter zu ihr brächte.

Auf nähere Erkundigungen des Führers ermittelte man nun, daß die beiden fremden Leute mit dem Kinde vor vier Tagen zur Abendzeit in dem Dorfe angelangt seien und daß man sie, da sie ein Nachtlager gesucht und ein Wirthshaus in dem Orte nicht sei, zu einer bejahrten Wittwe gewiesen habe, deren Häuschen abgelegen vom Dorfe am Walde stehe, und die für Gäste Raum habe, da ihr Sohn mit Frau und Kindern erst vor einigen Monaten nach Amerika ausgewandert sei. Die Namen der Fremden hatte Niemand erfahren, auch ihre alte Wirthin nicht. Die letztere hatte jedoch bemerkt, daß der junge Mann, der sehr gut gekleidet gewesen wäre, viel Geld bei sich gehabt habe. Die Harfnerin sei nicht so gut ausgestattet gewesen, Alle waren jedoch einig, daß man sie eine sehr hübsche Person habe nennen müssen. Am folgenden Morgen seien Beide sehr früh in den Wald gegangen, nachdem sie ihrer Wirthin die Sorge für das Kind befohlen. Die Alte habe nichts Arges dabei vermuthet, da sie gegen Abend wiederzukehren versprochen, auch die Harfe zurückgelassen hätten. Allein sie seien seitdem spurlos verschwunden.

Mathildens Hoffnungen begannen zu schwanken, aber sie hielt es für unmöglich, daß Eltern ihr Kind auf eine solche Weise verlassen und dem Zufalle preisgeben sollten. Am schmerzlichsten war ihr die Nachricht, daß jener junge Mann, den sie doch für ihren unglücklichen Bruder halten zu müssen glaubte, so viel Geld bei sich gehabt haben solle. Sie mußte schließen, daß er dazu nur durch neue besser gelungene Verbrechen gelangt sei. Alles dieß sammt ihrer körperlichen Erschöpfung übernahm sie dergestalt, daß sie laut schluchzte und in die bittersten Thränen ausbrach. Jetzt versammelten sich die anwesenden Frauen um sie, suchten sie auf ihre einfache rauhe Weise zu beruhigen und wußten es doch nicht anzufangen, da sie den Zusammenhang nicht kannten. Bringt sie nur zu Mutter Anne, sagte der alte

Köhler; da ist doch das Kind, da wird sie über Nacht bleiben können und die wird sie am Besten zu Ruhe sprechen.

Die Weiber waren stillschweigend hiermit einverstanden und führten Mathilde, die allmählig ihre Fassung wiedergewann, aus dem Dorf, an einigen kümmerlichen Gärten vorüber, über eine Haide und durch Waldgebüsch zu dem einsam liegenden Hause. Die Kammerfrau folgte und der Führer war schon vorausgeeilt. Als Mathilde sich dem Hause näherte, kam er ihr bereits mit Mutter Anne, einer ernsten eisgrauen Alten entgegen, überließ dieser die Gräfin, und ging mit den Weibern wieder nach dem Dorfe zurück.

Schweigend führte die alte Frau Mathilden zu ihrem Häuschen, vor dessen Thür ein etwa zwei- oder dreijähriger schöner blasser Knabe mit dunklem Haar und Auge an der Erde saß. Ist dieß das zurückgelassene Kind? fragte Mathilde. Die Alte bejahte es. Mathilde knieete vor ihm hin, hob das Kind auf und betrachtete seine Gesichtszüge. Es glich weder ihrem Bruder, so weit sie sich dessen noch erinnerte, noch ihrem Vater, aber sie glaubte Spuren einer Aehnlichkeit mit ihrer seligen Mutter zu entdecken, und sah das verlassene Wesen mit soviel Liebe und Mitleid an, daß das Kind sie zu begreifen schien, seine kleinen Arme um ihren Hals schlang und das Köpfchen auf ihre Schulter legte.

Du sollst mein sein! rief Mathilde, indem sie mit dem Kinde aufstand und von ihrer Kammerfrau unterstützt der Alten in das Haus folgte. Du sollst mein sein und ich will dich nicht verlassen! — Sie traten in das erwärmte, reinliche, aber nur mit dem rohesten Hausbedarf ausgestattete Stübchen. Mathilde setzte das Kind auf die Füße und ließ sich erschöpft auf einen Stuhl nieder. Am Fenster saß spinnend ein zwölfjähriges Mädchen, welches sie, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, mit großen Augen ansah. Geh, Lieschen, sagte die alte Hausmutter zu ihr, und mach für uns alle Fünf eine gute Mehlsuppe. Das Kind stand auf und ging hinaus, und die Kammerfrau, so ermüdet sie auch war, folgte ihr, um zu sorgen, wie sie für sich

bemerkte, daß die Suppe wenigstens genießbar werde. Die Alte setzte sich Mathilden gegenüber und betrachtete sie mit klaren nachdenklichen Blicken.

Mathilde fühlte, daß sie ihr etwas sagen müsse und begann: Es muß Euch sehr sonderbar vorkommen, liebe alte Mutter, daß ich mich eines mir ganz fremden Kindes sogleich annehme.

Gar nicht, erwiederte die Alte. Glücklich, wer's kann. Der Herr sagt: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Was kann der Mensch Besseres thun, und was kann ihm Größeres begegnen?

Mathilde betrachtete die kleine verwitterte Alte mit ehrerbietigem Staunen. Ihr war, als werde durch diese einfache und gerade Anwendung des Wortes Gottes ihr eignes Innere plötzlich in Ordnung gerückt. Ihr habt Recht, Mutter, sagte sie; aber wer bedenkt das? Mein Gott, ich habe selbst noch nie darnach gehandelt.

Wenn wir ärmeren Leute das nicht thun, versetzte die alte Mutter, so muß es reichen Leuten gar schwer sein, die ohnehin ja schwer ins Himmelsreich kommen. Herr Herr sagen, macht's nicht aus, sondern seinen Willen thun. Aber das Schwerste steckt zwischen den Beiden und das ist der Glaube. Darin muß man alle Tage von vorn wieder anfangen, so alt man auch wird, denn was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Die Kleinen haben das umsonst, wenn man sie im Herrn aufzieht.

Das soll geschehen, Mutter! sagte Mathilde, indem sie sich zu dem Kinde niederbog, das an ihrer Uhr spielte. Ach Gott, wenn sich nur die unglücklichen Eltern wiederfänden!

Laßt sie in der Welt, der sie angehören! sagte die Alte. Ich weiß zwar nicht, was sie Euch angehen, will's auch nicht wissen; aber nach ihrem Reden und Thun ist es sicher, daß sie das Kind nur zur Sünde aufziehn würden.

Könnt Ihr mir Näheres über sie sagen? fragte Mathilde, indem ihr die Thränen in die Augen kamen.

Ich will nicht falsch Zeugniß wider sie reden, und was weiß ich von ihnen? Sie sind nur eine Nacht unter meinem

Dache gewesen. Aber was kann man Schlimmeres von einem Weibe sagen, als daß sie Mutter ist und ihr Kind verlassen hat? Und was soll man von einem Menschen sagen, der sich an solch ein Weib hängt? Ihr Thun ist vom Teufel, und sie sind des Teufels Eigenthum, und die Taufe in dem Herrn wird ihnen nicht helfen, wo sie sich nicht bekehren.

Habt Ihr nicht die Namen der Leute gehört?

Ich weiß nur, daß das Kind Heinrich gerufen wird.

Ihr denket sehr schlimm von den Leuten, Mutter, und sie mögen es verdienen, aber bedenkt auch wohin Armuth den Menschen bringen kann.

Armuth? sagte die Alte verwundert. Preiset denn der Herr umsonst die Armen selig? Hat nicht Gott erwählet die Armen auf dieser Welt, die am Glauben reich sind? Ist das Reich Gottes Gold und Silber? Mein Gott, wie sehet Ihr vornehmen Leute, die Welt an! Ihr, Ihr kommt schwerlich in's Himmelreich, aber nicht die Armen. Kann denn Geld und Gut eine Seele erlösen oder den Glauben in's Herz bringen? Und fahren mehr reiche Leute oder mehr Arme in die ewige Pein?

Aber doch ist bei den Armen mehr Versuchung und Verwahrlosung.

Mehr? Mein Gott, wie seht Ihr die Welt an! Ich war auch einmal da drunten in der weiten Welt, es ist lange her, und diente bei reichen Herrschaften in der großen Stadt. Was hab' ich da gesehen? Der Teufel versucht die reichen Leute mehr mit ihrem Reichthum, als die Armen mit ihrer Armuth, und was das Reich Gottes angeht, also das Eine was noth ist, so werden die Kinder der Reichen um kein Haar weniger verwahrlost, als die der Armen. Gottes Wort in Häusern und Gewissen ist bei den Reichen nicht mehr im Schwange, als bei den Armen, und Kirch und Pfarrer sind für Reich und Arm dieselben. Das ist Eins wie das Andre. Wir sind allzumal Sünder, wenn auch andre Stände andre Sünden. Machen die vornehmen Leute einen glatten Schein darüber her, treiben's feiner und anständiger, wie sie's nennen, und heucheln gegeneinander,

so thun's die geringen Leute geradezu und zeigen sich wie sie sind. Das Erste sieht vor Menschen besser aus, aber ich weiß nicht, ob es nicht noch eine Sünde mehr ist vor Gott. Arm und Reich thut's nicht, sondern wer dem Herrn nahe ist, der ist ihm nahe und wer ihm fern ist, der ist ihm fern.

So wäre Armuth kein Unglück? sagte Mathilde.

Die Alte erwiederte: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, Armuth wie Reichthum. Die aber nach dem Herrn nicht fragen und bauen auf das Fleisch und lieben die Welt, denen dienen alle Dinge zur Verdammniß, Reichthum wie Armuth. Mein liebes Kind, es gibt kein Unglück, als Fernseyn vom Herrn, und kein Glück, als in Ihm sein. Alles Andre geht vorüber, Tag um Tag, und bleibt hinter uns, wenn wir selbst dahingehen. Was aber den jungen Menschen angeht, so war Armuth sein geringstes Unglück. Er hatte mehr Geld bei sich, als noch jemals in diesem Hause gesehen ist.

Bei dieser Bemerkung brach Mathilde abermals in Thränen aus. Die Alte bemerkte es nicht, denn da es inzwischen dunkel geworden war, stand sie auf um Licht hereinzuholen und ging hinaus. Die Gedanken der Zurückbleibenden folgten ihr.

Mathilde hatte wohl einmal von besonders erweckten Christen aus den unteren Ständen gehört, die sich hier und dort finden sollten, allein sie war noch nie einer solchen Person begegnet und hatte die Erzählungen von denselben immer für Uebertreibung gehalten. In der alten Bäuerin mußte sie eine solche erkennen, und sie staunte über den Geist und die Kraft der Worte, welche die Alte mit schwacher zitternder Stimme vorbrachte, und aus denen ihr ein heller scharfer Hauch Gottes mit einer fast lieblichen Herbigkeit entgegen wehte. Sie fühlte die ehrerbietigste Zuneigung und das herzlichste Vertrauen zu ihr, und beschloß, ihr am folgenden Tage ihr ganzes Geheimniß mitzutheilen und ihren Rath für ihr ferneres Thun und Verhalten zu erbitten.

Dem Kinde, das indeß an ihr herumgespielt, wurde die tiefe Dämmerung unbehaglich und es zeigte sich unruhig. Sie

legte ihre Hand auf seinen Kopf und fragte: Heinrich, wie heißt Deine Mutter? — Mutter! antwortete das Kind. — Nicht noch anders? — Es schüttelte den Kopf. — Und wie heißt Dein Vater? — Es schüttelte wieder. — Wo seid ihr denn hergekommen? — Weit weit! — Hast Du Deinen Vater lieb? — Was ist lieb? — Armes Kind! Willst Du bei mir bleiben? — Der Kleine nickte. Mathilde schloß ihn in ihren Arm und das Gespräch, bei welchem ihr der fremdartige Accent in den wenigen Worten des Kleinen auffiel, wurde von der Alten unterbrochen, welche mit einem brennenden Kienspan eintrat und denselben über dem Tisch in einem Spalt der Wand befestigte. Ihr folgte die Kammerfrau, welche mit kläglichem Gesicht einen großen irdenen Napf voll Mehlsuppe trug, und Lieschen, die ein Brot, ein Messer, fünf hölzerne Löffel und ein Näpfchen für das Kind auf den Tisch brachte. Eine Bank und einige Stühle wurden an den Tisch gerückt. Dann trat Lieschen herbei, faltete die Hände und sprach: Aller Augen warten auf Dich, Herr, und Du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust Deine milde Hand auf und sättigest Alles, was lebt, mit Wohlgefallen. Darnach betete sie das Vater Unser und fügte hinzu: Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese Deine Gaben, die wir von Deiner milden Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum, unsern Herrn! Amen.

Mathilde fühlte sich durch dieß einfache alte Gebet tief bewegt und nahm sich vor, auch in ihrem Hause das Tischgebet einzuführen. Die Kammerfrau aber sagte: Gnädige Gräfin müssen so vorlieb nehmen. Das ist Alles was man im Hause haben kann, und Teller sind nicht einmal aufzutreiben.

Ach wir verwöhnten Menschen! versetzte die Gräfin. Hat Dir das Gebet des lieben Mädchens nicht gesagt, dies sei Sättigung aus Gottes Hand, uns zum Wohlgefallen, tägliches Brot, das Er uns heute gibt, Gabe Seiner milden Güte? Das Gebet soll uns eine Strafpredigt sein, uns genügen zu lassen und keine Gabe Gottes zu verachten. Vielleicht kann man nur vor einer einfachen Mahlzeit so recht herzlich zu Gott beten, und bei uns

soll ebenfalls künftig zu Tisch gebetet — und auch einfacher gegessen werden.

Recht, meine Tochter! sagte Mutter Anne, indem sie ihr die harte knöcherne Hand über den Tisch hinreichte, die Mathilde liebevoll drückte. Die Kammerfrau sah das mit Staunen an und schwieg. Teller, fuhr die Alte fort, sind eine hübsche reinliche Sitte, wenn man's haben kann; aber doch ist es lange nicht, was Ein Napf ist für's ganze Haus. Einander hassen und verachten, und doch aus Einer Schüssel essen, das geht auf die Länge nicht; so was predigt auch, nicht laut, aber stark. Greife Sie nur zu, mein Kind! Wir kommen Alle aus Einer Taufe und legen unsern Leib in Eine Erde, und warum sollten wir nicht aus Einem Napfe essen?

Damit begann die Abendmahlzeit. Die Alte und Lieschen aßen mit einer gewissen Feierlichkeit und Andacht und sprachen kein Wort dabei. Nach Tisch betete Lieschen wieder, räumte dann das Geräth hinweg und brachte den Kleinen zur Ruhe. Mutter Anne blieb sitzen und erzählte noch eine Zeitlang von ihrer Familie in einer Weise, die Mathilde nicht aus der andächtigsten Rührung herauskommen ließ. Zuletzt mußte Lieschen einen Abendsegen lesen, und die Alte trieb zum Schlafengehn.

Mathilde und ihre Kammerfrau wurden in ein Gemach gebracht, worin sie bei dem schwachen rothen Lichte des Kienspans, den Lieschen in die Wand klemmte, nur drei dürftige Betten und einen alten hölzernen Stuhl erblickten, auf dem die Reisetasche lag. In dem einen Bette schlief der kleine Heinrich bereits. Mathilde dachte an ihr prächtiges Schlafzimmer daheim und sagte, als Lieschen ihnen gute Nacht gewünscht hatte und gegangen war: Hier fehlt uns so gut als Alles was wir gewohnt sind, aber es wäre eine Sünde gegen den Geist, der in dieser Hütte waltet, wenn wir klagen wollten. Mein Gott, mit wie wenig kann man leben und zufrieden sein, und wie Vieles machen wir verwöhnten Menschen uns zum Bedürfniß! Und womit haben wir es verdient, daß wir es so viel besser haben als Menschen, die vor Gott so hoch über uns stehen? — Sie

ließ sich entkleiden und legte sich nieder, fand aber das Bett so hart und unbequem, daß sie erst spät einschlief, so ermüdet sie auch an Seel und Leib von dem heutigen Tage war.

Als sie am folgenden Morgen aufstand, Toilette machte und sich ankleiden ließ, empfand sie erst recht, wie viel entbehrliche Dinge ihr unentbehrlich waren. Bald fehlte ihr dies, bald jenes. Auch hatte sie der Schlaf auf dem harten Lager wenig erquickt, sie fühlte sich abgespannt und leidend, und nur der Gedanke an ihren Reisezweck hielt sie ab, sich sofort auf die Rückreise zu begeben.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer der Alten fiel ihr erster Blick auf die in einem Winkel stehende Harfe, die sie am Abend nicht bemerkt hatte, und dadurch belebten sich ihre Vorsätze von Neuem. Bei der alten Mutter fand sie den Führer, der sie sogleich benachrichtigte, daß der größte Theil der männlichen Einwohnerschaft des Dorfes nach verabredetem Plane sich bereits in aller Frühe nach den umherliegenden Ortschaften hinabbegeben habe, um die ausgelobte Belohnung zu verdienen. Auch er selbst wolle sich auf den Weg begeben, und die Gräfin werde am Besten thun, wenigstens heute noch hier oben zu verweilen. Uebrigens, fügte er hinzu, glaube er nach näherer Ueberlegung mit Mutter Anne kaum an den Erfolg ihrer Bemühungen. Die Zurücklassung der Harfe und des Kindes sei ihnen bedenklich. Offenbar müßten die Leute Geld genug haben, um mit der Harfe nichts mehr verdienen zu wollen, und von ihr und dem Kinde hätten sie sich wohl nur getrennt, um sich ungehindert und unerkannt aus dem Staube machen zu können. Demungeachtet werde alle Mühe aufgewendet werden, ihre Spur aufzufinden.

Als er sich nach diesem Bericht entfernt hatte, brachte Mutter Anne ein Schüsselchen mit Hafermuß für Mathilde und sagte, den Morgensegen und das gemeinschaftliche Frühstück habe die Gräfin verschlafen; Lieschen sei indeß mit dem Kinde in's Dorf gegangen, um für den Mittag etwas bessere Speisen aufzutreiben. Mathilde genoß unter großer Entmuthigung ein wenig von dem vorgesetzten Frühstück, schickte dann die Kammerfrau

hinaus und sagte: Ihr habt mir soviel Vertrauen eingeflößt, Mutter, daß ich Euch mein Geheimniß mittheilen will. Bei Euch ist es gewiß gut aufbewahrt, und Euer unbestochener Blick, Euer Urtheil, das so gerade aus dem Worte Gottes herauskommt, werden mir in meiner Herzensnoth am Ersten Rath und Trost geben können.

Trösten und Rathen kommt Gott zu, sagte die Alte, indem sie sich an ihr Spinnrad setzte und es in Gang brachte; aber erzählt mir's, und wenn Gott ein altes Weib Euch zu Rath und Trost gebrauchen will, so wird ers wohl thun; wo nicht, so betet sonst darum zu Ihm. Weg' hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht: sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht. Sein Werk kann Niemand hindern, sein' Arbeit darf nicht ruhn, wenn er, was seinen Kindern ersprießlich ist, will thun.

Amen, sagte Mathilde und begann nun, der aufmerksam horchenden Alten ihre und ihres Bruders ganze Geschichte bis zu seinem Verlust, seiner Wiederauffindung und Flucht und bis zu ihren augenblicklichen Bemühungen, seiner wieder habhaft zu werden, zu erzählen, wobei ihr oft genug die Thränen über die Wangen flossen.

Als sie geendigt hatte, saß die alte Mutter eine Zeitlang stumm und sah vor sich hin. Dann sagte sie: Gott prüft Euch schwer, aber Ihr gehört zu seinen lieben Kindern, die er in Zucht nimmt. Ihr thut, dünkt mich, seinen Willen darin, daß Ihr Eures Bruders Seele zu retten ausgezogen seid und ihn nicht wollt umkommen lassen in seiner Sünde, ob Ihr gleich wissen müßt, daß er, wenn Ihr ihn findet, Euern eignen Kindern ihr halbes Erbgut hinwegnimmt. Das ist viel bei solchem Reichthum. Und Recht ist es auch, daß Ihr ihn nicht verachtet und aufgebt, ob er gleich das siebte Gebot bricht und in Sünde und Schanden lebt. Wenn Gott uns nicht behütete und hielte, wir könnten ja Alle in solche Schuld gerathen. Nun kann's wohl sein, daß das Harfenmädchen die schöne Philippine und der kleine Heinrich Eures Bruders Kind ist, doch dürft Ihr auch das nicht für ge=

wiß nehmen, denn solch Volk läuft viel in der Welt herum. Aber der junge Mensch war gewiß nicht Euer Bruder, wie Ihr ihn mir beschrieben habt. Nicht blos daß er gut und wohl bekleidet war, er hatte auch krauses schwarzes Haar, schwarze Augen und volle rothe Wangen, schien auch mit dem Weibe noch nicht lange zusammen gewesen zu sein und war sicherlich nicht der Vater des Kleinen. Das merkt sich bald. Nun, meine Tochter, mein Rath ist, Ihr bleibt hier, bis Ihr soviel Gewißheit habt, als Gott geben will. Wird des Kindes Mutter nicht wieder beigeschafft, so nehmt das Kind mit Euch und wisset, daß es Euer sei, nicht nach dem Fleisch, sondern durch Gottes Fingerzeig. Ziehet es auf in der Furcht Gottes, aber nicht daß es ein Herr werde, sondern daß es diene. Ziehet es auf, daß es lerne arm sein, auch wenn ihm nichts mangelt. Denn ist es nicht Eures Bruders Kind, so hat es kein Recht an Eurem Gut, und ist es Eures Bruders Kind, so hat es auch kein Recht daran, denn es ist unehelich geboren. Was Euren Bruder angeht, so sollt Ihr freilich zusehen, daß Ihr ihn findet und seine Seele vom Tode errettet, aber Ihr sollt auch stille sein und warten was Gott thut; denn Euer Rennen und Laufen machts nicht, sondern Gottes Erbarmen. Findet Ihr ihn nun, so wisset Ihr Eure Pflicht an ihm; findet Ihr ihn aber nicht, so lernet, was Euch Gott hat zeigen wollen. Denn das hat Er Euch zeigen wollen, wenn Ihr den Einen nicht wieder herausfindet aus dem Menschenhaufen und auch wenn Ihr ihn findet: daß Alle, die in Noth und Elend, in Sünde und Schuld und verlassen und verkommen sind, Euer Fleisch und Blut, Eure Brüder und Eurer Brüder Kinder seien, denen Ihr Liebe und Sorge und Hülfe an Seel' und Leib schuldig seid von Gottes Gnaden. Und hat Euch zeigen wollen, daß Ihr Eures Reichthums brauchen sollt mit Furcht und Zittern, nicht allein für Euch, sondern vielmehr für sie, als eines Gutes, das nicht Euer ist, sondern Sein, und Euch anvertraut zu Werken der Liebe und Barmherzigkeit, nicht zu Wohlleben und Ueppigkeit. Und das läßt Euch jetzt der allmächtige und barmherzige Gott, der Herr HErr, durch ein alt Weib

sagen, dem Er in diesem Augenblick Eure Seele auf die Seele bindet. Am jüngsten Tage aber, wo Er Euch richtet, werd' ich hervortreten und zeugen: Das hab' ich ihr gesagt; siehe, Herr, ob sie es gehalten hat. —

Mathilde, die nichts weniger erwartet hatte, als eine solche Wendung des Gesprächs, war durch und durch erschüttert von der Rede der Alten und blickte sie lange erschrocken und verstört an. Je länger sie nachdachte, desto tiefer drückten sich ihr die Worte der Alten in die Seele und sie war keines Lautes mächtig. Nichts für ungut, meine Tochter! sagte die Alte endlich, indem sie ihr die Hand reichte, die Mathilde mit ihren beiden Händen ergriff und drückte. Mutter, sagte Mathilde, Ihr habt mit starken Worten durch mein Inneres gerissen. Ihr habt mir Vieles klar gemacht, was ich bisher kaum zu denken wagte, und eine große Verantwortlichkeit auf mich gelegt. Aber es soll nicht verloren sein. —

Der Eintritt Lieschens mit dem Kinde endete dieses für Mathilde so merkwürdige Gespräch. —

Die Gräfin blieb mehrere Tage lang in dem Dorfe, während welcher die ausgegangenen Leute nach und nach wieder eintrafen, ohne jedoch die mindeste Nachricht von den verschwundenen Personen mitzubringen. Mathilde war sonderbarer Weise seit dem Gespräche mit Mutter Anne hierauf gefaßt gewesen und hatte nichts anderes erwartet. Sie belohnte die Leute für die aufgewendete Mühe reichlich.

Aber der Aufenthalt in dem Köhlerdörfchen sollte ihr noch in mancher Hinsicht zu Gute kommen und sie lernte Vieles in der kurzen Zeit mit andern Augen ansehen. Zunächst ihre eignen gewohnten Bedürfnisse. Mit Staunen nahm sie wahr, wie wenig von dem weitläuftigen Apparat zum Leben, dessen sie von Kind auf gewohnt war, dem Menschen eigentlich unentbehrlich sei, wie groß und mannigfaltig der äußerliche und selbst der geistige Luxus sei, den die höheren Stände schon längst verlernt haben als solchen anzusehen. Auf der andern Seite entging ihr nicht, daß diese äußerste Beschränkung auf das Unerläßliche und Noth-

dürftigste, dieß unausgesetzte Mühen um dasselbe, auch Geist und Sinn herabziehe und das Gefühl für edlere Form und Sauberkeit abstumpfe. Vorstellungen und Ausdrücke der Leute waren oft bis zur Rohheit natürlich und ganz so zeigten sich ihre Begierden und Leidenschaften. Nun aber erkannte sie zugleich, welch kräftiges Gegengewicht auch hiergegen der Geist des lebendigen Christenglaubens gewähre, welcher in dem abgeschiedenen Dörflein überlieferungsmäßig sich erhalten hatte, seine bändigende, veredelnde und erhebende Kraft überall durchfühlen ließ und mit immer neuer Anregung von Mutter Anne auf das ganze Dorf auszugehen schien. Denn die greise Alte stand im größten Ansehen und ward als Rathgeberin und Helferin in allerlei Leibes- und Seelennöthen vielfältig in Anspruch genommen. Mathilde begleitete sie mehrmals zu Wöchnerinnen, an Krankenlager, auch zu einem jungen Manne, der an schwerer Anfechtung litt, nnd dabei lernte sie nun ferner, wie weniger äußerlicher Mittel es bedürfe, wie wenig aber auch diese allein hinreichen, um wahre Hülfe und Trost und Frieden zu bringen. Mathilde selbst gab und schenkte bei diesen Gelegenheiten, wo es nöthig schien, gern und reichlich, auch ward es dankbar angenommen und erkannt; aber doch war es immer erst Mutter Anne, die durch die Art, womit sie die Verwendung der Gaben rieth und anordnete, denselben eigentlich Werth gab, deren Trost- und Mahnworte, Rathschläge und Handleistungen aber bei Weitem das Wirksamste und Wichtigste erschienen. Vor dem Allen dünkte Mathilden bald das bloße Schenken und Geben von ihrem Ueberfluß so arm und kahl, daß sie sich dessen zuletzt zu schämen anfing. Sie empfing noch manche andre Eindrücke in dieser Umgebung, die ihr indeß erst später zum Bewußtsein kamen und zur Lehre wurden.

Endlich wurde die Abreise beschlossen. Die Harfe sollte von der Alten aufbewahrt werden, um ein Anziehungspunkt für ihre Eigenthümerin zu bleiben, welche, wenn sie die schöne Philippine sei, dann sofort nach dem gräflichen Schlosse geschafft werden sollte. Ein starkes junges Weib war genommen um das Kind

mit nach dem Dorfe zu tragen, wo der Reisewagen stand. Der Führer mit der gepackten Reisetasche und die Kammerfrau freuten sich auf den Rückweg. Ehe Mathilde jedoch von der Alten Abschied nahm, übergab sie ihr eine kleine Geldsumme und sagte: Ziehet hiervon ab, liebe Mutter Anne, was Euch für Herberge und Bewirthung gebührt, und gebraucht das Uebrige für Euch und für Andre wie es Euch gutdünkt. Ihr wißt, ich entbehre es nicht. Für alles Gute, was Ihr mir leiblich und geistlich erwiesen, für Alles was ich von Euch gehört und gelernt, kann Euch nur Gott lohnen. Ob wir uns wiedersehen werden, weiß ich nicht, aber lebenslang werd' ich Euer in Dank und Liebe gedenken.

Es ist gut so, sagte die Alte; so wollen wir Beide thun, wenn ich auch nur ein alt Weib bin wie viele Andre auch. Der Herr kennt die Seinen. Ihr seid eine feine, merksame, aufrichtige Seele, der es Gott wird gelingen lassen, auch in dem, was Eures Lebens Bitterkeit ist. Das Wollen habt Ihr, Er schenke Euch auch das Vollbringen, und lasse sein Angesicht über Euch leuchten und sei Euch gnädig. Denket an Euer Fleisch und Blut, wenn Ihr's am Wege seht und in den Hütten und in allerlei Noth und Elend. Was Ihr dieser Geringsten Einem thut, das thut Ihr Euerm Gott und Herrn und Richter, sei es Lieb' oder Leid. Mit diesem Gelde will ich in Euerm Namen haushalten, so wißt Ihr, daß es nicht zu Fressen und Saufen dient. Wiedersehen werden wir uns in dieser Welt nicht. Das thut mir nichts. Ich bin das Scheiden gewohnt und gehe bald an meinen Ort. Im Himmel ist gut wohnen; hinauf steht mein Begier; da wird Gott ehrlich lohnen dem, der ihm dient allhier. Und nun geht mit Gott!

Damit schüttelte sie ihr die Hand. Es war ein sonderbares Scheiden. Mathilde hatte die Alte so herzlich lieb gewonnen, daß sie sich vor dem Abschiede gefürchtet, ihn mehrmals hinausgeschoben und geglaubt hatte, sie werde ihn nicht ohne die tiefste Bewegung überstehen. Die ruhige, resignirte, und doch so klare und feste Art der alten Mutter machte das Alles ganz anders.

Sie begleitete die Wanderer bis an das nächste Haus, küßte das Kind, gab dem Führer, der Kammerfrau und zuletzt Mathilden mit einem kurzen: Gott mit Euch! die Hand, wandte sich sofort um und ging langsam und ohne umzublicken in ihr Häuschen zurück. —

Von Mathildens Heimreise ist wenig zu sagen. Das Kind war glückselig über die Fahrt im Wagen. In der Stadt wurde der alte Kammerdiener, der völlig hergestellt war, wieder aufgenommen. In dem Orte, wo der Jäger mit dem größern Theil des Gepäcks zurückgeblieben, verweilte die Gräfin einen halben Tag. Sie ließ den Syndicus zu sich bitten und setzte ihn von dem Ergebniß der Reise in Kenntniß, erfuhr dagegen von ihm, daß wenn die Harfnerin vielleicht auch die schöne Philippine, doch gewiß ihr Begleiter nicht der junge Mann gewesen sei, den die Gräfin suche. Durch eingelaufene Erkundigungsschreiben hatte sich herausgestellt, daß ein reicher junger Kaufmannssohn sich an ein Harfenmädchen gehängt, mit ihm davongegangen sei und jetzt von den Verwandten gesucht werde. Die Beschreibung des jungen Mannes paßte zu dem, was Mathilde von Mutter Anne erfahren, und so hatte Mathilde wenigstens den Trost, daß sie den unglücklichen Bruder nicht im Verdachte neuer Verbrechen zu haben brauchte, wenn auch jetzt die Treulosigkeit seiner Geliebten, falls diese das Harfenmädchen war, ein großes Hülfsmittel seiner Wiederauffindung zerstört hatte. Mathilde benutzte den Aufenthalt in der Stadt noch, um bessere und zierlichere Kleidung für das Kind herbeizuschaffen und begab sich nach Mittag auf den Bahnhof.

Hier aber stand ihr eine ungeahnte Ueberraschung bevor. Denn als der Bahnzug herangerollt war und stillhaltend seine Dämpfe auszischen ließ, Mathilde aber nach einem, wo möglich, noch leeren Wagencoupé suchte, hörte sie plötzlich sich von Winfrieds Stimme bei Namen rufen; zugleich sprang er selbst aus dem Wagen und umarmte sie, verwundert, ja erschrocken, sie hier anzutreffen. In der Verwirrung des eiligen Hin- und Herlaufens, Aus- und Einsteigens der Mitfahrenden blieb zu

Erklärungen jedoch keine Zeit. Mathilde wies die Kammerfrau an, sich in einen andern Wagen zu setzen, nahm das Kind zu sich, das Winfried mit Verwunderung und ahnender Theilnahme anblickte, stieg mit ihrem Gemahl und dem Kleinen in ein leeres Coupé, und fand nun erst, als die Wagenthür geschlossen, der Zug in Bewegung gesetzt und das schrille Pfeifen der Locomotive verhallt war, Zeit zu Fragen und Erklärungen.

Nachdem sie vorläufig nur ganz kurz Zweck und Erfolg ihrer Reise berichtet, bat sie ihren Gemahl zuerst um die Mittheilung des Ergebnisses der seinigen. Winfried erzählte ihr, daß er nach manchem Nachforschen endlich den alten Jan Gerd nebst seiner harten und keifenden Frau noch am Leben getroffen. Durch dessen Aussagen sei die Identität des auf der See verlorenen Bruders mit dem von ihm geretteten und mitgebrachten Knaben fast außer Zweifel gestellt; auch sei es als gewiß anzunehmen, daß der junge Mann, der sich unter dem Namen Karl Kallna, auch Fisch genannt, umhertreibe, und an verschiedenen Orten der Polizei in die Hände gefallen sei, niemand anders als jener Knabe sei, wie sich aus den Akten der dortigen Behörden ergeben. Auch sei er um die Zeit des Einbruchs im Schlosse jenen Behörden als Rückkehrender angemeldet worden, doch nicht eingetroffen und von einem späteren Aufenthalte fehle jede Kunde.

Hierauf erzählte Mathilde ihrerseits ausführlich alle ihre Unternehmungen und Erlebnisse von ihrer Abreise an bis zu dem gegenwärtigen Augenblick, insbesondere aber breitete sie sich aus in der Schilderung der Mutter Anne, in Wiederholung ihrer Reden, im Lobe der schlichten Einfachheit und Genügsamkeit jener Bergbewohner, und Winfried bemerkte im Stillen, daß diese Erfahrungen und Eindrücke gar Manches in Mathilden umgestimmt, Anderes angeregt, im Ganzen aber sehr beruhigend auf sie gewirkt zu haben schienen.

Sie besprachen dann ihr Verhältniß zu dem Kinde und kamen darin überein, daß es voreilig sein würde, es für den Sohn des unglücklichen Bruders mit Gewißheit zu halten; daß es aber gleichwohl und auch dann, wenn sich sogar das Gegen-

theil herausstellen sollte, ihre Pflicht sei, für die Erziehung und die Zukunft des Knaben zu sorgen.

Unter solchen Gesprächen näherten sie sich allmählich den heimathlichen Gegenden und langten am folgenden Tage wieder auf ihrem Schlosse an. —

Mathilde erschien in der nächsten Zeit sehr still und in sich gekehrt. Luise deutete einige Mal darauf hin, daß es doch wohl nicht aufzuschieben sei, zu der gewohnten lebhaften Geselligkeit zurückzukehren, die schon immer seltener werdenden Besuche aus der Umgegend wiederum anzunehmen, sie zu erwiedern, einige glänzende Feste, wie früher, für den benachbarten Adel und die eingeführte Stadtgesellschaft zu geben; die Einsamkeit und Zurückgezogenheit, in welcher Winfried und Mathilde nach jenen Vorfällen lebten, müsse nothwendig auffallen und zu sonderbaren Vermuthungen Anlaß geben. Mathilde aber lehnte alle solche Anmuthungen mit ruhiger Bestimmtheit ab, und Winfried, den die Verwaltung der Güter, manche sonst aufgeschobene Geschäfte und Einrichtungen, auch die Jagd, die er mit Eifer liebte und übte, hinlänglich beschäftigten, war sehr wohl damit zufrieden.

Es war übrigens wider alle Erwartung und erschien fast wunderbar, daß die eigentliche Ursache dieser plötzlichen Veränderung in der Nachbarschaft völliges Geheimniß blieb, so erwünscht dieß auch war. Zufällige Umstände hatten selbst die Vermuthungen der Leute im Schloß und der gräflichen Beamten auf eine ganz falsche Fährte gebracht. Die Wenigen, die um die Sache wußten, waren glücklicherweise verschwiegen. Aber auch seiner Mutter hatte Winfried nichts davon geschrieben, damit dieselbe sich nicht über bloße Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten ängstigen solle.

Ungeachtet des ruhigen Stilllebens in den ehedem so geräuschvollen Räumen schien Mathilde auch zu denjenigen Unterhaltungen keine Neigung mehr zu haben, welche sie früher in

stilleren Zwischenzeiten angelegentlich getrieben. Die neuesten und interessantesten Bücher blieben ungelesen, angefangene Zeichnungen rückten nicht vor, und nur selten öffnete sie den Flügel, um einmal die langgehaltenen Töne einer ernsteren alten Musik erklingen zu lassen. Dagegen beschäftigte sie sich viel mit ihren Kindern, denen der kleine Heinrich ein willkommener Spielgeselle war, und daneben wandte sie Aufmerksamkeit und Theilnahme immer mehr den Zuständen der benachbarten Dorfleute zu, die zwar kein gutsherrliches Band, aber doch manche sonstige Beziehung mehr oder weniger an die Schloßherrschaft knüpfte. Die Wohlhabenderen waren mit dem Grafen durch mancherlei Lieferungen und Verkäufe, durch gemeinsame landwirthschaftliche Interessen und Unternehmungen bekannt; die Minderbegüterten, die Besitzlosen fanden größtentheils Arbeit und Nahrung in der gräflichen Garten-, Feld- und Forstwirthschaft. Jene hielten es für eine Ehre, diese hofften mindestens Förderung und Unterstützung, wenn Mathilde bei ihnen erschien, und die herzliche, theilnehmende Art, womit sie den Leuten entgegenkam, die Angelegentlichkeit, womit sie sich ihrer annahm, gewann ihr die Gemüther der Besseren und überwand selbst die Rohheit und Störrigkeit der Schlimmeren.

Im Ganzen waren die Leute ein gutartiger Schlag; dennoch zeigten sich bei ihnen Zustände der Sittenlosigkeit, Versunkenheit und Verwilderung, von denen Mathilde bisher keine Ahnung gehabt, und keineswegs waren es eben die Aermsten und Bedürftigsten, bei denen dergleichen vorkam. Freilich war nun zumeist mannigfache Noth und häusliches Elend die Folge jener Verkommenheit, und darin fand sich dann Veranlassung, daß Mathilde den Menschen näher kam. Gerade bei diesen bedenklichsten Fällen ward es ihr immer klarer, daß ihr früheres bloßes Almosengeben nicht allein nichts genützt, sondern vielmehr geschadet habe. Es ward ihr überaus schwer, eben mit diesen widerwärtigen Menschen und Verhältnissen sich einzulassen, die Stumpfheit, die Störrigkeit der Leute zu überwinden, sie empfänglich zu machen für Ermahnungen, Belehrungen, Rathschläge;

aber je schwerer es ihr ward, desto mehr verdoppelte sie ihren Eifer darin. Vornehmlich suchte sie die Kinder solcher Personen verderblicher Einwirkung zu entziehen und die schon verdorbenen unter gute strenge Zucht zu bringen. Es gelang ihr, mehre derselben vereinzelt in andern Ortschaften bei solchen Dorfshandwerkern unterzubringen, welche ihr Handwerk im Hause betrieben, sie daher fortwährend beaufsichtigen und beschäftigen konnten und guten Willen hatten, sie zur Gottesfurcht und Zucht anzuhalten. Auch der Kranken und Nothleidenden nahm sie sich an; doch auch rücksichtlich dieser hatte sie durch Mutter Anna gelernt, daß es weniger auf Geben, was sie indeß auch nicht unterließ, als auf geistliche Tröstung und Stärkung neben leiblicher Berathung und Handreichung ankomme. Ueberhaupt schwebten ihr das Beispiel und die Lehre der ehrwürdigen Alten beständig vor, und Alles was der Drang des Schwesterherzens so gern dem verlorenen Bruder, dem verwahrloseten, in Mangel und Elend umhergetriebenen, erwiesen hätte, suchte sie wenigstens denen zu erweisen, die in Einem oder dem Andern ihm gleich waren.

Diese Thätigkeit, in welcher sie sich auch durch den immer rauheren Herbst, durch den allmählich eintretenden Winter nicht stören ließ, brachte sie zugleich in viel häufigere Beziehungen zu dem guten Pastor, der sich nun öfter als sonst im Schlosse sehen ließ. Winfried war im Stillen mit Allem einverstanden, und griff auch seinerseits fördernd in alle diese Bestrebungen seiner Gemahlin ein.

Während aber in den umliegenden Dörfern bereits die Spuren von Mathildens segensreicher Wirksamkeit sichtbar zu werden begannen, hatte man die Entdeckung machen müssen, daß auf dem Schlosse selbst keineswegs Alles gut stand. Einer der Jäger war von dem Wirthschaftsschreiber wegen unerlaubten Umgangs mit einem Kammermädchen der Gräfin angezeigt worden. Als er deßhalb aus dem Dienste entfernt wurde, zeigte er zur Wiedervergeltung den Schreiber wegen Unterschlagungen und Betrügereien an. Der Graf und der Oekonomieverwalter untersuchten die Sache, sie bestätigte sich und man entdeckte, daß

mehre der Lakayen, der Haus- und Stallbedienten darin verwickelt seien. Glücklicherweise war Alles erst in neuerer Zeit vorgefallen, und waren die Schuldigen gleich sehr gravirt, so fand sich doch noch kein erheblicher Schaden. Der Gerichtsrath erschien und nahm die Sache in seine Hand.

Als er eines Abends mit dem gräflichen Paar, Luisen und dem Pastor nach Entfernung der Dienerschaft allein war, und der Graf seinen Unmuth darüber aussprach, daß solche Dinge in seiner unmittelbaren Umgebung vorgefallen seien, sagte der Rath: Ich finde das nicht verwunderlich. Die Leute haben offenbar zu wenig zu thun und zu gute Tage. Ohne den Beistand aus der Dienerschaft hätte der Schreiber seine Nichtswürdigkeiten nicht ausführen können, und als bei dem früheren lebendigen Treiben im Schlosse dem Ab- und Zufahren Fremder, den fast täglichen Gastereien und Festlichkeiten Jeder hinreichend beschäftigt war, hatten die Leute keine Zeit, unnützen Gedanken nachzuhängen und heimliche Treibereien vorzunehmen. Sie werden auch bemerken, daß Alles sich erst angesponnen hat, seitdem das stille Leben im Schlosse angefangen. Die Menschen haben eben, um nur Beschäftigung und Interesse zu finden, das gethan, was sie nicht thun durften, weil ihnen Gelegenheit fehlte, das was sie thun durften, zu thun.

So ist es ohne Zweifel, versetzte Luise, und es wäre doch wirklich, auch schon aus diesem Grunde, endlich Zeit, den früheren lebhaften Verkehr wieder aufzunehmen, das Haus wieder einer größeren Geselligkeit zu öffnen.

Es entstand eine Pause. Mathilde sah Winfried an, der schweigend vor sich hin blickte, und die Andern fanden keinen Beruf, sich unaufgefordert in diese häusliche Angelegenheit zu mischen. Endlich begann Mathilde: Wünschest Du, lieber Winfried, daß wir Luisens Rath befolgen?

Es kommt allein auf Dich an, erwiederte der Graf. Die Gesellschaften entbehre ich nicht, Vergnügungen vermisse ich nicht, Beschäftigung hab' ich hinreichend und Langeweile ist mir bis heute fremd geblieben.

Du hast also nichts dagegen, fuhr Mathilde fort, daß wir unsre jetzige Lebensweise fortsetzen?

Im Gegentheil, sie sagt mir vollkommen zu.

Nun, versetzte die Gräfin, so sind ja die vielen Leute ganz überflüssig und wir sorgen für sie wie für uns am Besten, wenn wir uns auf so viele beschränken, als wir hinreichend beschäftigen können, die Uebrigen aber entlassen. Meinen Sie nicht auch? fragte sie den Gerichtsrath.

Da dieser einen Augenblick mit der Antwort zögerte, was man an ihm nicht gewohnt war, so bat ihn der Graf, sich unumwunden zu äußern. Nun, versetzte er, es ist meine Meinung. Aber Sie werden bald wahrnehmen, daß es hiermit allein nicht gethan ist. In einem großen Hauswesen greift Alles ineinander und Ein Mensch macht den Andern nöthig. Ueberdem scheint es mir, als wäre dieß ein Anfang am unrechten Ende. So lange Sie das Bedürfniß fühlen, einen Stall mit zwanzig Luxuspferden zu halten, einen Tisch mit zwölf Gerichten oder mehr zu führen — ich habe sie nicht gezählt — so lange werden Sie die Stallbedienten nicht vermindern, die Köche nicht abschaffen können; diese werden wieder andre Leute unentbehrlich machen, und das Ganze wird sich höchstens auf die Entfernung von ein paar Lakaien und einem Kammermädchen beschränken.

Ich sehe wo Sie hinauswollen, sagte der Graf lächelnd. Bei uns selbst sollen wir anfangen. Nun, ich bin herzlich geneigt dazu und habe selbst schon daran gedacht, meinen Stall auf das Unentbehrliche zu vermindern. Auch unsern Tisch könnten wir um so mehr vereinfachen, da ich gar nicht das Bedürfniß habe, so gewählt und mannigfaltig zu speisen, und längst bemerke, daß meine liebe Frau sich seit Monaten nur von einem, höchstens zwei Gerichten sättigt.

Laß uns das thun, sagte Mathilde lebhaft, und so bald als möglich!

Gut, versetzte der Graf. Es soll ohne Aufenthalt geschehen. Zufälligerweise treffen mit den entdeckten Betrügereien eine Menge andrer Umstände zusammen, welche mich zu der soforti-

gen Ausführung in Stand setzen. Mehre Officiere haben schon über Reitpferde mit mir gehandelt und Graf M. hat auf den Schimmelzug ganz annehmlich bieten lassen. Ein Reitpferd kann ich dem Förster abgeben, der ein neues bedarf. Die beiden braunen Kutschpferde sind abgängig und können auf ein Vorwerk zur Ackerwirthschaft geschickt werden. Wenn wir dann, was ja ohnehin Absicht war, die in die Betrügereien verwickelten Leute entlassen, also sechs Lakaien, drei Stallbediente, einen Koch, einen Jäger, den Kellermeister; wenn der Haushofmeister nach seinem Wunsche pensionirt wird, einer der Jäger die erledigte Unterförsterstelle erhält, so wird uns von der männlichen Dienerschaft ziemlich das unentbehrlichste übrig bleiben. Das Alles soll in den nächsten Tagen geschehen.

Mathilde war mit Allem sehr zufrieden; es wurde dann überlegt, wie man die weibliche Dienerschaft verringern könnte, und da man es ernstlich wollte, so fand sich auch hierfür Rath.

Als Alles festgesetzt und beschlossen war, sagte der Pastor: Es ist gut und schön, daß die Herrschaften für diejenigen Leute, die mit Ehren abgehen können, so trefflich sorgen wollen. Aus meinem Amte heraus möchte ich noch einen Wunsch aussprechen, der die Zurückbleibenden betrifft. Seit der Rückkehr der Frau Gräfin von ihrer Reise wird zu Tisch gebetet, und gewiß nicht ohne Segen. Aber dieß ist doch eigentlich nur für die Herrschaften. Wie wäre es, wenn ein täglicher Hausgottesdienst für den Morgen und Abend eingeführt würde, an dem auch der Verwalter, der Secretair und die Dienstboten theilnehmen müßten?

Wenn Du das einrichten und übernehmen könntest, sagte die Gräfin zu ihrem Gemahl, so würde es mir eine herzliche Freude sein.

Ich weiß nicht, versetzte Winfried, indem er vergnügt am Tische herumblickte, Ihr kommt mir heute Alle mit Vorschlägen entgegen, die längst als Wünsche sich im Grunde meiner Seele umhertreiben. Seit Wochen beschäftigt mich der Gedanke an einen solchen Hausgottesdienst, ich habe mir schon einiges Material

dazu ausgesucht, anderes notirt, und noch bei der letzten verdrießlichen Entdeckung fuhr es mir durch den Sinn, daß dergleichen wohl kaum vorgekommen sein dürfte, wenn wir auf solche Weise den Leuten täglich die heilige Gegenwärtigkeit Gottes, sein Gebot und die menschliche Versuchlichkeit vorgehalten und eingeprägt hätten.

Ganz recht, sagte der Gerichtsrath. Sie werden die guten Folgen davon bald bemerken, wenn Sie das „bete und arbeite" dergestalt zur lebendigen Praxis machen. Allenthalben hört man jetzt die Klage über die zunehmende Ueppigkeit, Verderbniß und Untreue der Dienstboten, zumal in den Städten, vornehmlich den größeren. Aber den größten Theil der Schuld haben die Herrschaften, welche sich um Geist und Herz, um Glauben und Gesinnung der Leute gar nicht kümmern, sie durch christlich-menschliche Annäherung und Gemeinschaft nicht mehr an sich zu knüpfen wissen. Wäre nur erst in jedem Hause wieder Morgens und Abends die Gemeinschaft eines Hausgottesdienstes, so würde auch hierin allmählich Vieles anders und besser werden. —

Die Einzige im Kreise, welche mit diesen Plänen nicht ganz einverstanden schien, war Luise. Sie sagte indeß nichts dagegen, indem sie dachte, daß die Ausführung doch wohl nicht in aller Strenge stattfinden werde.

Hierin hatte sie indeß geirrt. Nicht vierzehn Tage waren vergangen, so hatte der gräfliche Haushalt eine ganz veränderte Gestalt erhalten, und es fand sich bald, daß die bereits gemachten Vereinfachungen noch andere zur nothwendigen Folge hatten, an welche nicht gedacht worden war. Das silberne Tischservice wurde durch Porcellan ersetzt, die überflüssige Pracht der gewöhnlich bewohnten Zimmer ward in die abgeschlossenen Gesellschaftsräume entfernt, die kostbaren Teppiche von Treppen und Gängen wurden aufgerollt und bei Seite gelegt. Bald machte der ganze benutzte und zugängliche Theil des Schlosses nur noch den Eindruck einer edlen Einfachheit und die Lebensweise der Bewohner war auf das bescheidene Maß eines anständigen Landhaushalts zurückgeführt.

Der Oekonomieverwalter war der Einzige, der an den täglichen Morgen- und Abendandachten theilzunehmen sich anfangs unter allerlei Vorwänden, bald aber mit offener Abneigung weigerte. Beten gehört in's Kämmerlein, sagte er, aber freilich that er's auch dort nicht. Winfried wußte das; da der Mann jedoch treu, geschickt und anhänglich war, so ließ er ihn gewähren.

Die Kunde aller dieser Aenderungen im Schlosse verbreitete sich allmählich in der Nachbarschaft und gab mancherlei Gerede. Man sprach von großen Verlusten, die der Graf gehabt haben solle, man brachte diese mit dem Einbruche in Verbindung, Einige wollten von sonderbaren Erscheinungen gehört haben, Alle waren einig, daß eine übertriebene Frömmelei in dem Schlosse herrsche. Obwohl aber Manches der Art dem Ehepaare zu Ohren kam, so blieben sie doch ungestört auf dem eingeschlagenen Wege.

Es war im Januar, bei strenger Kälte, und ein schneidender Nordost trieb den fallenden Schnee wirbelnd über Felder und Haideflächen, als der Orgelmann in Begleitung zweier Weiber abermals des Weges zu dem einsamen Wirthshause kam, auf dem wir ihn ein halbes Jahr früher trafen. Er selbst war in allerlei alte Kleidungsstücke eingehüllt, hatte ein leichtes Bündelchen auf dem Rücken und die Hände in den Taschen, während Lotte, die eine Begleiterin, nicht nur den schweren Orgelkasten, sondern außerdem noch eine in zerrissene Decken gehüllte Harfe zu schleppen hatte. Die Andre, ein todtblasses junges Geschöpf mit Zügen, die selbst bei den unverkennbaren Spuren von Gram, Leibeskrankheit und Geistesgestörtheit noch schön zu nennen waren, trug in Tüchern eingewickelt ein Kind auf dem Rücken und einen schmächtigen, blonden, kaum dreijährigen Knaben auf den Armen. Der Knabe weinte still vor Hunger und Frost, das kleine Kind wimmerte, und die junge Mutter selbst war nur dürftig gegen Kälte, Schnee und Wind verwahrt. Indeß schien sie gegen alles dieß gefühllos, blickte starr vor sich hin, indem ihr von Zeit zu Zeit ein Lächeln um den Mund

spielte, und summte die Melodie eines Liedchens. Als sie des Hauses ansichtig wurde, wollte sie seitab biegen, aber der Orgelfritz, der es bemerkte, hielt sie am Kleide und stieß sie wieder auf den Weg.

Als sie an die Thür des Hauses kamen, vertrat ihnen die alte Wirthin den Weg. Habt Ihr auch Geld? fragte sie. — Gerade genug um Euch zu bezahlen, altes Thier! erwiederte der Orgelfritz, indem er sie zur Seite drängte und mit seinen Begleiterinnen über den düsteren Flur in das erwärmte Wohn- und Gastzimmer ging. Schafft uns was Warmes zu essen, Alte; wir sind ja alte Bekannte, sagte er dann, während er das Bündel an die Erde warf und sich in den hölzernen Lehnstuhl der Wirthin an den Ofen setzte, wo er sich von seiner Umhüllung losmachte. Jetzt erkannte ihn die Wirthin wieder, machte ihm ein Zeichen der Verständigung und fragte: Wer ist denn das andere Weibsbild? — Die schöne Philippine, antwortete der Orgelmann. Aber nur fort, mich hungert! — Die Alte ging hinaus.

Lotte hatte inzwischen die Harfe niedergesetzt, sich von der schweren Drehorgel befreit, und nahm in mitleidiger Weise der armen Philippine auch ihre Bürden ab. Denn diese war, wie sie hineingetreten, in Mitte der Stube stehn geblieben, als müsse sie es erst zu Herzen fassen, daß sie nicht mehr durch Wind und Schnee weiter wandere. Auch ließ sie es theilnahmlos geschehen, daß ihr Lotte zuerst den Knaben aus den Armen nahm und niedersetzte und ihr dann das kleinere Kind vom Rücken herabhob. Dasselbe war in einem ganzen Bündel von Kleidungsstücken und verblichenem Flitterstaat eingepackt. Lotte löste dieses vom Nacken der jungen Mutter, nahm das leise fortwimmernde Kind heraus und legte es in die Arme Philippinens, die damit erst wieder zu einer Art Bewußtsein zurückzukehren schien, indem sie das kleine magere Wesen heftig an sich drückte und küßte. Sie setzte sich mit ihm, machte ihren Busen los, und legte es an die Brust. Das Kleine sog vergebens nach der mütterlichen Nahrung und wimmerte unter fruchtlosen Anstrengungen fort,

während die alte Wirthin wieder eintrat und betrachtend vor dem Bilde des Jammers stehen blieb.

Die Alte war ein hartes, arges Weib, durch den steten Umgang mit dem schlechtesten Gesindel, das in ihrem Hause verkehrte, verrohet und verwildert und gegen Vieles abgestumpft. Aber für das, was Gott den Weibern als Naturberuf bestimmt, hat er, der allgütige Schöpfer, in jedes Weibes Brust ein erbarmendes Mitgefühl hineingeschaffen. Ein Weib, das diese Sympathie, diese Naturlehre der Barmherzigkeit in sich ertödtet hat, ist kein Weib mehr, es ist ein Teufel. Die alte Wirthin hatte die klägliche Scene mit dem scharfen Blick ihres einen Auges kaum einige Augenblicke angesehn, als sie die ganze Lage begriff. Ein paar dicke Thränen stürzten ihr aus dem Auge, das sie mit der Schürze auswischte, während sie rasch hinauslief. Gleich darauf kehrte sie mit einem Näpfchen voll Milch und einem Löffelchen zurück. Armes Weibsbild, rief sie, Ihr habt ja nichts für das Kind! Quält den Wurm nicht! Da, füttert ihn! — Laßt mich nur machen, sagte Lotte, indem sie ihr die Milch abnahm und leise hinzusetzte: Die arme Person ist nicht recht im Kopfe. Komm Philippine, sagte sie dann laut, gib mir das Kind nur, ich will's füttern! — Philippine blickte erst sie, dann die Milch, dann das Kind an, und reichte ihr das Letzte mit einem Seufzer hin. Ja, sagte sie dann, die Hand auf die Brust legend, es ist hier Alles alle. Aber das thut nichts, fuhr sie mit dem Lächeln des Irrsinns fort, als sie das Kind in Lottens Händen sah, es wird ja Alles alle auf der ganzen weiten Welt, und was hat man dann davon? Wenn nur das Suchen nicht wäre! Aber ich muß mich hübsch machen.

Damit stand sie auf, band das Tuch ab, das ihren Kopf bedeckte und suchte aus ihrem Kleiderbündel einen Spiegel und einen Kamm hervor, mit denen sie sich an's Fenster setzte. Mit geübten Fingern löste sie dann ihr blondes Haar auf, das in reicher glänzender Fülle tief herabwallte, und begann es zu strählen und kunstreich aufzuflechten, während sie eine muntere Singweise dazu summte.

Die Wirthin hatte ihr eine Zeitlang neugierig zugeschaut und setzte sich dann neben den Orgelmann. Hat sich der alte Spandauer wieder sehen lassen? fragte dieser. — Schon lange nicht mehr, erwiederte die Wirthin. Aber wie kommt Ihr an diese verrückte Person? — Ist Fisch hiergewesen? fragte Jener weiter. — Wenn Ihr mir nicht antworten wollt, brummte die Alte, so antwort' ich Euch auch nicht. — Wegen der Person da? sagte der Orgelfritz. Nun, das ist ein Lockvogel nach Jemand, den ich suche. Sie singt und spielt wie der Daus, ob sie gleich verrückt geworden und noch unmündiger ist, wie ihre Kinder. Ich gebe sie für meine Nichte aus, die Leute hören sie lieber, als meine Orgel und die Lotte, und so lasse ich sie Musik machen, wo es was zu sammeln gibt. Um's Geld kümmert sie sich nicht und mir kostet sie nicht soviel, wie sie einbringt. Man muß das nur einzurichten wissen. — War sie denn schon so, als sie zu Euch kam? fragte die Alte. — Es ist erst nach und nach so geworden, gab Jener zur Antwort. Im Anfang wollte sie mir auch immer davonlaufen, aber ich hatt' einen Köder für sie, und wenn ich ihr den vorhalte, so läuft sie mir durch Feuer und Wasser nach. Nun ist sie mir so nach und nach unter den Händen unsinnig geworden. Sie mag auch wohl ein bischen krank sein. Na, einen Doctor kann ich ihr nicht halten, und marschiren mußte sie doch. — Orgelmann, sagte die Alte, ich kenne Euch. Ihr seid hart wie ein Stein und zähe wie Sohlleder, und habt mit Euren Quälereien das arme Ding gewiß erst toll gemacht. — Narrenpossen! sagte Jener. Aber wann war denn Fisch zuletzt hier? — Seit der Geschichte nicht. — Habt Ihr sonst nichts von ihm gehört? — Kein Sterbenswort. —

Philippine hatte während dieses Gesprächs ihr schönes Haar zierlich geordnet, ein paar zerknitterte künstliche Blumen hineingesteckt und trat nun zu den beiden Sprechenden. Bin ich nicht schön? sagte sie. Wenn er mich so sieht, wird er wahrhaftig nicht wieder davon laufen. Wenn ich nur nicht so mager wäre! Und wo sind die vollen rothen Wangen hin? Die lobte mein

alter Vater immer. Ja, wäre der nicht gestorben! Aber das war doch gut, daß er starb, sonst wäre ich nie in die Welt gegangen und hätte meinen Schatz nicht gefunden, und das war doch eine schöne Zeit. Wartet, ich weiß ein Lied davon!

Sie lief zu ihrer Harfe, löste die Decken davon, stimmte sie rasch und geschickt durch, und sang zu ihr:

Durch Feld und Wald, die Wies' entlang,
Mein liebes Lieb am Arm;
Wie ist die Welt voll Sang und Klang,
Weiß nichts von Leid und Harm.

Wohl unterm Busch, am Haselstrauch,
Da ist ein Bett von Moos;
Da trink ich seines Mundes Hauch
Und sink in seinen Schooß.

Da küßt er mich die ganze Nacht
Beim Schlag der Nachtigall,
Vom hohen Himmel überdacht
Und seinen Sternlein all'.

Das Lied hat mein Vater gemacht; es ist auch noch länger, aber da er es mich lehrte, wußte er nicht, daß es für mich war. Ach es ist schrecklich, was aus einem unschuldigen Kinde werden kann. — Sie präludirte wieder und sprach und sang durcheinander: Sie stellten mir Alle nach, weil ich so schön bin, aber Ihre Dienerin, meine Herrn!

Ach liebes Reh, du schnelles Thier,
Ach halte mir doch einmal still!
Fort springt das Reh, fort durchs Revier,
Es weiß wohl, was der Jäger will.

Denn vieles kann man für Pfennige verkaufen, was man für alles Gold der Welt nicht wiederkaufen kann. Aber ist es wohl recht, wenn man aus bloßer Klugheit tugendhaft ist? Es nimmt

Alles ein Ende. Die Klugheit auch. Hätten wir uns nur können trauen lassen! Und doch war es eine schöne Zeit.

Es sprang mein Liebster wohl über den Bach,
An seiner Rechten so zog er mich nach,
So hielt er mich fest, auch ohne die Hand,
So zog er mich mit über See, über Land.

Ach Liebster, mein Liebster, so war es wohl eh;
Und wo bist du nun über Land, über See?
Ach die Welt ist so weit und der Himmel so groß;
Und doch kann das Herz von dem Herzen nicht los.

Da ich zu seinem Gefängniß kam, trieben sie mich aus der Stadt. Das haben sie dreimal gethan, dreimal! Ich weiß nicht, war ich damals nicht anders? Ach wär' er nicht an den bösen Alten gerathen, er hätte es nimmer gethan. Er wäre so brav geworden, so brav! —

In dieser Weise fuhr sie noch eine Zeitlang fort und die Anwesenden hörten ihr mit stumpfer Neugier zu, als hörten sie einen fremdartigen Vogel zwitschern. Eine unreinliche Magd hatte indeß eine Schüssel mit warmen Speisen aufgetragen, Teller und Tischgeräth hingestellt, und der Orgelmann ging zu Philippine, um sie an den Tisch zu holen. Sie fuhr zusammen, als er ihr nahte und sagte leise: Bitte, schlag mich nur nicht, und stoß mich nicht! Ich will auch Alles singen, was Du verlangst, und kein Wort sprechen, wenn Du mich nur zu meinem Liebsten bringen willst. O bitte, bitte! Mein Kopf ist so krank und Alles thut mir weh! — Dummes Zeug! sagte der Orgelfritz. Essen sollst Du und das Maul halten. Komm! — Damit brachte er sie zu ihrem Stuhle.

Lotte hatte indeß das Kind gefüttert, das unter den Harfenklängen und Liedern seiner Mutter eingeschlafen war. Sie machte ihm aus deren Kleiderbündel eine Art Lager zurecht, legte es darauf nieder, und setzte sich zu Philippine, die sie dann, ebenso wie den älteren Knaben mit Speisen versorgte. Philippine aß hastig und mit zitternden Händen ein wenig von ihrem Teller und versank

darauf in Träumerei. Der Knabe sättigte sich mit großer Begier. Als die Schüssel geleert war, nahm der Orgelfritz mit vieler Gemüthsruhe Philippinens noch halb gefüllten Teller zu sich und leerte auch diesen. Darauf erhob er sich, verhüllte sich wieder zum Wandern und sagte: Hört, Wirthin, und Du, Lotte, ihr paßt mir auf die Person, daß sie uns nicht davonläuft. Ich habe noch in der Stadt zu thun und komme auf den Abend wieder. — Die Wirthin sah ihn bedenklich an; da sie aber wahrnahm, daß er seine Orgel zurückließ, hinderte sie ihn weiter nicht, und er ging davon.

Es war eine starke Wegestunde bis zur Stadt; der Wanderer hatte indeß den Wind im Rücken, war starkes Gehn gewohnt, und wollte sich durch schnellere Bewegung erwärmen; er legte daher die Strecke bald zurück. In der Stadt angekommen, ging er geradeswegs zu dem Gerichtsrathe, den er zu Haus traf, und der ihn sofort hereinkommen ließ. Habt Ihr Nachrichten von Kallna oder Fisch? fragte der Rath sogleich. — Ganz genaue noch nicht, sagte der Orgelmann, aber ich bin auf einer guten Spur, und komme nur, um einige zwanzig oder dreißig Thaler Vorschuß zu bitten; dann wollen wir ihn schon in einigen Wochen haben.

Der Gerichtsrath sah es dem Menschen an, daß er log, nahm jedoch eine Geldrolle, die neben ihm auf dem Tische lag, und zählte daraus eine Summe ab, während er mit der Gewandtheit eines erfahrenen Inquirenten den Landstreicher ausfragte. Obwohl dieser nicht mehr hatte mittheilen wollen, als ihm nöthig schien um das begehrte Geld zu erlangen, so wirkte doch theils der Anblick der blanken Thaler, theils die anscheinende Unschlüssigkeit des Rathes, ob er sie geben solle, so verwirrend auf ihn, daß der Rath nach und nach Alles aus ihm herauszog. Das Resultat war Folgendes.

Die schöne Philippine hatte sich in der Stadt, wo sie von ihrem Geliebten getrennt worden war, während dessen Gefangenschaft mehrmals blicken lassen, war aber jedesmal wieder hinaustransportirt worden, damit sie nicht etwa dort ihre Nie-

derkunft halte und den öffentlichen Kassen zur Last falle. Als sie zum letzten Male dahin gekommen, hörte sie, daß Kallna zwar entlassen sei, aber die Zwangsroute nach Ostfriesland nicht eingehalten habe. Sie begab sich nun auf die Wanderung nach verschiedenen entfernten Gegenden, wo sie ihn vermuthete, ohne ihn jedoch zu finden. Dort wurde sie von dem zweiten Knaben entbunden, und bald nachher, als sie ihre Wanderung schon wieder fortsetzte, war der Orgelmann mit ihr zusammengetroffen. Da er die leidenschaftliche Zuneigung zwischen den beiden Getrennten kannte, auch nicht zweifelte, daß Kallna eben so eifrig nach Philippine umhersuche, als sie nach ihm, so hoffte er in Verbindung mit ihr am Ersten Gelegenheit zu finden, die verheißene Belohnung zu verdienen. Er spiegelte ihr daher vor, daß er von den Umherzügen des jungen Mannes Kenntniß habe und sie zu ihm führen könne, veranlaßte sie dadurch, sich seiner Leitung zu überlassen, und indem er sie durch tägliche Versprechungen der nahen Wiedervereinigung, durch falsche Nachrichten über vorgebliche Spuren von dem Geliebten, in eine immer leidenschaftlichere Aufregung versetzte, machte er sie allmählich ganz von seinen Launen abhängig. Das arme Geschöpf wurde, was der Rath freilich erst später herausbrachte, ein Opfer dieser arglistigen und zugleich rohen Behandlung ihres Führers. Noch höchst reizbar durch die Folgen einer schweren Entbindung, zu früh wieder hinausgeworfen in die umherschweifende Lebensweise, vermochte das leidenschaftliche junge Gemüth den täglichen Wechsel von Spannung und Täuschung, Hoffnung und Verzweiflung nicht zu ertragen, und sie verfiel allmählich in den Zustand, in welchem wir sie kennen gelernt haben. Jetzt erfuhr der Gerichtsrath nur noch, daß Philippine in der letzten Zeit gekränkelt habe, größtentheils geistesverwirrt sei, sich jedoch mit ihren beiden Kindern noch in der Gesellschaft des Orgelmannes befinde und augenblicklich in der Haideschenke verweile.

Als er dem Letzteren durch die stete Hoffnung auf den begehrten Vorschuß so viel abgepreßt hatte, steckte er zu dessen

größter Enttäuschung die abgezählte Summe in die Tasche, klingelte und sandte die Magd nach einem Wagen. Ihr wißt, sagte er dann zu Jenem, daß ich Euch auf Euer Wort nicht glauben kann. Ihr habt mich erst eben wieder belogen, da Ihr sagtet, Ihr hättet eine Spur von Kallna, was Ihr selbst hernach ableugnen mußtet. Ich will mich daher selbst überzeugen, ob Ihr die schöne Philippine bei Euch habt, und sogleich nach dem alten Wirthshause hinausfahren. Ihr könnt Euch auf den Bock setzen. — Er hielt ihn hierauf im Gespräche so lange fest, bis der Wagen vorgefahren war, hüllte sich in seinen Pelz und ging dann mit ihm hinab.

Der Frost hatte den Weg leidlich gemacht und es war noch Tag, als der Wagen vor der alten Schenke stillhielt. An der Hausthüre von der Wirthin empfangen, ging der Rath sogleich in das Gastzimmer und fand daselbst im Lehnsessel am Ofen die abgezehrte Gestalt Philippinens. Sie starrte im dämmernden Unbewußtsein vor sich hin und bemerkte nichts von seinem Eintritt. Das kleine Kind schlief noch auf der Erde; der andere Knabe hatte sich auf eine Bank ausgestreckt und schlummerte ebenfalls. Lotte stand von ihrem Sitze auf und grüßte scheu von ferne.

Der Gerichtsrath blieb neben Philippine stehn und betrachtete sie schweigend. Die alte Wirthin trat zu ihm und flüsterte ihm in's Ohr: Herr Gerichtsrath, die Person ist todeskrank. Lassen Sie sie wegbringen. Ich bin nicht eingerichtet, um Sterbeskranke zu beherbergen und habe keinen Platz übrig um die Leiche aufzustellen.

Sie soll Euch nicht zur Last fallen, antwortete der Rath. Ich werde sie sammt ihren Kindern sogleich mit mir nehmen.

Und wer bezahlt mir die zwanzig Groschen, die sie mir noch schuldig ist? —

Hier sind sie! sagte der Rath, gab ihr das Verlangte und trat dann vor Philippine. Wer seid Ihr? fragte er sie, indem er sie sanft anrührte.

Ich? Sehen Sie das nicht? fragte sie mit plötzlich auf-

blitzender Lebhaftigkeit. Ich bin ja die schöne Philippine, und meine Harfe ist gestimmt, und meine Stimme hell, und ich kann singen, was Sie befehlen.

Habt Ihr einen Mann? fragte der Rechtsgelehrte weiter.

Ach Gott, rief sie, indem sie aufsprang und ihn mit beiden Händen anfaßte, wissen Sie, wo er ist? Der Alte bringt ihn in's Unglück. Finden wir ihn morgen, wenn ich artig spiele? Mit den schönsten Liedern will ich ihn herbeisingen.

Wie heißt Euer Mann?

Er hat so einen schönen Namen. Ist Karl Kallna nicht ein schöner Name? Aber es sind böse Menschen, die ihn anders nennen. Ach wer gibt mir Netz oder Angel? Am Ufer saß sie wohl Tagelang, und er kam nicht, er kam nicht, er kam nicht.

Armes Weib, sagte der Rath, Ihr seid sehr krank.

Pst! versetzte sie, das darf ich nicht sagen, er schlägt mich sonst. Wir müssen immer vorwärts, sonst find' ich meinen Liebsten nicht. O ich will ganz artig singen und spielen und kein Wort sprechen. — Das Letzte sagte sie mit heftigem Zittern, denn der Orgelmann war herbeigekommen und machte ihr hinter dem Rücken des Gerichtsraths eine drohende Geberde. Dieser drehte sich rasch um und sah es. Ich merke, sagte er mit finsterm Ernst zu dem Manne, daß ich sie nicht länger in Euern Händen lassen darf. Ich werde sie und die Kinder mit mir nehmen.

Der Orgelfritz wollte Einwendungen machen und sprach von Forderungen, die er an die Unglückliche habe. Der Rath erwiederte, dafür werde er selbst aufkommen, wenn Jener sie beweisen könne. In diesem Zustand könne Philippine nicht im Lande umhergeschleppt werden. Sei sie hergestellt, so werde sich das Weitere finden. Der Orgelmann möge an die verheißene Belohnung denken und indessen seine Nachforschungen fortsetzen. Er forderte dann Philippine auf, mit ihm in den Wagen zu steigen, fand aber heftigeren Widerstand bei ihr, als er erwartet hatte. Aus ihren verwirrten Reden ging hervor, daß ihr durch die Trennung von dem Orgelmann die letzte Aussicht, ihren Geliebten wiederzufinden, zu verschwinden scheine, und lange war

alles Zureden des Raths vergeblich, bis er sie endlich an beiden Armen faßte, ihr fest in's Gesicht blickte und ernst sagte: Philippine, nimm Dich zusammen und höre mich vernünftig an! Ich will Dir Kallna wiederbringen, wenn er zu finden ist. Der Orgelfritz weiß nichts von ihm und hat Dich belogen. Ich lasse Deinen Liebsten schon suchen. Komm mit mir.

Diese Worte drangen durch. Also doch? rief sie plötzlich verwandelt. O mein Gott, wie tief muß die Hölle sein! O, er fräße meine Kinder, wenn sie ihm süß schmeckten, und pfiffe dazu! Laßt uns weg, eh er mich schlägt! Laßt uns ihn suchen im Wagen! Ach ja, wenn die Räder rollen und die Peitsche knallt, und die Rosse schnauben und das Posthorn schallt, und entgegen geht es meinem Liebsten zu, über Berg und Thäler ohne Rast und Ruh — das kann ich so schön singen. O nicht wahr? Morgen finden wir ihn. Kommt, kommt! Meine Kinder, meine Harfe, mein Putz und ich selbst, Alles in den Wagen! — Sie nahm das kleine Kind von der Erde auf, rief dem andern Knaben, der indeß erwacht und von der Bank herabgeklettert war, und sich an ihr Kleid hing, und wollte die Harfe mitnehmen, die ihr aber zu schwer war. Der Gerichtsrath benutzte den günstigen Augenblick, wies die andern beiden Weiber an, Philippinens Harfe und übrige Sachen in den Wagen zu bringen, und führte sie selbst mit ihren Kindern hinaus. Der Orgelmann wärmte seinen Rücken am Ofen und pfiff. Nach wenigen Minuten rollte der Wagen davon.

Es war bereits dunkel geworden und nur der Schnee leuchtete, als der Wagen vor dem Portale des gräflichen Schlosses hielt. Ein Diener kam heraus und trat an den Schlag. Der Gerichtsrath gab sich ihm zu erkennen und bat ihn, den Grafen herauszurufen. Der Diener ging und kehrte bald mit dem Grafen zurück, der an den Wagen trat und den Freund verwundert auszusteigen bat. Der Gerichtsrath beugte sich zu ihm heraus und sagte leise: Ich habe die schöne Philippine sammt ihren beiden Kindern neben mir im Wagen, aber sie ist krank und geistesverwirrt. Von dem Aufenthalt des Vaters ihrer

Kinder weiß sie eben so wenig als wir. Bereiten Sie die Frau Gräfin auf den Empfang vor. Ich werde sie unterdeß hineinführen.

Der Graf drückte seine Ueberraschung aus, eilte aber nach einem vergeblichen Blick in den dunklen Wagen sogleich wieder zurück, um Mathilden die unerwartete Nachricht zu bringen. Philippine und die beiden Kinder schliefen. Das Kleine hatte der Gerichtsrath der einschlafenden Mutter weggenommen und unter seinem warmen Pelze geborgen. Er wußte sich mit dem zarten Wesen nicht zu rühren und sandte den Diener nochmals hinein, um ein paar weibliche Dienstboten herbeizurufen. Als diese aber kamen, eilte schon Mathilde selbst, von Luisen und Winfried gefolgt, die Schloßtreppe herab. Der Rath gab das Kind aus dem Wagen, das von der Kammerfrau sogleich in's Haus getragen wurde. Dem Diener überlieferte er dann die Harfe, reichte den andern Knaben hinaus, den Luise in Empfang nahm, und gab einem andern Diener Philippinens Kleiderbündel. Dann stieg er selbst aus. Philippine war über das Alles erwacht und sah verwundert auf die Bewegung der Gestalten vor der Wagenthür. Der Jäger war indeß mit einer hellen Laterne herbeigekommen und der Lichtschein streifte Mathildens Gesicht, als sie sich in die Wagenthür hineinbog, um Philippinen zu sehen. Plötzlich fuhr diese mit einem Freudenschrei auf sie zu, umschlang knieend ihren Hals mit beiden Armen und küßte sie mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit. Mein Karl, mein liebster, mein warmer Junge! rief sie. Bist Du da, mein Herzeblatt? O wie lange hab' ich Dich gesucht! O eine schlimme Zeit! Und wie schön bist du wieder! Laß mich dein liebes Gesicht sehn! Aber — Sie bog sich zurück, sah Mathilden bei dem vollen Schein der Laterne an und fuhr mit einem Schreckensruf zurück. Eine Frau? eine Fremde? rief sie dann. O ihr macht's schlimmer, als der Orgelfritz! Sie warf sich mit dem Gesicht auf die Polster des Wagensitzes und weinte laut.

Arme Seele! sagte Mathilde mit den herzgewinnendsten Lauten, indem sie nach Fassung rang. Komm zu uns! Du sollst

sein wie bei den Deinen! Deinen Karl werden wir auch wiederfinden und Gott der Herr wird Euch noch gnädig sein. — Sie ließ nicht ab, ihr auf die freundlichste süßeste Weise zuzureden, bis die arme Verwirrte den ganzen Vorfall vergessen hatte, den Kopf erhob und sagte: Ja, wo ist meine Harfe? Ihr sollt die hübschesten Lieder hören, dann finden wir ihn morgen. Aber ich muß mich erst schön machen. Weit kann er nicht sein. Es war mir, als hätte ich ihn eben noch gesehen, aber mein armer Kopf ist so krank.

Sie stieg nun aus und ließ sich von Mathilden die Treppe hinauf in das Schloß führen. Man hatte die Kinder in Mathildens Wohnzimmer gebracht. Dorthin begaben sich Alle.

Das große, heitere, warme und hellerleuchtete Gemach wirkte sogleich erheiternd und belebend auf Philippine. Die Gräfin wollte die schwanke, bleiche und zitternde Gestalt zu einem Sitze führen, aber sie hatte keine Ruhe, ging von den theilnehmenden Blicken aller Anwesenden verfolgt hin und her und blieb zuletzt vor einem großen Spiegel stehen, in welchem sie sich von Kopf bis zu Fuß betrachtete. Ich muß mich schön machen, sagte sie zu Mathilde, die neben sie trat; wo sind meine Kleider? wo ist mein Putz?

Armes Herz! sagte Mathilde, Du bist krank; wir wollen Dich zu Bett bringen.

O laßt mich noch hier! Es ist so schön hier! Ach, ein neues Kleid und ein Kranz von Feldblumen! Nein, ich muß mich wirklich putzen. Bitte, treibt mich nicht in's Bett! Da bin ich so allein und schlafe doch nicht ein und hab' in meinem Herzen doch nichts als Angst und Pein! Das muß ich vorsingen. Wo ist meine Harfe?

Der Graf zog Mathilde zur Seite und sagte: Ich glaube es ist am Besten, wir lassen sie gewähren und nach ihrem Willen thun bis sie von selbst nach Ruhe verlangt. Sieh ihre Kleidung durch und wenn, wie ich vermuthe, nichts Anständiges darunter ist, so versorge sie mit dem Nöthigen. Die Kinder müssen ebenfalls gekleidet werden.

Mathilde folgte seinem Rathe und sprach mit Luisen, welche darauf mit den Kindern fortging und dieselben der Gouvernante und der Kinderfrau überlieferte, damit diese sie wuschen, kleideten und mit allem Nöthigen versorgten, während Mathilde selbst mit Philippine ging und diese von ihrer Kammerfrau aus ihrer eigenen Garderobe ankleiden ließ. Mathilde überließ ihr selbst die Wahl aus ihren Kleidern. Sie wählte ein leichtes himmelblaues Seidenkleid mit weißem Besatz und jauchzte, als sie sich darin erblickte. Sie würde auch wirklich reizend darin ausgesehen haben, hätten die krankhafte Blässe und Abzehrung die schönen Formen, der wirre Ausdruck die großen dunkelblauen Augen nicht entstellt. Als ihre Toilette vollendet war, während der sie alles Andre vergessen zu haben schien, brachte Mathilde sie zu den Kindern, die gleichfalls sauber und zierlich angethan, so eben gespeist und getränkt wurden. Philippine klopfte vor Freuden in die Hände, als sie dieß erblickte, küßte die Kleinen mit einer Mutterzärtlichkeit, die kein Irrsinn hatte austilgen können, und ging dann mit Mathilden und Luisen wieder in das Wohnzimmer der Ersteren, wo die Männer indessen die Begebenheiten besprochen hatten, und mit Erstaunen und Wohlgefallen die Veränderung in Philippinens Aeußerem wahrnahmen.

Philippine verlangte nach ihrer Harfe, und der Diener, der so eben das Theegeräth auftrug, mußte sie hereinbringen. Aufgeputzt sein und zu musiciren schienen für Philippine zusammenzugehören. Sie setzte sich, stimmte die Saiten durch und sang mit reiner, aber schwacher Stimme, der man die gründliche Schule wohl anmerkte, mehre Lieder voll glühender Liebessehnsucht und heiterer Lebenslust, deren Kontrast mit dem wirklichen Zustande der Unglücklichen die Zuhörer mit dem tiefsten Mitleid erfüllte. Ihr selber aber schien über dem Gesange ruhiger und wohler zu werden. Sie nahm still den Thee, den ihr Mathilde reichte, und versank träumerisch in sich selbst. Die Anwesenden ließen sie vorsätzlich in Ruhe und unterhielten sich, so gut es gehen wollte, von gleichgültigen Gegenständen. Allmählich aber wirkte der gewürzige Trank wieder aufregend auf Philippine, sie

heftete einen langen, nachdenklichen Blick auf Mathildens Gesichtszüge, und begann dann, indem sie bald sprach, bald dazwischen sang:

Er war auch hübsch und wurde es immer mehr, seitdem wir uns liebten. Ach die schönen Wiesenblumen! Und Alles umher war grün und der Himmel blau und weiße Wölkchen daran. Ja, da saß ich im Grase und ruhte vom Wandern und die Harfe lag neben mir. Ich flocht mir einen Kranz von Feldblumen, die waren so schön, und ich war doch noch schöner. Das sah er auch gleich, er kam ja den Weg durch die Wiese her, und blieb vor mir stehn und lachte mich an. Und so gut er den Guckkasten neben die Harfe setzen konnte, konnte er sich doch auch zu mir setzen.

Da saßen die beiden im Grünen, ja, ja, im Grünen;
Da sprach er: Wie bist du so hold!
Ihr wehte der Wind in den Locken, ja, ja, in den Locken,
So reich und so glänzend wie Gold.

Und hast du kein Gold als die Locken, ja, ja, als die Locken,
So hast du ein' rosigen Mund,
So hast du zwei rosige Wangen, ja, ja, zwei Wangen,
Die leuchten in Herzensgrund.

Da lachten der Mund und die Wangen, ja, ja, die Wangen,
Da blitzten die Aeuglein so hell;
Da hielt er das Mägdlein umfangen, ja, ja, umfangen,
Der glückliche Räubergesell.

Aber weiterhin wirds eine Mordgeschichte. Bis dahin paßt es, wenns auch nicht so geschwind ging. Ach, alle die jungen Herrchen mit den goldenen Uhrketten und den blitzenden Ringen und Thalerstücken zwischen den Fingern hättens mir nicht angewonnen. Aber Mann und Frau sein, ist kein Unrecht. Hätten uns die Pfarrer nur trauen wollen! Denn wenn's Gott im Himmel wollte, warum wollten es die Menschen nicht? Aber da half kein Bitten und kein Weinen! —

Mathilde hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und fragte: So bliebt ihr Armen denn ungetraut?

Ja, sagt's nur nicht weiter. Ach die Menschen schelten so häßlich darüber. Aber arm? Ach, wären alle Berge Gold und alle Thäler Silber und die ganze Welt unser gewesen, wir hätten ja nicht reicher sein können, auch bei trocknem Brot. Da hab' ich nun ein wunderschönes Kleid an, ich weiß nicht woher, und habe Alles — und was habe ich denn?

Ach Herz von Herz geschieden sein
Und Herz nach Herz sich sehnen,
Ist wohl die allerschlimmste Pein.
So sitz' ich Tag und Nacht allein
In Thränen.

Aber wo ist denn der Orgelfritz geblieben? Ich fürcht' mich so, daß er wieder kommt und mich schlägt. Darf er auch hier herein?

Sei ruhig! hier thut Dir Niemand etwas! sagte Mathilde. Aber wie war's denn weiter, als ihr von der grünen Wiese fortginget?

Ach, sagte Philippine, als ich ihn verloren hatte, ging ich wieder dahin, aber alle Blumen waren abgemäht mit dem Grase, und es war dunkel von dichtem Nebel umher, und es saß da ein schwarzer Rabe. Da dacht ich an den Rabenstein, und den bösen Alten. Gibts auch was Schlimmeres, als einen Menschen zum Bösen verführen? Und doch gibt es Menschen, ach Menschen! — Sie erging sich nun eine Zeitlang in düstern Phantasien, worin der Spandauer und der Orgelmann die Hauptrolle zu spielen schienen, und die sie mit Reminiscenzen aus finstern und wilden Balladen und Liedern durchflocht. Dann verstummte sie, während sie ihre Finger in den Saiten fortarbeiten ließ und ohne Takt und Rythmus seltsame, fremdartige Accordfolgen mit überraschenden Kadenzen erklingen ließ, sie in verwandten Tonarten wiederholte, abänderte und durch einanderwebte, so daß allgemach ein wundersames, ahnungsvolles Ganze

entstand, über dessen tiefe Eigenthümlichkeit Mathilde, die eine gründliche Musikkennerin war, auf das Höchste erstaunte. Wie aus einem nach Gestalten ringenden harmonischen Chaos, wurden abgerissene schwermüthige Tongänge aus den sonderbaren Accorden entbunden, zumeist in den tieferen und mittleren Tönen, verloren sich, tauchten stückweise wieder auf, verwirrten und verschlangen sich ineinander, und zogen die Seelen der gerührten Hörer in unergründliche Tiefen hinab. Nach und nach traten heitrere und klarere Zusammenklänge dazwischen, rhythmische Glieder gruppirten sich, ein feierlicher Takt gewann die Oberhand, und eine süße liebliche Melodie überschwebte mannigfaltig die immer reiner sich herausarbeitenden Grundaccorde, bis sie wie mit silbernem Stabe dastand als Alleinherrscherin, und zuletzt in langen verhallenden Klängen immer sanfter verbleichend ihr Dasein aushauchte. Die Harfe verstummte und Philippine sank träumend und theilnahmlos für alles Aeußere in den Sessel zurück. Das wunderbare Konzert, das Alle tief ergriffen hatte, erfüllte sie mit Achtung vor dem seltenen Talente einer umherschweifenden Harfnerin. Erst später brachte Mathilde ganz zufällig heraus, daß dieß Talent gleichsam eine Gabe des Wahnsinns sei. Erst seit sich Philippinens Sinne verwirrt, hatte sie angefangen so zu spielen, aber bisher nur heimlich, denn der Orgelmann hatte ihr nicht erlaubt, an den öffentlichen Orten, die sie besuchten, etwas anderes als ihre gewöhnlichen Lieder vorzutragen. Jetzt aber schien Philippine in jenen Tonphantasien Seel' und Sinne weggespielt zu haben. Sie saß stumm und mit halb geschlossenen Augen, während die Uebrigen sich leise unterhielten.

Als der Diener meldete, daß das Abendessen angerichtet sei, und die Andern sich erhoben, wurde sie aufmerksam, stand gleichfalls auf und fragte zaghaft: Muß ich nun weg? Wo sind meine Kinder? — Du bleibst bei uns und sollst mit uns zu Tisch gehen, sagte Mathilde. Philippine sah sie mit lächelnder Verwunderung an, verlangte jedoch wiederholt so sehnlich nach ihren Kindern, daß Mathilde sie noch hinführte. Sie waren

reinlich und weich gebettet in dem Schlafzimmer der Kinderfrau, wo auch Heinrichs Bettchen stand, und alle drei Kinder schliefen bereits. Philippine schlug die Hände zusammen und lachte vor Freude, blieb aber still und küßte die Kinder leise im Schlaf. Dann schaute sie in Heinrichs Bettchen und sagte: Sieh, da ist ja Harfenröschens Heinrich! Wie kommt der hierher? Da kennt Ihr gewiß Harfenröschen nicht. — Wer ist denn Harfenröschen? fragte Mathilde lebhaft. — Was? Ihr habt ihr Kind hier, und kennt Harfenröschen nicht? O, sie war lange nicht so schön, als ich, und viel schlechter. Darum zog sie auch nur ein paar Monate mit uns herum, als ich meinem Liebsten das Singen gelehrt hatte. Er hatte so eine weiche, herzige Stimme. Da sangen wir drei zusammen. Ach pfui, sie lebte schändlich, bald mit dem, bald mit dem. Ist es nicht schrecklich, nicht einmal seines Kindes Vater zu kennen? — Mathilde schauderte. Und wo ist Harfenröschen jetzt? — Ja, wo bin ich? wer weiß das? Nun ist sie das Kind los. Sie wollt's immer gern los sein. Ja, wir können Alles von uns streifen, aber uns selbst werden wir nicht los. — Mathilde suchte ihr noch mehr über Heinrichs Mutter abzufragen, brachte aber nichts weiter heraus, und führte Philippine hinweg in das Eßzimmer.

Man setzte sich zu Tisch. Philippine war still und genoß fast nichts. Mathilde theilte den Uebrigen die Entdeckung über den kleinen Heinrich mit, und der Graf versuchte mehrmals, Näheres darüber aus Philippine hervorzulocken, aber ihr Geist war völlig abwesend, sie versicherte nur kurz, daß Alle sie für schöner als das Harfenröschen erklärt hätten, und schien nur noch leiblich zu wachen.

Nach Tisch, als das Speisegeräth weggeräumt war, erschienen außer dem Oekonomieverwalter sämmtliche Schloßbewohner, Beamte und Dienerschaft in dem Zimmer mit Gesangbüchern. Mathilde öffnete den Flügel und setzte sich davor. Der Graf stellte sich mit einigen Büchern an den Tisch und nannte die Gesangesverse, die heute gesungen werden sollten. Mathilde spielte den Choral und Alle sangen:

Nun sich der Tag geendet hat
Und keine Sonn mehr scheint,
Schläft Alles, was sich abgematt',
Und was zuvor geweint.

Nur Du, mein Gott, hast keine Rast;
Du schläfst noch schlummerst nicht;
Die Finsterniß ist Dir verhaßt,
Weil Du selbst bist das Licht.

Gedenke, Herr, doch auch an mich
In dieser schwarzen Nacht
Und schenke mir genädiglich
Den Schirm von Deiner Wacht.

Darauf las der Graf den neunzigsten Psalm:

Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit; u. s. w. den ganzen Psalm. Darnach einen Abschnitt aus dem neuen Testament. Dann sprach er das Glaubensbekenntniß, betete das Vater Unser, und zum Schluß sang die kleine Gemeinde:

Daß Du mich herzlich liebest,
Daß Du mich stets umgiebest
Und rufst zu mir hinein;
Daß Du vergnügst alleine
So wesentlich und reine,
Laß allezeit mir heilig sein.

Ein Tag der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne!
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

Ernst und leise, wie sie gekommen, entfernten sich dann die Leute.

Philippine hatte den ersten Vers des Anfangsliedes staunend angehört, beim zweiten war sie händefaltend auf die Kniee gesunken, und während des Psalmes und der ferneren Vorlesungen und Gebete bis zum Schluß waren ihr die Thränen stromweis über die abgezehrten Wangen geflossen. Nun wollte sie aufstehn, aber sie war zu schwach dazu. Mathilde und Luise mußten sie aufheben und zu einem Sitze führen. Sie trocknete mit einem Tuche, das ihr Mathilde reichte, die Augen, blickte dann erstaunt das Zimmer, die Anwesenden, ihre eigne Kleidung an, und sagte, unverkennbar bei voller Besinnung: Mein Gott, wie bin ich hierher gekommen, und so gekleidet? Sie haben sich gewiß in mir geirrt. Ich bin nur eine arme wandernde Harfenspielerin, die ihren Mann sucht, von dem sie durch einen bösen Zufall getrennt worden ist. Gewiß habe ich viel thörichtes Zeug gesprochen, denn oft bin ich gar nicht bei Besinnung. Ach vergeben Sie mir, und lassen Sie mich weiter und zu meinen Kindern zurück! Gott, den Sie noch eben gepriesen und angerufen haben, wird's Ihnen vergelten. Aber freilich bin ich so krank und elend, daß ich nicht einmal aufstehen kann. — Sie machte eine vergebliche Anstrengung, sich zu erheben.

Gott sei gedankt, daß Du wieder bei Besinnung bist, liebe arme Seele! sagte Mathilde. Deine Kinder sind auch hier und schlafen schon. Morgen soll der Arzt kommen, und Du sollst bei uns bleiben, bis Du genesen bist.

Gott vergelt's Ihnen! Ich war in sehr üble Gesellschaft gekommen. Aber ich kann nicht mehr — stammelte sie leise und sank ermattet in den Sessel zurück. — Sollen wir Dich zu Bett bringen? fragte Mathilde. Sie nickte mit dem Kopfe, vermochte aber nur noch einige unverständliche Laute hervorzubringen. Die Gräfin fühlte ihr nach dem Pulse, aber er ging ruhig und stätig fort, wenn auch sehr langsam und matt. So ließ man sie in das für sie bereitete Schlafzimmer tragen, wo sie mit Mühe entkleidet und zu Bett geschafft wurde. Die Kammerfrau mußte

in dem Nebenzimmer schlafen. Der Gerichtsrath aber, bevor er in den Wagen stieg, ward gebeten, morgen in aller Frühe den Arzt herauszusenden.

Bald begab sich auch die Herrschaft zu Ruhe, und nur die Dienstleute blieben noch eine Zeitlang wach versammelt, indem sie sich verwundert in Vermuthungen ergingen, weshalb die gnädige Herrschaft sich seit einiger Zeit mit dergleichem Gesindel so viel zu thun mache und es sogar in das Schloß aufnehme.

Philippine schlief lange in den folgenden Morgen hinein und war beim Erwachen von dem ruhigen Schlaf auf weichem Lager so gestärkt, daß sie von selbst aufstand und mit kindischer Freude und Staunen in dem Schlafzimmer umherging. Die Kammerfrau erschien alsbald, um ihr beim Ankleiden zu helfen. Ihre Besinnung war jedoch wieder verschwunden. Nachdem sie auf ihr Begehr sogleich wieder in das blaue Seidenkleid gekleidet worden, verlangte sie nach ihren Kindern, nach ihrer Harfe, und wollte ihre Wanderung fortsetzen. Mathilde kam dazu, suchte sie zu beruhigen und führte sie zu ihren Kindern, deren neue reinliche Bekleidung sie verwundert ansah und befühlte, und die sie mit Zärtlichkeit umarmte.

Indeß war der Arzt angelangt, ein erfahrner und zuverlässiger Mann. Man unterrichtete ihn im Allgemeinen von den Verhältnissen und dem Zustande der Kranken, ihren letzten Erlebnissen und Umgebungen und ließ sie selbst von ihm untersuchen. Er befragte und beobachtete sie mehre Stunden lang. Dann verordnete er einige Arznei und empfahl, die Kranke in Bezug auf Schlafen und Wachen, Bewegung, Nahrung und Beschäftigung ihrem eignen Instinkte folgen zu lassen. Im Uebrigen, sagte er, halte ich ihren Zustand für hoffnungslos, und sie ist an Leib und Seele bereits so zerrüttet und zertrümmert, daß es nicht lange mehr währen kann. — Ein Opfer unglücklicher Liebe! sagte Luise. — Ganz und gar nicht, mein

Fräulein, versetzte der Arzt. Obgleich sie augenscheinlich mit zärtlicher Neigung an dem Manne hängt, von dem sie getrennt worden ist, so ist doch weder die Neigung noch die Trennung der eigentliche Grund ihrer Zerrüttung. Um solche Zustände zu erzeugen, pflegen körperliche und geistige Ursachen zusammenzuwirken. Nach allen Anzeichen muß ich schließen, daß die Kranke zu früh nach ihrer letzten Niederkunft sich allerlei körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen unterzogen, eingetretene kleinere Uebel nicht beachtet noch abgewartet und Pflege und Ruhe entbehrt hat, als sie deren bedurfte. Daher die Ueberreizung und Zerstörung ihres leiblichen Organismus. Nun denken Sie sich dazu ein Gemüth ohne allen höheren Halt, nur erfüllt von Eitelkeit, Selbstbewunderung und Sinnlichkeit, herangekommen in einer Kunst, die nur die dunkle Welt wogender Gefühle, aber weder Geist noch Willen zu steigern und zu ordnen vermag, von nichts genährt als einer Sammlung Lieder zum Theil lüsternen, leichtfertigen Inhalts; — wie konnte bei dem Allen unter der eigennützigen, rohen, vielleicht sogar unmenschlichen Behandlung des Menschen, dessen Leitung sie sich überlassen, etwas Anderes entstehen als ein solcher Zustand? Und als er denn eingetreten war, mußten sich freilich Körper und Seele gegenseitig immer mehr aufreiben und zerstören.

Und rechnen Sie, sagte Mathilde, die unverkennbaren zärtlichen Muttergefühle der Armen, die herzliche, leidenschaftliche, treue Anhänglichkeit an ihren Geliebten, ihr unermüdliches Suchen nach ihm für nichts?

Gewiß nicht, antwortete der Arzt; auch zeigt sich darin das menschliche Lobens- und Liebenswürdige an ihr und eine Bewahrung der schönsten Naturgüter ihres Geschlechts, die ihre veredelnde, fast sittliche Wirkung nie ganz verläugnen. Aber alles Dieß würde eine gesunde, von sittlichen Mächten gehaltene Seele in einem gesunden Körper nicht bis dahin gebracht haben. —

Der Arzt schied und man richtete sich nach seinen Anweisungen. Die Folge davon war, daß Philippine von Tage zu

Tage ruhiger und zufriedener wurde. Die Bilder und Erinnerungen, die ordnungslos ihre Einbildungskraft durchzogen, wurden immer heiterer und lieblicher, und ohne hinweg zu verlangen, faßte sie nach und nach die bestimmte Erwartung, ihr Geliebter werde je am nächsten Tage zu ihr kommen, ohne daß sie ihn aufzusuchen brauche. Morgens war sie gewöhnlich still und am liebsten unter den Kindern, mit denen sie auch zu Mittag aß. Nachmittags ward sie lebendiger, begehrte nach ihrem Instrumente, sprach, spielte, sang, und phantasirte stundenlang auf den Saiten in jener wundersamen Art. Regelmäßig bei der Abendandacht kehrte ihr aber auf kurze Momente die Besinnung zurück, während sie zugleich in die äußerste Abmattung verfiel. Die Sehnsucht nach ihrem Geliebten, die Erinnerung an die Zeit ihres vereinigten Lebens und Wanderns war der Hauptinhalt ihrer Reden und Gesänge. Oft am Tage trat sie vor den Spiegel, strich ihr Kleid zurecht, ordnete und schmückte ihr Haar und lobte ihre Schönheit; dann aber betrachtete sie ihre bleichen verfallenen Gesichtszüge, schüttelte den Kopf und ging davon. Nach und nach gewöhnte man sich an ihre Anwesenheit. Die Damen im Hause behandelten sie zart und rücksichtsvoll, und die Dienerschaft meinte allmählich, sie müsse doch wohl eigentlich mehr sein, als ihre erste Erscheinung vermuthen lassen. Indeß wurde sie täglich abgezehrter und schwächer und eines Morgens fand man sie mit gefalteten Händen todt im Bette.

Sie war noch nicht zu ihrer Ruhestätte gebracht, als der Graf einen Brief erhielt, der das ganze Haus in die lebhafteste Unruhe versetzte. Der Brief war von dem Baron, den wir gleich anfangs als eifrigen Beförderer christlicher Liebesthätigkeiten kennen gelernt, der nun die Anstalt, für die er damals sammelte, auf seinen Gütern bereits aufgerichtet hatte und mit der kleinen Gertrud, die er seit einigen Monaten als Gattin heimgeführt, liebevoll beaufsichtigte. In dem Briefe des Barons hieß es nach einigen einleitenden Worten folgendermaßen:

— Mit unserer rasch sich erweiternden Anstalt haben wir

ein Krankenhaus in Verbindung gesetzt, in welches vor mehren Wochen ein junger Mensch abgeliefert wurde, der mich zu diesem Schreiben veranlaßt. Er nannte sich Weitermann, war in Gesellschaft eines blinden Geigenspielers umhergezogen, den er geführt und zu dessen Spiel er gesungen, und befand sich bereits in den letzten Stadien einer unheilbaren Schwindsucht. Die Ursache seiner Krankheit suchte er darin, daß er im vergangenen Sommer, um sich einer Verfolgung zu entziehen, die er nicht näher bezeichnen wollte, eine halbe Stunde lang bei Nacht das seichte Schilfufer eines Seees durchwatet habe und dann in denselben Kleidern geblieben sei. Er habe darauf, sagte er, einen großen Theil Deutschlands durchwandert, um Frau und Kind aufzusuchen, von denen er durch einen unglücklichen Zufall getrennt sein wollte, habe sich deßhalb mit dem blinden Geiger verbunden, und wolle zu diesem Zweck seine Reise fortsetzen, sobald er wieder kräftig genug sein werde.

Er erwartete nach Art dieser Kranken seine schleunige Herstellung mit Gewißheit und wir nahmen ihn auf, eröffneten ihm jedoch unsern Grundsätzen gemäß alsbald, daß der Arzt die Genesung für unmöglich erkläre und daß es daher hohe Zeit für ihn sei, sich auf seinen Abschied aus dieser Zeitlichkeit vorzubereiten. Nach unsrer Ansicht war diese unumwundene Mittheilung um so nothwendiger, als der verwahrloste junge Mann zum Sterben keineswegs geschickt und mit der Lehre und Zucht unsres allerheiligsten Glaubens gänzlich unbekannt schien.

Es währte einige Zeit, ehe wir ihn von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes überzeugen konnten. Als es uns aber endlich gelang, machte es auf ihn den gewaltsamsten Eindruck, und nun fanden die Lehren und Ermahnungen des Geistlichen, des Gehülfen, Gertrudens und meiner selbst den überraschendsten Eingang. Die tiefste Reue und Buße über sein bisheriges Sündenleben ergriff ihn und er legte darüber dem Geistlichen umfassende Bekenntnisse ab, der dieselben jedoch in seiner Weise für sich behielt. Dann aber entfaltete seine Seele sich wie eine Blume an der Sonne der Gnade, und so groß sein Durst nach

Erkenntniß des HErrn und Seiner Gnadenwege wurde, eben so kräftig und zart entwickelte sich seine Liebe zu dem Sohne Gottes und den Menschen, so daß er uns in demselben Maße täglich erbaulicher geworden ist, als er sich seiner Auflösung nähert, die wir jeden Tag erwarten müssen.

Nun aber begab es sich heute, daß meine liebe Gertrud ganz zufällig in Gegenwart des Geistlichen erzählte, auf welche Weise die Gräfin, Ihre Frau Gemahlin, einst zur See ihren Bruder verloren habe. Der Geistliche wird aufmerksam, fragt näher nach, und bekennt dann, daß er die dringendste Vermuthung habe, der junge Weitermann, der eigentlich Karl Kallna heiße (was selbst mit dem Familiennamen der Frau Gräfin ziemlich übereinstimmt), sei deren abhanden gekommener Bruder. —

Der Brief theilte dann ausführlich die näheren Merkzeichen mit, welche Winfried bereits bekannt waren, und schloß mit der Erinnerung, daß Mathilde, wenn sie von Allem sich persönlich überzeugen wolle, die Reise beeilen möge, da der junge Mann sich seinem Ende stündlich mehr zu nähern scheine. —

Man kann sich die Bewegungen, die Erschütterungen denken, unter denen sich Mathilde zur sofortigen Abreise bereitete. Die Bestattung der Todten wurde dem Pfarrer übertragen. Ihre beiden nachgelassenen Kinder wollte man dem sterbenden Vater noch zuführen, und nahm sie daher in Begleitung einer Wärterin mit in den schnellbepackten Reisewagen, in welchem der Graf und Mathilde nach wenigen Stunden davonrollten. Im nächsten Postorte nahmen sie Postpferde und fuhren von Station zu Station die ganze Nacht hindurch und den folgenden Morgen ohne Aufenthalt, bis sie gegen Mittag das Gut des Barons erreichten. Nicht ohne tiefe Erregung sah Mathilde ein paar neue heitere Gebäude in einiger Entfernung von dem Gute auf einer Anhöhe liegen.

Der Baron und seine junge Gemahlin empfingen die Ankommenden, und nachdem Mathildens angstvolle Frage, ob ihr Bruder noch lebe, bejaht worden war, setzte Winfried die Freunde sofort von Allem in Kenntniß. Wir haben es gewagt, sagte der

Baron darauf, den Kranken, ohne Ihre Erlaubniß abzuwarten, auf dieß Wiedersehen vorzubereiten, denn wir waren Ihres Eintreffens im Voraus gewiß. Er erwartet die Schwester mit einer wahrhaft großartigen Fassung und ich möchte diese jetzt nicht durch die Nachricht von dem Tode seiner Philippine und der Anwesenheit ihrer und seiner Kinder zerstören. Es ist besser, daß er dieß Alles erst von Ihnen erfährt, wenn es an der Zeit ist. Gertrud geht voraus und meldet ihm, daß Sie da sind. Wir können ihr sogleich nachfolgen. Vielleicht ist es gut, auch die Kleinen gleich mitzunehmen. —

Man war mit Allem einverstanden, und während Gertrud vorauseilte, führte der Baron seine Gäste langsam nach. Er machte sie auf die Gebäude der Anstalten aufmerksam und erzählte von deren innerer Einrichtung, doch nur Winfried zeigte einige Theilnahme daran; Mathilde war zu gespannt auf das was ihr bevorstand, um auf andere Gegenstände zu merken. Sie traten sodann in das Krankenhaus und nachdem sie kurze Zeit in der Wohnung des Aufsehers gewartet, kam Gertrud wieder, um Mathilden abzuholen. Die Uebrigen blieben zurück.

Als die beiden Frauen in das heitere luftige Krankenzimmer traten, saß Karl in einem Lehnsessel, mit dem Gesichte ihnen zugekehrt. Er war in ein warmes wollenes Gewand gehüllt und seine Füße lagen auf einem Schemel. Sein überaus abgezehrtes Angesicht röthete sich und seine großen blauen Augen leuchteten wie von überirdischem Glanze, als er der eintretenden Schwester, der das Herz brechen wollte vor Liebe und Schmerz, die abgemagerte schwache Rechte entgegenstreckte.

Eine Zeitlang war Mathilde ganz außer Fassung. Sie drückte ihm die Hand, sie umarmte ihn und ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Mein Bruder! Mein geliebter armer Bruder! das waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte. Gertrude schob ihr einen Stuhl hin und sie setzte sich neben ihn, indem sie seine Hand festhielt.

Das ist eine große Gnade von Gott, sagte Karl langsam

und mit gebrochener Stimme, und Gott segne Dich dafür, daß Du so bald zu mir gekommen bist.

Ja, Gott sei gelobt, daß er uns noch einander hat wiederfinden lassen! sagte Mathilde. O keine Stunde ist mir ohne Sehnsucht und Sorge um Dich vergangen, seitdem ich wußte, Du lebest noch. Seit einem halben Jahre wußten wir es, suchten nach Dir und ließen nachforschen überall. Ach wollte Gott, wir hätten Dich bald gefunden!

Es ist besser so, versetzte Karl. Sieh, liebe Schwester, wir sprechen vor seinem Angesicht und unter seinen Augen; — Er hat Alles wohlgemacht! Was wär' ich geworden, hättet ihr mich so mitten auf meinen sündigen schlechten Wegen zu einem reichen und vornehmen Mann gemacht? Wie ich mich kenne, wäre ich dann erst recht in Sünd und Schanden hineingerannt. Es ist besser so. Nun sehen wir uns noch unter seinem Angesichte und vor seinen Augen, wenn auch nicht lange mehr. Ja, es kann kurz werden, und darum will ichs nicht aufschieben zu sagen, was ich noch zu bitten habe.

Thue das! sagte Mathilde; aber sprich nicht zu viel, liebes Herz, es strengt Dich so sehr an.

O nein! Mir ist so leicht und frei, daß ich glauben könnte, ich müßte morgen wieder gesund sein, wenn ichs nicht anders wüßte. Aber ich liege im Schooße des Herrn. Er macht es Alles recht. Du bist mir noch recht wie ein letzter Gnadenblick aus seinem Auge. Und doch hab' ich noch Sorgen auf dieser Welt. Es ist viel Sünde dabei, aber ich weiß, der barmherzige Gott hat mir um Jesu willen auch die vergeben. Da war eine Harfenspielerin, die nannte man die schöne Philippine; mit der habe ich ein paar Jahr zusammengehalten; und sie hatte ein Kind von mir und ging mit dem zweiten, als ich vor zehn Monaten von ihr getrennt wurde. Ich hatte gegen das siebte Gebot gethan und kam ins Zuchthaus. Als ich wieder frei wurde, da zuerst — mein Gott, fuhr er fort, indem er Mathilden scharf ansah, ich habe Dich schon gesehen! Wie konnt' ich auch nur

den Namen vergessen! Ich war über dem Einsteigen gefangen in Euerm Schloß! —

Es ist so, sagte Mathilde erzitternd. Da fanden wir auch unter Deinen zurückgelassenen Sachen ein kleines Zinnkreuz mit meinem Namen, das ich Dir einst auf der Seereise um den Hals gebunden hatte. Das brachte uns auf Deine Spur und die Aussage des Orgelmanns und seines Weibes, die ferneren Erkundigungen bei dem alten Jan Gerd bestätigten unsre Vermuthungen. Seitdem haben wir unausgesetzt nach Dir und auch nach Philippine gesucht.

Gott, wie wunderbar sind deine Wege! sagte Karl, indem er die Hände faltete und nachsinnend emporblickte. Aber es ist doch so, fuhr er dann fort; das Alles liegt tief hinter mir, und um mich her ist Barmherzigkeit, und Gnade und Seligkeit vor mir, und Vater und Mutter werd' ich beim Herrn finden. O mein Gott, ich danke dir! — Sein Athem wurde sehr kurz, er mußte heftig husten und Mathilde bat ihn, sich zu schonen. — Gott läßt uns wohl noch ein paar Tage beisammen, fuhr er sehr schwach fort. Aber doch will ich gleich meine Bitte sagen. Philippine war zwar nicht mein angetrautes Weib, wir konnten das nirgends erlangen, aber sie war mein und ihre Kinder sind meine Kinder. Ich bitte Dich, laßt nach ihr suchen und sorget für sie und die Kleinen. Sagt ihr das Wort Gottes, von seinem Gebot, seinem Gericht und von seiner Gnade in Christo Jesu, und weil wir uns so lieb gehabt hätten, solle sie es auch annehmen. Laßt sie nicht mehr mit der Harfe umherziehen, und sorge dafür, daß die Kinder in der Furcht Gottes aufgezogen werden. Ach die arme Philippine! Ich glaube immer, ihr müßte auch am Besten sein, wenn sie erst aus dieser bösen Welt hinaus wäre.

Sie ist hinaus, sagte Gertrud sanft. Karl sah sie mit großen Augen fragend an. Ja, mein Freund, fuhr Jene fort, und wir dürfen hoffen, daß sie der Herr angenommen hat. Sie ist in Christum getauft zur Vergebung ihrer Sünden, und ist unter

Gebet eingeschlafen. Mathilde hat ihre letzten Tage gepflegt und die Kinder schon bei sich aufgenommen.

Die Gräfin hörte dieß mit Zittern an. Sie fürchtete, daß es ihren Bruder zu gewaltsam erschüttern würde. Allein ihre Furcht war umsonst. Unter der Pforte des Todes siehet sich Alles anders an, regen sich andre Gefühle, als im Fortstreben und Fortleben des Tages. Es ist gut so, sagte er. Wir meinten es doch miteinander recht lieb und treu und gut, wenn auch viel Sünde dabei war. Daß nur die Kinder im Glauben aufgezogen werden! Liebe Schwester, erzähle mir von Philippinen, und wie sie gestorben ist, und dann von unsern Kindern, auch von Dir und Deinem Mann, und von unsern seligen Eltern.

Mathilde erfüllte diese Bitten und theilte ihm so mild und schonend wie sie vermochte mit, wie Philippine zu ihnen gebracht sei, wie ihre letzten Tage gewesen, wie sie gestorben. Sie legte dabei besondern Nachdruck auf ihre selbstbewußte Theilnahme an den Abendandachten und auf die betende Stellung, in der man sie todtgefunden. Sie war immer besser als ich, sagte Karl; und wenn mich mein Heiland angenommen, einen so großen Sünder, wie sollt' er sie nicht annehmen? Ich weiß, er hat's gethan. Nun find' ich bei Ihm noch Einen mehr. Liebe Schwester, so fein und gut wie Du bist, hast Du mir gewiß die Kinder und auch Deinen Mann mitgebracht.

Sie sind hier, sagte Gertrud. Soll ich sie holen?

Bitte, thun Sie das, sagte Karl. Ich werde sehr matt und müde und werde wohl nicht lange mehr wach bleiben können.

Gertrud ging und kehrte alsbald, das kleine Kind auf dem Arme, das ältere an der Hand, mit Winfried und dem Baron zurück, stellte den größern Knaben neben den Vater und hielt ihm das andre Kind hin, indem sie mit demselben niederkniete. Karl sah seine Kinder mit unbeschreiblicher Herzlichkeit und Freundlichkeit an, streichelte sie mit der Hand und sprach mit ihnen. Es blieb ungewiß, ob ihn der ältere Knabe wiedererkannte, doch schmiegte er sich zärtlich an den blassen freundlichen Mann. Dann reichte Karl dem Grafen die Hand hin und sagte:

Es ist mir so viel Gutes von Ihnen erzählt. Sie vergeben mir gewiß auch, da mir mein Gott und Herr vergeben hat. Und auch Sie werden meine Kinder nicht verlassen. — Winfried versprach ihm mit freundlichen Worten, in aller Weise für sie zu sorgen. — Ich sehe die Kinder wohl noch ein paarmal, sagte der Kranke matt, vielleicht aber auch nicht — wie Gott will — aber darum! Er richtete sich auf, legte beiden Kindern die Hände auf die Häupter und sprach mit erhobener Stimme: Der Segen des Barmherzigen, der Segen Gottes, der mich Sünder begnadigt hat, der Segen von Ihm, der eure Seelen in Händen hält, komme vom Himmel herab auf euch und bleibe auf euch und bewahre euch vor der Sünde! Er bleibe über euch in dieser bösen Welt und führe euch in die heilige Seligkeit! Amen. — Darauf sank er ermattet und sehr bleich zurück.

Der Arzt war hereingekommen, fühlte dem Kranken nach dem Pulse, fragte ihn Einiges und trieb die Andern hinaus. Wenn man ihn noch einige Tage behalten wolle, so müsse man ihn jetzt in Ruhe lassen, sagte er. Er werde dafür sorgen, daß die Frau Gräfin sofort Nachricht erhalte, wenn der Zustand des Leidenden verstatte, daß sie zurückkehre.

Hierauf gingen Alle wieder nach dem Herrenhause zurück, woselbst zu Mittag gespeist wurde und die Gäste nach der Ermüdung der Reise zu ruhen suchten. Nach einigen Stunden wurde Mathilde wieder zu ihrem Bruder gerufen. Ihr Gemahl ließ sich indeß von dem Baron die Anstalten zeigen.

Mathilde sollte die schmerzliche Freude haben, den lange entbehrten und vielbeklagten Bruder noch einige Tage zu besitzen, und sie widmete sich ihm diese Zeit hindurch ausschließend. In demselben Maße, wie seine körperlichen Kräfte abnahmen, schien indessen sein Geist umgekehrt freier, heiterer und kräftiger zu werden. Die arme Seele, die so lange in Niedrigkeit, Gemeinheit und Verkommenheit am Boden gekrochen, fühlte sich selig emporgehoben von der Kraft des Glaubens, von den Flügeln der ersten feurigen und demüthigen Liebe zu dem Herrn, von der Gewißheit ihrer Begnadigung und Seligkeit, von dem

göttlichen Geiste, der sie wie all-zudringend erfüllte. Und diese Stimmung, gemäßigt und gefestigt durch die gewisse Aussicht auf den nahe bevorstehenden Hinübergang, gab dem jungen Manne einen so hohen, reinen und ruhigen Blick auf sein vergangenes Leben mit all seinen Sünden, Thorheiten und Verirrungen, daß er es der Schwester wie ein von ihm abgefallenes, ihm fremdes in heiliger Ruhe erzählen konnte. Dieselbe Stimmung breitete sich dabei über sie aus und hob sie darüber hinweg, wenn die Ausdrücke und Reden des Bruders noch zu oft das Gepräge seiner verwahrlosten Erziehung, seiner geringen und rohen Umgebung von ehemals erkennen ließen. Und selbst dieses schien sich in dem Umgange mit ihr immer mehr aus ihm herauszuringen.

Eine unbestimmte schwache Erinnerung, edleren Kreisen einst angehört zu haben, hatte den Knaben mit Trotz und Widersetzlichkeit gegen seine allerdings harten und rauhen, ja rohen Pflegeeltern erfüllt, ihm hernach aber bei seinem vielfach umherschweifenden Leben eine Art Halt verliehn, tausendfältigen Versuchungen zu widerstehen und nicht völlig in der Gemeinheit unterzugehen, die von allen Seiten auf ihn eindrang. Solch ein Bewußtsein, sagte er, ist wie ein Zauberkraut, das man bei sich trägt, gegen viele Schlechtigkeit und Schande. Wie viel mehr müßte es das für alles junge Volk sein, wenn Jeder wüßte und bedächte, daß er ja durch die Taufe geboren ist zu einem Kinde des großen Gottes und Erben seiner Herrlichkeit, wogegen doch alle irdische Hoheit nichtsnutziger Staub ist. Darum mache doch meine Kinder stolz und gewiß über den hohen Stand ihrer Taufe! — Beschrieb nun Karl die Verhältnisse und die Menschen, unter denen er sich umhergetrieben und bald da, bald dort länger oder kürzer verweilt, so mußte Mathilde erstaunen über die jammervolle Verwilderung solcher Kreise und über die furchtbare Verwahrlosung der Seelen in ihnen, während der Bruder die himmlische Gnade und Liebe pries, die ihn doch aus dem Allen endlich errettet und zu sich gezogen. Nicht selten war der heranwachsende Jüngling dabei auch in den trübselig-

sten, verzweifeltsten Lagen gewesen. Ja, sagte er, es ist in dieser bösen Sünderwelt erschrecklich viel Jammer und Elend. Aber das Bittre und Saure und Verzweifelte darin ist das Fremdsein von Gott, das fühl' ich wohl jetzt, und das Nichtwissen und Nichtglauben all seiner Liebe und Gnade und Treue. Da steckt das eigentliche Unglück. Hunger und Kälte, allerlei Pein und Härte von Menschen, und Leibesnoth und Tod können den, der glaubt, doch nicht unglücklich machen in seiner Seele. Jetzt weiß ichs wohl, daß die Ärmsten des Himmels Reichthum, und die Unglücklichsten des Himmels Glück haben können. Ach wenn man sie doch suchen und ihnen das geben wollte! — Am längsten und liebsten verweilte Karl bei der Zeit seines Zusammenlebens mit Philippine. Nicht bloß der sinnliche Zug zu der schönen Erscheinung, sondern auch eine innige treue Zuneigung hatte ihn an sie gefesselt. Wohl erkannte er es jetzt als Sünde, daß sie ohne die Weihe der Kirche als Mann und Frau zusammen gelebt; aber er war sich bewußt, insbesondere auf Philippinens Andringen die kirchliche Trauung mit allem Ernst und unablässig gesucht zu haben. Und, sagte er, unsre getreue Liebe war doch eine Gabe Gottes, ungeachtet unserer Sünde. Sie hatte ihn Lesen und Schreiben, Singen und all ihre Lieder gelehrt und ihm so eine Art roher Bildung beigebracht, und bei all ihrer Eitelkeit und Sinnlichkeit wirkte sie doch bessernd und sittigend auf ihn. Dieß hielt jedoch nicht vor, als er den alten Spandauer kennen lernte, und wir wissen bereits die Folgen dieser Bekanntschaft. Ich habe ihm vergeben, sagte er, aber wüßten die Herrn im Gericht, wie solche böse Menschen Andre verderben und in Verbrechen stürzen, sie würden sie nicht wieder unter die Leute gehen lassen, wenn sie sie einmal fest hätten. Aber der Spandauer hatte schon dreimal gesessen und war immer wieder losgelassen. Er hat mich zu den schwersten Sünden verführt; aber da ers übel mit mir dachte, dachte es Gott gut. Denn da wir ausbrachen und flohen und um nicht nachgespürt zu werden, durch das Wasser wateten, da hab' ich mir diese Krankheit geholt, die mich hierhergebracht und durch des Herrn

Wort und Gnade und Liebe zu Ihm geführt hat; und da habet Ihr zuerst Nachricht von mir erhalten. Wie wunderbar macht's der Herr mit uns! — Karl hatte sich bald von dem Alten getrennt, und es war rührend, mit welch unablässiger Angst und Liebe er die Welt nach seiner Philippine durchsucht hatte, während seine Kränklichkeit stetig zunahm. O mein gnädiger Gott und Herr, rief er, hätte ich dich doch so gesucht! Ich wußte noch nicht, daß du mir lebenslang durch alle Noth und alle Sünde nachgegangen und mich gesucht! Und wie selig bin ich denn, daß ich dich doch gefunden habe und nun schon bald dein gnadenreiches Angesicht und väterliches Auge sehen soll!

Auch Mathilde mußte ihm von ihrem eigenen Leben, ihren Eltern, ihrem Gemahl und ihren Kindern erzählen, und Beide suchten in Allem und fanden überall die Spuren göttlicher liebevoller und gnädiger Führung. Zwischendurch bat er sie, ihm aus der heiligen Schrift vorzulesen, auch die Kinder wurden ihm mehrmals gebracht und Winfried ging ab und zu. Immer mehr aber schien alles Irdische von ihm zurückzuweichen. Noch einmal genoß er mit den Seinigen unter großer Erhebung das heilige Abendmahl. Gleich darauf aber nahm seine Schwäche überhand. Er saß auf seinem Sessel, die Seinen standen um ihn. Mathilde neigte sich zu ihm und er lispelte: Ich höre Philippinens Harfenklänge. Dann sagte er vernehmlich: Mein Herr, mein Herr, nimm mich in dir aus dem Gericht! O mein Gott, ich danke dir! — that noch einige Athemzüge und war geschieden. — —

Winfried und Mathilde kehrten nach der Bestattung mit den Kindern in die Heimath zurück. Nur langsam vernarbte die Wunde des Schwesterherzens. Aber die heiligen letzten Tage des wiedergefundenen Bruders und sein stiller schöner Tod machten Mathildens Schmerz sanft und rein. Die Erben ihrer Liebe zu dem Mitgebornen wurden seine Kinder, die sie mit mütterlicher Sorgfalt neben den eignen Kindern erzog. Auch der kleine Heinrich ward als dazu gehörig betrachtet. Von dem sittlichen und leiblichen Untergange seiner Mutter erhielt man erst spät Kunde.

Mathildens Wirksamkeit unter den umherwohnenden Landleuten gewann immer mehr an Eingang und Ausbreitung. Der wackere Geistliche fand in ihr eine große Förderung seiner redlichen Arbeit an den Seelen und das einmüthige Streben Beider blieb nicht ohne Frucht. Als sie aber einst in Gegenwart des Grafen klagten, daß Zeit und Kräfte des Pfarrers doch nicht ausreichten, Mathilden überall mit der erforderlichen amtlichen Privatseelsorge zur Seite zu gehen und allen Einzelnen der ausgedehnten Gemeinde sich hinreichend zu widmen, so kam ihnen Winfried mit dem Vorschlage entgegen, ein Pfarrgehülfenamt zu stiften und in dasselbe einen tüchtigen jungen Mann von lebendigem Eifer für die Seelen der Menschen zu berufen. Dieser Vorschlag, mit Dank und Freude angenommen, ward alsbald ausgeführt, und da sie den rechten Mann dazu fanden, blieben auch die segensreichsten Folgen nicht aus.

Lebensweise und Haushalt des gräflichen Paares erhielten sich fortwährend in einer anständigen Einfachheit, auch als sie das Haus allmählich wieder einer befreundeten Geselligkeit eröffneten. Mathilde aber hatte nun erst innere Harmonie, Frieden und Lebensgenüge gewonnen.

Aus der Vergangenheit.

Eine Erzählung

von

Viktor von Strauß.

Heidelberg 1854.
Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Druck von J. P. Streng in Frankfurt am Main.

Aus der Vergangenheit.

Kaum irgendwo im Norden von Deutschland kann man schönere Sonnenuntergänge beobachten, als von dem Harl, dem sanftgewölbten Berge, der sich im Südosten von Bückeburg erhebt und an dessen Fuße diese kleine Residenzstadt liegt. Der wohlgepflegte Buchenwald, welcher den ganzen Bergrücken überdeckt, hat sich gerade an dessen Westseite vor der heraufdringenden Ackerkultur hoch genug zurückgezogen, um noch von einiger Höhe einen freien Umblick gen Süden, Westen und Norden zu gewähren. Kaum eine Viertelmeile breit ist das fruchtbare Thal, das den Harl von der südlich liegenden langen Bergkette trennt, welche ihre wellenförmige Höhenreihe, durchaus bewaldet, von Osten nach Westen erstreckt, und nur einmal, etwa in der Entfernung einer Meile, der gen Norden sich windenden Weser einen engen Durchgang gestattet, die sogenannte Porta westphalica. Rechts von dieser, etwas weiter stromab, erheben sich die Thürme der alten Stadt Minden. Weit hinter ihnen blauen noch einmal zart die osnabrückschen Berge herauf; nebenhin aber, nach Westen wie nach Norden, dehnt sich unabsehliche Ebene, näherzu mit fruchtbarem Ackerland und zahllosen Dörfern bunt bedeckt, weiter hinaus überall in Waldungen sich verlierend. Wenn nun an halbheiteren Abenden, zwischen mannig-

faltigem Gewölk, wie es dieser nordische Himmel so reichlich erzeugt, die Sonne, immer tiefer erröthend, sich zum Horizont herabsenkt, so kann man kaum etwas Schöneres erblicken, als diese in immer zarteren Färbungen sich absetzenden Beleuchtungen der Bergreihe zur Linken, der bunten Ebene zur Rechten, und wie dabei die himmlischen Gewölke in ihren verschiedenen Höhenbildungen sich immer anders gruppiren, immer neue Lichter- und Farbenspiele hervorbringen, Himmel und Erde jedesmal anders malen und bestrahlen, so erscheint hier das an sich schon so große Schauspiel der untergehenden Sonne immer neu.

In solchen Anblick verloren stand an der bezeichneten Stelle, an einen der letzten Bäume des Waldes gelehnt, im Spätsommer des Jahres 1775 ein junger Artillerie-Unteroffizier, in nachdenklicher Haltung, ein Buch in der Hand. Der neunzehnjährige Jüngling war von mittlerer Größe, schlankem, aber kräftigem Körperbau und von edelgebildeten, offnen, lebhaften Gesichtszügen, denen ein schwärmerischer, ja leidenschaftlich erhöhter Ausdruck gar wohl stand. „Einen General verdiente sie!“ sagte er halblaut für sich; „einen Sieger im Triumphe!“

„Wer, lieber Scharnhorst?“ fragte eine bekannte wohlklingende Stimme neben ihm. Verlegen wandte sich der Jüngling ihr zu, und erkannte die geistvollen Gesichtszüge des Consistorialraths Herder, der unbemerkt von ihm über den weichen Moosboden herangetreten war und mit den schwarzen lebendigen Augen ihn fragend und theilnehmend anblickte.

Herder, auf einem Spaziergange begriffen, hatte den jungen Liebling seines Landesherrn, des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, zufällig hier angetroffen, und es hatte ihn gereizt zu erfahren, mit welchem Buche der junge Soldat seine Mußestunde ausfüllte. Unfreiwillig hatte er ihn belauscht.

Einen Augenblick zauderte Scharnhorst mit der Antwort. Es widerstrebte ihm eben so sehr, dem berühmten Freunde seines Herrn, der ihm doch fast fremd war, das tiefste Geheimniß seines Busens zu entdecken, als ihm eine Unwahrheit zu sagen. Mit einer Art Kriegslist reichte er ihm das Buch entgegen.

Herder nahm's und blickte mit ernstem Lächeln hinein. „Ossian," sagte er dann, „großer Celte! So bewegt das Echo deiner Laute nach Jahrhunderten noch Herzen für deine edlen Gestalten, und noch schreiten deine Heldengeister auf ihren Wolken dahin! — Lieben Sie diesen nordischen Homer?"

„Er zieht mich sehr an," erwiederte Scharnhorst, der sich indeß von seiner Ueberraschung gesammelt hatte. „Ich begreife nicht, warum der Graf ihn nicht liebt."

„Er liebt ihn," versetzte Herder; „aber so liebt man eine verbotene, eine verheimlichte Geliebte, der man seine Neigung selbst zu bekennen sich scheut." — Der junge Soldat erröthete betroffen, aber Herder bemerkte es nicht und fuhr fort: „Unser Herr ist für das Hohe, Edle, Zarte und Schwärmerische dieser Dichtungen keineswegs unempfindlich; allein sie sind ihm, wie er sagt, zu nebelhaft, zu wenig praktisch und handfest. Er verlangt, nach seiner Weise zu reden, klarere Disposition und entschiedenere Aktion von einem Heldendichter. Sie werden dies Buch schwerlich von seiner Hand haben; und mich wundert überhaupt, aber mich freut's, unter unserm Militär wenigstens Einen zu finden, der liest, und der Ossian liest."

„Und doch," sagte Schornhorst, „habe ich dies Buch von seiner Hand. Zwischen Trümmern, sagte er als er mir's gab, schlagen junge Bäume zu künftigen Bauten ihre Wurzeln und nähren sich aus Untergegangenem; und wie die Stoffe der lebenden Natur aus Einem Gebilde ins andere übergehn, so sollen sich Devouement und Probität von Geist auf Geist forterben und vergangene Jahrhunderte mit dem unsrigen verknüpfen."

„Er ist ein großer und edler Mann," versetzte Herder, „der Welt und Menschen von oben herab betrachtet, vielleicht oft nur zu sehr. Er ist ein Riese in einem Zwerghause; er fühlt, daß er die Einengung, über die sein hoher Geist weit hinaus reicht, weder weiten noch sprengen kann, daß seine größten und schönsten Thaten ungethan bleiben müssen, daß vielleicht dunkle Vergessenheit einst seine Gruft deckt, und das ist's, was wie ein Schatten über seinen Tagen liegt. Wie Vieles mußte

zusammenwirken, um eine so außerordentliche Persönlichkeit hervorzubringen! Seine Geburt und erste Kindheit in England, so nahe dem Königlichen Hause, seine Erziehung in Genf, seine Studien zu Leyden und Montpellier, seine spätern Kriegsdienste in England, seine wiederholten mehrjährigen Reisen durch die bedeutendsten Länder Europas, und bei dem Allen die Anregung und Einwirkung, welche die Betrachtung der größten Verhältnisse, der Umgang mit den größten Geistern der Zeit auf ihn übten, — wie mußte darunter ein so gewaltiger, reicher, hochstrebender Geist, eine so starke Seele ihre Fittiche entfalten! Sein durch Leutseligkeit gemilderter Stolz, sein vom edelsten Wohlwollen durchleuchteter melancholischer Ernst und gewisse englische Sonderbarkeiten bezeichnen nur um so schärfer seinen Charakter, ohne ihn zu entstellen. Züge der edelsten Humanität verschönern ihn, — und doch, was ist ihm diese Welt und was ist er ihr?"

„Er ist der größte Feldherr der Welt!" rief Scharnhorst enthusiastisch. „Seine Schlachten bei Crefeld, Minden, Lutterbergen und Vellinghausen, seine Belagerungen von Münster, Kassel, Wesel, Marburg, — es sind lauter militärische Meisterwerke. Und dann seine Campagne in Portugal!"

„Als portugiesischer Generalissimus," meinte Herder, "hat er sich ohne Zweifel große Verdienste erworben. Er theilte mir jüngst ein handschriftliches Memoire mit, welches er über seine dortige Thätigkeit, insbesondere über den Feldzug von 1762 für den Minister Pombal aufgesetzt. Einem seiner damaligen Begleiter danke ich noch manche mündliche Erläuterung. Gewiß ist es bewundernswürdig, mit welchem seltenen Organisationstalente er in kürzester Zeit das verfallene, im unwürdigsten und unbrauchbarsten Zustande vorgefundene Kriegsheer Portugals in ein kunstreich gegliedertes Ganze zu verwandeln, mit neuem kriegerischen Geiste zu durchhauchen verstanden; wie er auf allen Seiten eingegriffen und den ersten Anstoß zu den großen finanziellen Reformen Pombals gegeben. Aber, mein Lieber, zu solchen Werken und Thaten gehören solche Bühnen und Mittel,

und Feldherr zu sein, ist nicht Alles, am wenigsten für einen Landesherrn. Indeß gebe ich auch zu, daß unser Graf mehr ist. Unter der schroffen Hülle glänzt die schönste Perle reiner Menschlichkeit in ihm. Noch vor wenigen Wochen, als ich mit ihm in Pyrmont war, war ich Zeuge eines Auftritts — doch Sie sind ja, wie ich mit Freuden sehe, ein Freund der Poesie. Ich habe den Vorfall in einige Verse gebracht, und wenn ich nicht irre, habe ich dieselben noch in der Rocktasche."

Er zog das Blatt hervor und las:

„Ein Landesherr, der als ein Weiser denkt,
Als Vater herrscht, als Menschenfreund empfindet,
Um dessen Heldenkranz die Muse Lorbeern windet,
Ging an dem heil'gen Quell, den Meditrina schenkt,
Sann dem Gespräch vom wichtigsten Geschäfte
Der Seele nach und wog mit Tiefsinn ihre Kräfte.

Kaum sah er einen Bauersmann
Zur Seite der Alleen
Mit kummervoller Miene gehen,
So nahet er sich ihm heran.
Mich dünkt, spricht er, Ihr seid mein Unterthan;
Was macht Ihr hier? — Ach gnäd'ger Herr,
Mein Weib braucht hier die Kur für Schwachheit im
Gemüthe! —
Das kostet Geld, erwiedert er;
Kommt heut zu mir und holt's! — Dank! Dank für diese
Güte!
Ich habe noch, Gottlob! nothdürftig Brot.
Doch Manchen drücket wahre Noth,
Der, wenn nicht Ihre Huld sie oft zu lindern wüßte,
Ganz hülflos darben müßte. —

Der Landesvater schwieg
Und eine warme Thräne stieg
Aus seinem Herzen auf und feuchtete den Blick.

Gerührt war er vom Götterglück,
Dem Dürft'gen ungesucht die Wohlthat anzutragen,
Und von der seltnen Art, ihr würdig zu entsagen."*) —

„Ja, junger Mann," fuhr Herder mit einer Thräne in seinem seelenvollen Auge fort, „das war menschlich groß, nicht bloß, wie hier die nackten Worte sagen, die Gabe zu bieten und die Entsagung darauf zu erfahren, sondern von der Letzteren menschlich bewegt, menschlich gerührt zu werden. Ein großes und stolzes Herz ist nie größer, als unter dem Schimmer einer solchen Thräne."

Scharnhorst war überaus glücklich, seinen schwärmerisch geliebten Herrn von solchen Lippen und mit solchem Verständniß gepriesen zu hören, und Thränen des Entzückens traten ihm in die Augen. Doch konnte er sich nicht enthalten hinzuzusetzen: „Gewiß ist er Einer der größten Menschen, aber doch noch größer als Ingenieur, als Artillerist, überhaupt als Soldat."

Herder lächelte. „Um so edler ist es dann, ein so bewunderungswürdiges Genie für den Krieg aus Menschlichkeit nur zu verwenden, um den Krieg ganz zu beseitigen."

„Wie? Unmöglich;" sagte der junge Soldat verwundert; „der Graf sollte den Krieg selbst beseitigen wollen?"

„Nichts anders," erwiederte Herder. „Sie kennen doch ohne Zweifel des Grafen Mémoires pour servir à l'art militaire défensif?" —

„Nur Einiges daraus. Er hält es geheim, daß er daran drucken läßt." —

„Nun, so hören Sie, mit welcher Gedankenentwicklung die Schrift beginnt. Der Mensch, heißt es darin, scheint von Natur einen Hang zum Kriege zu haben, wie gewisse Thiere zum Raube. Um nicht zum Thiere herabzusinken, muß der Mensch jeden

---

*) Die Urschrift dieses Gedichts, das in Herders Werken fehlt, findet sich unter den nachgelassenen Papieren des Grafen Wilhelm mit der von Herder selbst herrührenden Unterschrift: Pyrmont, den 21. Juli 1775.

thierischen Trieb, also auch diesen, bilden und veredeln. Alsdann wird der Hang zum Kriege, welcher roh und ungestaltet eine Schande der Menschheit ist, eine Quelle neuer Tugenden, der Großmuth, Tapferkeit und jeder männlichen Größe. Darum ist das Streben nach Vervollkommnung der Kriegswissenschaften nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten, künstlich zu morden, sondern ein Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es Kriege anzufangen, desto seltener werden sie geführt, desto mehr entfernt sich die Art sie zu führen vom wilden Würgen. Der Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Angriffskriege führt uns zu dem zurück, worüber sie selbst uns erhoben. Nur der Vertheidigungskrieg ist erlaubt; jeder Angriff ist eines rechtschaffenen Mannes unwürdig. Das sind die Gedanken des Grafen."

„Darin erkenn' ich ihn!" rief der Jüngling. „Herrliche Gedanken! Wie oft hat er uns in der Militärschule ähnliche entwickelt!"

„Nun," fuhr der Consistorialrath fort, „so sehen Sie ja, daß nach seiner Ansicht Sittlichkeit und Kriegskunst den Angriffskrieg ganz aus der Welt verbannen sollen, und ohne Zweifel ist es ihm hiermit, wie mit Allem, hoher Ernst. Ohne Angriff aber gibt es keinen Krieg. Erreichen Sitte und Kriegskunst jenes Ziel, so muß zwischen gesitteten und gebildeten Völkern der Krieg ganz aufhören und sich an die Gränzen der Civilisation zurückziehen, die doch auch ihr Gebiet fortwährend erweitern wird."

„Aber Selbstsucht und Leidenschaften," sagte Scharnhorst bescheiden, „werden doch auch bei civilisirten Völkern nicht aufhören und sie von Zeit zu Zeit zu der unrechtmäßigen Handlung des Angriffskrieges fortreißen."

„Freilich," versetzte Herder. „Und ich sage noch mehr. Bändigende, mildernde Sitte kann nie so allgemein werden, daß nicht in einem Lande einmal Dinge vorkommen könnten, die um der Sitte, der Menschlichkeit, um des Heiligen willen den Nachbarn selbst die Pflicht zum Angriffskriege auflegten. Aber zu unserm Grafen zurück! Nach dem Gesagten will er offenbar die Kriegs-

kunst nur ausbilden, um den Krieg selbst zu verbannen, und es würde ihn auf das Höchste beglücken, wenn er dieß Ziel erreichen könnte. Liegt aber darin nicht die edelste Selbstentsagung, wenn man bedenkt, wie leicht es ihm werden müßte, bei seiner hohen Begabung, bei seinen überlegenen Kenntnissen jede Ehr- und Ruhmsucht zu befriedigen, sobald er diesen Leidenschaften seine höhere Ueberzeugung opfern wollte? Aber niemals würde er seine großen Gaben in den Dienst einer Sache stellen, die er nicht billigen könnte. Glücklich diejenigen seiner Schüler, welche diese schönen Eigenschaften zuerst von ihm lernen!" —

Damit gab ihm Herder das Buch zurück und wollte ihn verlassen. Indeß hatte die mittheilsame Stimmung des berühmten Freundes seines Herrn das Herz des jungen Unteroffiziers erschlossen und sein Vertrauen erweckt. „Ich habe noch eine Bitte, Herr Consistorialrath," begann er.

„Die wäre?" —

„Gewiß schmerzt es Sie eben so sehr als mich, wenn die Werke und Anstalten unseres herrlichen Grafen von bösen Flecken beschmutzt sind." —

„Er hat auch seine Fehler, die um so größer scheinen mögen, je Mehrere darunter leiden müssen. Ich will die kritische Raupe nicht sein, die an diesem edlen Baume herumnagt." —

„Sie mißverstehn mich," erwiederte Scharnhorst feurig, aber bescheiden. „Ich will nicht von denjenigen seiner Tugenden sprechen, die von der Welt Fehler genannt werden. Sie wissen vielleicht, daß ich der Militärschule auf dem Wilhelmstein angehöre, die ebenso sein Werk ist, wie der Wilhelmstein selbst." —

„Der Wilhelmstein? Eine Narbe des Landes, noch nicht verharscht!" sagte Herder für sich.

Scharnhorst verstand ihn nicht und versetzte: „Nach meinem geringen Urtheil ein bewunderswürdiges Werk, einzig in der Welt, unüberwindlich, ja unangreifbar."

„Die Stadt Mexico ist ähnlich angelegt," lächelte Jener. —

„Aber, so viel ich weiß, auf einer Insel. Der Wilhelmstein ist Bau vom Grunde der See auf, an der vortheilhaftesten

Stelle, nach der kunstreichsten Methode befestigt. Nun die Sache dasteht, kommt sie uns so naheliegend, so natürlich vor. Aber das Große war es, zuerst den Gedanken zu fassen, mitten in den meilenbreiten See eine solche Festung hinzusetzen und durch die geschickteste Benutzung aller von der Natur gegebenen Bedingungen, durch die genaueste Anpassung an dieselben, sie so völlig uneinnehmbar zu machen. Doch ich wollte von etwas Anderem sprechen. Ich möchte nicht gern den Angeber von Kameraden machen, und kann es doch so auf dem Wilhelmstein nicht länger aushalten. Möchten Sie nicht, ohne mich zu nennen, den gnädigen Herrn auf ein großes Uebel aufmerksam machen?" —

„Nur, wenn es meines Amts ist," entgegnete Herder.

„Das wär's vollkommen." —

„Nun?" —

„Herr Consistorialrath, ich bin aus einer ehrbaren, gottesfürchtigen Familie, in der Gottes Wort und Tugend immer in hohen Ehren gehalten worden ist, und nun" — er stockte.

Herder war sehr aufmerksam und ernst geworden. „Vertrauen Sie mir," sagte er. „Nicht wahr, sie werden in diesen Gefühlen von ihren Kameraden gestört, verletzt, beleidigt? Jüngst flog mir ein Gerücht darüber zu. Ich glaubte, es sei im Fluge gewachsen, und hielt's für übertrieben. Sein Sie offen. Ihren Namen werde ich verschweigen. Aber ist dem so?" —

„Nur zu sehr," sagte der Jüngling. „Selbst einige der Lehrer verspotten die Religion ohne Scham, und insgeheim hört und sieht man nicht selten die ärgsten und schändlichsten Dinge. Ich habe dagegen geredet, aber was hilft's? Man wird selbst zum Spott und muß das Heiligste verlästern hören."

„Ich werde mit dem Herrn davon sprechen," sagte Herder. „Das muß abgestellt werden. Sein Sie ruhig. Aber es freut mich, einem jungen Mann Ihrer Art und Gesinnung begegnet zu sein, der bei aller Hingebung an seinen erwählten Beruf das Höchste ehrt und dem Schönsten sich zuneigt. Das ist eine große

Seltenheit bei uns. Verlassen Sie diesen Weg nicht! Leben Sie wohl." — Er entfernte sich und setzte seinen Spaziergang fort.

Der junge Gerhard Scharnhorst sah ihm einen Augenblick nach und sagte dann bei sich: „Trefflicher Mann, Dich kennen sie auch nicht! Möchte ich ihm doch öfter zuhören können! — Nur über den Wilhelmstein darf er nicht urtheilen wollen" — setzte er dann rasch mit einem gewissen Selbstgefühl hinzu, und wandte sich um zur Stadt hinabzugehen.

Ganz ohne Unruhe war er nicht über die Eröffnungen, die er dem Freunde seines Herrn über die religiös-sittlichen Zustände der Militärschule gemacht. Fühlte er auch, daß er nicht unrecht gethan, daß er aus reinster Absicht, daß er zum Besten Vieler geredet, so störte ihn doch ein Gefühl beleidigter Kameradschaft im Innern, und erst als er beim Eintritt in's Thor in der Dämmerung die langen blauen Leintücher vom Hause des Färbers herabwehen sah, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung, klopfte sein Herz lebhafter.

Schon bei seinem ersten flüchtigen Aufenthalte in Bückeburg, vor bereits zwei Jahren, hatte die äußerst wohlgebildete, feine und sanfte Tochter des Färbers einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht. Seine Schüchternheit hatte ihm nicht gestattet, sich der lieblichen Karoline zu nähern, aber seine Phantasie trug ihr Bild tief eingeprägt mit fort. Kam er wieder einmal in die Stadt, so war es sein Erstes, verließ er sie, so war es sein Letztes, ihren Anblick zu suchen, dessen innige Nachwirkung ihm dann gegen die Verführungen seiner wilden, zum Theil rohen Kameraden Rüstung und Schutz gewährte. Ihr hatten die begeisterten Worte gegolten, bei denen ihn Herder überrascht. Eine Mischung von Schüchternheit und Kühnheit verschönte die lebhaften Gesichtszüge des jungen Soldaten auf das anmuthigste, als er, zur Stadt eintretend, sich mit gradem gehaltenen Schritt an den Ziehbrunnen vor dem Hause des reichen Färbers begab, und eine helle Röthe übergoß ihn, als er *seine* Karoline — denn so nannte er sie bei sich — an dem dicht daneben befindlichen Fenster, mit einer häuslichen Arbeit beschäftiget, sitzen sah.

Mit ehrerbietigem Gruße trat er an das offene Fenster und bat mit leiser Stimme um ein Trinkglas, indem er mit seiner Linken die Eimerstange des Ziehbrunnens faßte. Karolinens helle blaue Augen blickten ihn an — Wunderbare Zeit, wo ein solcher Blick genügt, um das junge Herz mit einem ganzen Himmel voll Seligkeiten zu berauschen! Soviel darüber gedichtet, philosophirt und gefaselt ist, so wundersam ist diese Geistigkeit, diese Übersinnlichkeit des mächtigsten Naturtriebes in der Unschuld seines Beginns bei unverdorbener Jugend. Ein Echo des paradiesischen Jubels, in welchen Adam ausbrach, als ihm, nach seinem Erwachen aus dem tiefen Schlafe vom Herrn, Dieser die Männin entgegenführte, und er erkannte sein Fleisch und Gebein, da Beide noch nacket waren und schämeten sich nicht — ein Echo dieser Freude ist es, ein Rest aus Eden, ein Zeugniß des göttlichen Ursprungs, der ursprünglichen Heiligkeit des Zuges, der Jüngling und Jungfrau zuerst zusammenführt. Lasset uns kein Wehe rufen über das Schwinden dieser geweihten Frühlingszeit der Gemüther, da sie in unentweihter Schönheit vor uns steht. Sehet den vielverheißenden Jüngling, der eine Welt künftiger Thaten in der Seele trägt, der einst unter die Helden seines Volks gerechnet werden wird, sehet ihn schüchtern und mit bebenden Blicken den kurzen Aufblick der geliebten Augen trinken, durch die dunkle Stube dem leichten Gange des Mädchens nachschauen, das geht, um für ihn etwas zu holen, um ihm eine Bitte zu erfüllen! Und sie thut mehr: mit eigener Hand füllt sie das Glas aus einer auf dem Tische stehenden Flasche, kehrt an's Fenster zurück und reicht es ihm dar, indem sie es zierlich auf die weiße Fläche ihrer Hand setzt. Um alle Welt hätte er diese reine Hand nicht berühren mögen. Vorsichtig nahm er das Glas und blickte die Geberin an, aber sie hatte die Augen niedergeschlagen. Warum gönnte sie ihm nicht einmal ihren Blick? Ein leiser Schmerz darüber zuckte ihm in den Augenwinkeln, aber er war nur eine Würze, keine Störung seines Glücks. Sollte es nicht auffallen, so durfte er nicht länger zögern, das Glas an den Mund zu setzen. Wie er aber im

Trinken unwillkührlich aufblickte, siehe, da ruhten die schönen Augen Karolinens ruhig, innig und treu auf ihm und kehrten sich nicht ab. Und die jungen Menschen schauten sich an und ihre Blicke erzählten einander unaussprechliche Wunder. Gerhard fühlte sich wie schwebend, wie abgelöst von der Erde. Was konnte es ihm jetzt nehmen, als Karoline die Wimpern mit hohem Erröthen wieder senkte? — Aber kein Wort, kein Zeichen streifte den Duft von der Paradiesesblüthe dieser Augenblicke. Mit einfachem Danke reichte er ihr das geleerte Glas zurück, und nachdem Beide einander nur gute Nacht gesagt, entfernte er sich mit voller klopfender Brust. —

Es war einige Tage später, als Herder mit seiner Gattin von den Herrschaften zur Mittagstafel eingeladen war. Die Consistorialräthin hatte sich wegen Unwohlseins ihres einjährigen Erstgeborenen entschuldigen müssen. Der Graf hatte dagegen sagen lassen, daß man den Herrn Consistorialrath ersuche, zum Ersatz dafür eine Stunde früher zu erscheinen.

Die bestimmte Zeit war noch nicht herangekommen. Wir finden den Grafen in seinem Arbeitszimmer, — eine höchst auffallende, sonderbar großartige Erscheinung. Von einer Größe, die weit über das gewöhnliche Maß hinausging, hager und breitschulterig, der ganze Körper wie aus Sehnen und Muskeln zusammengeschmiedet, stand er in einem blauen silbergestickten Rocke, den Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust, in der Nähe des Fensters vor einem erhöhten Schreibgerüst, von dem er einen Schritt zurückgetreten war, während die gewaltige Rechte, eine Feder haltend, noch auf einem halbbeschriebenen Blatte ruhte. Die zurückfallende, hinten mit seinem eignen fliegenden Haar gebundene Perrücke ließ vorn die hoch vorstrebende Stirn frei, von welcher sich die gebogene Nase kräftig herabsenkte über einen auffallend kleinen Mund. Die untere Gesichtspartie bis zu dem festen mageren Kinne, war fast zu lang, harmonirte aber mit der ganzen sehr länglichen Bildung des hageren, überaus kräf-

tigen und starkgebräunten Gesichts, dessen geistreiche Züge der tiefste Ernst gefesselt hielt. Er wandte es mit unmerklich zurückgeworfener Haltung links dem geöffneten Fenster zu, und der scharfe Blick seiner majestätischen dunklen Augen, deren Augenlieder sich etwas herabsenkten, was den Ausdruck des Stolzes der ganzen imposanten Gestalt noch erhöhte, schien sich in die gegenüberliegenden Berghöhen gleichsam einzubohren; schien es aber auch nur, denn Gedanken waren es, in welche der Graf sich forschend vertiefte.

Das Zimmer, in welchem er arbeitete, war an den Wänden mit ausgezeichneten Gemälden berühmter Künstler geschmückt, mehrere Tische standen umher, auf denen Bücher der verschiedensten Wissenschaften, zumeist englische und französische, sodann Karten und Schlachtpläne ausgebreitet lagen. Mathematische Werkzeuge, Waffenmodelle, auch Modelle neuerfundener Ackergeräthe und dergleichen standen in den Ecken. Nur ein kleines mit Perlenmosaik belegtes Tischchen, das in der Nähe des andern Fensters vor einem gepolsterten Lehnsessel stand, war frei von diesen Gegenständen, und ein halb fertiggenähtes Kinderhemdchen, das darauf lag, zeigte, daß diesem Museum auch eine weibliche Gegenwart nicht fremd war.

Der Graf hatte sich aus der angedeuteten Haltung so eben wieder zu dem Blatte gewendet und einige Worte aufgezeichnet, als der Kammerdiener eintrat. Da der Herr ihn nach einigen Augenblicken fragend ansah, meldete er den Kanzler. Der Graf hatte Herdern erwartet und empfand die Täuschung, ohne daß seine Züge es im mindesten ausdrückten. Er nickte und der Kammerdiener ging.

Mit tiefen Verneigungen trat der Kanzler ein. „Wie ist's mit der Anleihe?“ fragte der Graf, indem er mehrere Papiere ergriff und dem Eintretenden einige Schritte entgegenkam.

„Ew. Durchlaucht“ — diese Bezeichnung erhielt der Graf als eine Uebersetzung der ihm beigelegten portugiesischen Altezza — „Ew. Durchlaucht kann vermelden,“ sagte der Kanzler, „daß

sich eine ganz willkommene Gelegenheit geboten, viertausend Thaler in Pistolen an Schatullgeldern zu acquiriren."

Wir müssen hier zur Erklärung einschalten, daß es damals, wie in vielen andern Ländern, in der Grafschaft Sitte war, von jedem Neuangestellten, auch wohl erheblich Beförderten, eine möglichst bedeutende Summe in die gräfliche Kasse zahlen zu lassen, welche man Schatullgelder nannte. Wiewohl der Graf das Ungeeignete dieser Abgabe, die mitunter sogar zu Aemterverkauf mißbraucht wurde, im Stillen fühlte, so konnte er ihrer bei seinen häufigen Geldverlegenheiten doch nicht entbehren, allein ungern hörte, mit Widerwillen redete er davon. Gerade in diesem Augenblick war jedoch seine Kasse zu erschöpft, um das Anerbieten so gerade abzuweisen.

„Ich überlasse diese Angelegenheit dem Herrn Kanzler, erwarte aber, daß nichts Unschickliches dabei vorkomme," erwiederte er, und ging dann zu einigen Regierungsangelegenheiten über, worin er mit kurzen bestimmten Worten entschied und worüber er die Papiere dem Kanzler einhändigte.

Als diese Geschäfte abgemacht waren und der Graf bereits einen Schritt zurücktrat, um den Kanzler zu entlassen, zog dieser noch ein Gesuch hervor und sagte: „Ein ausländischer Kandidat, Namens Stock, als welcher ohnlängst das große Loos in der hannoverschen Lotterie gewonnen und dadurch zu einem consideRanten Vermögen gelanget, wünscht in Ew. Durchlaucht Landen zu einer Pfarre expectiviret zu werden, in specie zu der zweiten Pfarrstelle in Stadthagen. Mein gnädigster Herr gestatten mir, solches Ansuchen aus besonderen Motiven dringend unterthänigst zu befürworten. Nach meiner submissesten Meinung würde man Candidatum dem zweiten Pfarrer in Stadthagen füglich adjungiren können."

Der Graf nahm das Gesuch, entfaltete es und durchlas es flüchtig. Die verworrene, mangelhafte, ja alberne Abfassung der Schrift entging ihm nicht; allein er hatte den Kanzler verstanden und bedurfte Geld. Einen Augenblick, was ihm selten begegnete, stand er unschlüssig. Indeß, was konnte es schaden, ob

das mittelmäßige Gros der Pastoren, die er doch nicht zu lauter Genies bilden konnte, um einen mittelmäßigen Kopf vermehrt wurde? Einen geradezu Unwürdigen würde doch der Kanzler nicht empfehlen. Zudem war der Mann wohlhabend, schien uneigennützig zu sein und hatte, wie das Gesuch andeutete, im Auslande Zurücksetzung erfahren. „Ich ertheile die erbetene Exspectanz," sagte der Graf. „Die Regierungsconferenz wird das Nöthige besorgen."

Der Kanzler empfahl sich und ging. Der Graf kehrte an seinen Schreibtisch zurück und das Vorgegangene war seinen Gedanken schnell entschwunden. Da klopfte es leise an einer Nebenthür. „Kommen Sie, meine Theure!" rief er, und seine Gemahlin, die Gräfin Maria trat ein.

Rührend liebliches Bild! unvergeßliche Züge! — Wollen Sie sich ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Person denken, so denken Sie sich sie, schrieb Herder, da er sie zum ersten Mal gesehen. In einfacher, aber durchaus angemessener Kleidung trat die schlanke schwebende Gestalt herein, und mit Wohlgefallen ruhten des Gemahls Blicke auf dem edelschönen Angesichte, dessen blaue Augen glänzender, dessen zarte Wangen anmuthiger gefärbt erschienen als sonst. Er wußte nicht, daß die Augen von Resten heimlicher Thränen glänzten, daß die sanfte Blüthe der Wangen Vorbote einer sich entwickelnden Auszehrung war.

„Warum pochen Sie erst an?" fragte der Graf.

Ich wußte, daß der Kanzler bei Ihnen war, antwortete sie mit der kindlichsten Demuth.

„Größtentheils Geldnegocen und bagatelles du regime," versetzte der Graf. „Wohlthätige Mahnungen, daß man auch ein Kind des Staubes sei, so gern sich's unser überirdischer Theil verleugnet. Being a god, kissing carrion *) sagt Hamlet, und die Sache sagt Moses nicht anders."

---

*) Ein Gott, der Verwesendes küßt.

„Odem Gottes, lieber Herr," sagte die Gräfin, „dem Staube eingehaucht, adelt ja auch das Bild von Erde. Und wie schön ist es, wenn der vergängliche Mensch Odem Gottes in Thaten der Liebe und des Edelmuthes von sich haucht. Das mit Augen zu sehen, ist Vorahnung der Seligkeit, und darum" — sie stockte und eine Thräne stieg in ihren Augen empor. Ihr Gemahl sah sie fragend an. „Darum," fuhr sie mit einem Lächeln seliger Rührung fort, „bin ich so glücklich an Ihrer Seite, wie ich es nicht verdiene."

„Sie wissen nicht, was Sie mir geworden sind," sagte der Graf mit inniger Milde, indem er seine heroische Gestalt zu ihr herabbog und einen leisen Kuß auf ihre Stirn hauchte, dann aber mit tiefem Ernst sich abwandte und an das Fenster trat.

Die Gräfin hatte die gefalteten Hände bis zur Mitte der Brust erhoben und blickte dankbar zum Himmel, bis eine Thräne sich von ihren Wimpern löste. Dann kehrte sie zu ihrem Tischlein zurück und nahm ihre Arbeit zur Hand.

Beiden mochte eine Viertelstunde in tiefem Schweigen vergangen sein, als ein Ingenieur-Offizier angemeldet wurde, der einige militärische Zeichnungen und Plane, welche der Graf selbst entworfen, in's Reine zeichnen sollte. Der Graf übergab dem Kammerdiener die Mappe und ging mit ihm hinaus, um die nöthigen Anweisungen zu ertheilen.

Einige Augenblicke darnach öffnete sich die Thüre und Herder trat ein. „Ew. Erlaucht verzeihen," sagte er, indem er sich verneigte. — „Willkommen, lieber Lehrer und Freund!" sagte die Gräfin Maria, indem sie vor Freude erröthend aufstand und ihm entgegenkam.

„Mein gnädigster Herr hieß mich so gerade hereingehn," entschuldigte sich Herder, „und wird meine Unart rechtfertigen. Wie freue ich mich, Ew. Erlaucht wiederzusehen, und hoffentlich gesunder, als vor der Badekur."

„Wär's recht" — sagte die Gräfin, indem sie für Herder einen Sessel herbeiziehen wollte, den er ihr rasch abnahm, worauf er sich ihr gegenüber setzen mußte — „Wär's recht, wenn

ich mich beklagen wollte? Es ist Gottes Wille, daß ich dießmal nicht die Stärke noch Gesundheit von Pyrmont holen sollte, die ich voriges Jahr da fand. Ja, meinem Gefühle nach, habe ich eher einen Schritt zurück als vorwärts gethan. — Das ist mein offenes Geständniß gegen meinen Beichtvater," setzte sie lächelnd hinzu, der das Siegel bewahren wird, namentlich gegen meinen Herrn, der sich meines Wohls wegen so viele Sorgfalt und Unkosten gemacht, und den ich um Alles mit solcher Nachricht nicht betrüben möchte.

Herder kannte in diesem Punkte ihre Gesinnung und widerredete nicht. „Sie sind in den Händen der ewigen Liebe," versetzte er, „welche mit jedem Wurf in ihrem ewigen Gewebe nach allen Seiten hin die Fäden zum Segen schlingt, auch wo sie für uns in Finsterniß hinabtauchen."

Mit warmer Theilnahme erkundigte sich die Gräfin jetzt nach dem Befinden seines Söhnchens und freute sich herzlich seiner beruhigenden Nachrichten. „Ach," setzte sie hinzu, „wenn so junges Leben in Gefahr kommt, wenn es gar dahin scheidet, das scheint so unnatürlich, und doch scheint es wohl uns nur so. Da meine kleine Emilie, mein einziges Herzenskind, vor mir lag in dem Schlafe, aus dem ich kein Erwachen hoffen durfte, da fühlte ich es tief, wie nur aus dem Tode das rechte Leben hervorquillt und eingeht in seine ursprüngliche Sphäre. Wie nahe gränzt wohl die Vollkommenheit an unsre Unvollkommenheit! Wie dicht über unseren Aengsten und Lasten liegt Freude, Genügen und Seligkeit!"

„Gottesahnung, Himmelshoffnung," versetzte Herder, „jedem Herzen nahe, jedem auf seine Weise, und doch so tausendfach unbegriffen! Es ist Morgenröthe der Zukunft, gnädigste Gräfin, die als Morgenröthe unser Tag sein soll, unsre Gegenwart, unsre Wirkenszeit. Warum hinübergreifen mit unserm Sehnen? Ist es nicht genug wenn wir es mit unserm Denken und Willen, mit unsern Thaten thun?

„Ich verstehe Sie, lieber Herder," sagte die Gräfin. „Ich habe Ihre freundliche Zurechtweisung zu befolgen mich bemüht und

mein allzuheftiges Verlangen nach dem lieben Jenseits nach Kräften zu überwinden gesucht. Aber freuen, freuen darf ich mich doch von Herzen auf die liebe Aue Elysiums, wo nun mein Bruder, mein Zwillingsherz, und meine Emilie, und so viele theure Seelen in der herrlichen Freiheit Gottes wandeln bei ihrem und meinem Heilande. Und ich fühle es, sie ist mir nicht allzufern; die Schranken werden fallen, die Enge wird brechen — ach, lieber Freund, wer nur reines Herzens sich der Welt der Reinheit nahen dürfte! Was ist all unser Sein und Thun!"

Herder wollte antworten, als der Graf zurückkehrte. Er winkte Herdern, sitzen zu bleiben, holte einige beschriebene Blätter und setzte sich zu ihnen.

„Ich habe einen Artikel für meine mémoires pour servir à l'art militaire défensif durchgedacht," sagte er, „an dessen Entstehung der Herr Consistorialrath nicht ohne großen Antheil ist. Es betrifft den militaire sans religion dans les grands dangers de la guerre. Die Theorie beweist mir, was ich in der Erfahrung hundertmal erlebt, daß der religiöseste Soldat der tapferste sei, woraus folgt, daß derjenige Staat der stärkste sei, worin die meiste wahre Religiosität ist. Dieß ist also ein sehr wichtiger Artikel, und ich würde von dem Herrn Consistorialrath gern meine Ideen berichtigt hören."

„Hierin," versetzte Herder, „haben Ew. Durchlaucht so große Erfahrungen voraus, daß ich nur werde lernen können."

„Nur lernen kann ein Herder nie, ohne auch zu lehren," erwiederte der Graf. Dann fing er an vorzutragen, indem er mitunter einen Blick auf die Blätter warf. „Unter einem Militär ohne Religion verstehe ich den, welcher denkt, daß ohne die Interessen des gegenwärtigen Lebens alle seine Handlungen gleichgültig seien."

Die Gräfin warf Herdern einen großen freudigen Blick zu, der eben so sehr an ihr eben abgebrochenes Gespräch erinnern, als die triumphirende Liebe zu einem solchen Gemahle ausdrücken konnte. Dieser fuhr fort:

„Welche Motive treiben einen solchen Menschen, sich großen Gefahren auszusetzen? Ich spreche nicht von den mittelmäßigen Gefahren des Krieges, von denen tausend Dinge ableiten und die nie zu vermeiden sind, sondern von jenen dringenden, pressanten Gefahren, wo der Tod unvermeidlich scheint. Soll einen solchen Menschen der Ruhm in diese Gefahren treiben? Der ist für ihn eine erhabene Narrheit; denn ist es vernünftig, sich einen Gegenstand zum Zweck zu setzen, dessen Genuß man nicht mehr erlangen kann? — Oder soll es die Furcht vor Schande thun? — Schande ist die Verachtung der Menge; diese Verachtung hat ihren Ursprung in dem Brandmal, das die Gesetze oder die allgemeine Meinung aufdrücken; denn, ohne Religion, bestimmt dieß allein die Begriffe über gut und böse, über Löbliches und Schmachwürdiges. Der Mensch hat Pflichten gegen die Gesellschaft übernommen. Um in ihr mehr Annehmlichkeit und Sicherheit zu finden, als im isolirten Zustande, beschränkt er diese seinerseits in der Gesellschaft zur Annehmlichkeit und Sicherheit der Andern. Der Zweck dieser Uebereinkunft setzt nothwendig die Existenz des Menschen voraus. Es ist widersinnig, zu sagen, er verpfände der Gesellschaft sein Leben. Die Gesellschaft hat nichts in die Wagschale zu legen, um dasselbe aufzuwiegen. Um einen Menschen dahin zu bringen, daß er für die Gesellschaft sterbe, sind mithin Schande und Strafen — wenn man dieß Leben allein ansieht — ein ungerechter Zwang, und die Schande ist nur die Verachtung ungerechter oder wenig aufgeklärter, mithin verächtlicher Menschen; eine Schande, die der Vernünftige nicht fürchten soll. Soll die Furcht vor Strafe einen Menschen zum Sterben vermögen, so müssen die Strafen noch grausamer sein als der Tod, und solche Strafen sind im vorausgesetzten Falle ungerecht; ja, da ist die Ungerechtigkeit, die Herabwürdigung der Menschheit und die Grausamkeit auf ihrem Gipfel. Der ehrgeizige, ruhmbegierige Atheist wagt sich für den Ruhm daran, aber er opfert sich nicht. Ihm sind die Kriegsgefahren ein Spiel, worin er einsetzt, um den Genuß des Ruhms zu gewinnen, d. h. die Meinung, die Bewunderung des

Publicums. Sobald aber die Gefahren größer werden als die Wahrscheinlichkeit jenes Genusses, so kann man nicht mehr auf ihn rechnen. — Einen Mann, den sein Nachdenken leitet und der nicht des Lebens überdrüssig ist, zu bestimmen, sich Leiden, Qualen, sich dem Tode auszusetzen, dazu sind alle Beweggründe unzulänglich, außer der Ueberzeugung von einem höchsten Wesen und der Gewißheit, daß unser Benehmen ihm nicht gleichgültig ist, daß die Entsagung und das Opfer unsrer Liebe zum Leben den Zweck hat, unsern Beruf zu erfüllen. — Doch Eins füge ich noch hinzu. Ehre, Ruhm, Beifall, großen Namen erlangt man, wenn man die Leidenschaften der Menschen benutzt; um ihnen wohlzuthun, um ihnen wahrhaft zu nützen, muß man ihre schädlichen Leidenschaften zu mäßigen, ihre Vorurtheile zu zerstreuen suchen; das aber ist das Mittel ihnen zu mißfallen, verhaßt, geschmäht, verfolgt zu werden." *) — Er schwieg und sah Herdern an.

„Ew. Durchlaucht haben es scharf gefaßt," sagte dieser. „Gewiß nur ein großer Gedanke, nur die größte Idee erhebt den Menschen über sich selbst und die Schranken seines Erdenweges, so daß er dieser nicht achtet. Gegen das Leben kann nur Leben in die Wagschale gelegt werden, Leben Gottes, Leben der Zukunft, Elysium. Wer keinen Gott hat, hat kein Jenseits, dessen Prinzip nur Gott sein kann; wer kein Jenseits hat, für den ist der Tod das größte Uebel, welchem zu entgehen er Ruhm, Ehre, guten Namen, Hab' und Gut und Alles um so mehr opfern muß, je richtiger er den Werth der Dinge abzuschätzen weiß."

„So meint' ich's," sagte der Graf, und die Männer schwiegen einen Augenblick.

„Mein Herr nannten den Tod des Kriegers ein Opfer," begann die Gräfin bescheiden, „und damit ist wohl das Größte gesagt; denn ein rechtes Opfer, die That rückhaltloser Hingebung, kann nur aus Liebe gebracht werden. Ich glaube nicht, daß

*) Diese Erörterungen sind wörtlich einer Originalaufzeichnung des Grafen Wilhelm entnommen, die sich in dessen Nachlaß findet.

Jemand ohne Begeisterung sein Leben opfern kann; aber nur die Liebe begeistert, und Gott ist die Liebe."

„Und auch Vaterlandsliebe ist göttlich," versetzte Herder; „darum verstehen wir sie, unter welcher Zone ihre Opfer fallen, in welcher Sprache ihre Laute ertönen mögen."

Der Graf sagte: „Als Xerxes hörte, wie ganz Griechenland sich gegen ihn rüste, sagte er, er begriffe nicht, was die Griechen hierzu treiben könne, da es die Furcht vorm Stocke nicht thue; aber deshalb blieben die Griechen auch Sieger über ihn. Doch ist nicht zu übersehen, daß seine Perser wenig aufgeklärt sein mußten, wenn sie den Tod im Kriege weniger fürchteten als den Stock."

„Die Perser," erwiederte Herder, „hatten einen lebendigen Glauben an ein oberstes gutes Wesen, bei dem sie eine selige Zukunft erwarteten, wenn sie nach seinem Willen gelebt. Vom Stocke scheuten sie wohl mehr den Schimpf als den Schmerz. Zu welch brennender Kampflust, zu welcher Todesverachtung jene Erwartung fanatisiren kann, sehen wir bei den Moslems. Aber jene stillen hohen Selbstopfer, wie unsre Religion sie erzeugt, suche ich bei Andersglaubenden vergebens. Das schönste Beispiel brachte uns die letzte Zeitung."

„Ich habe sie noch nicht gelesen," bemerkte der Graf.

„Ein portugiesisches Schiff," fuhr Herder erzählend fort, „scheiterte auf offenem Meere in der Nähe gefährlicher Klippen, und den Führern, den Reisenden, sowie der Mannschaft blieb nichts übrig, als sich in ein Boot zu retten und mit diesem so rasch als möglich vom Orte der Gefahr zu entfliehen. Als sie eben abstoßen wollen, vermißt man den Priester des Schiffs, einen würdigen, von Allen geliebten Geistlichen. Man hält an, sucht nach ihm, ruft und schreiet; denn unter den Mitfahrenden sind mehrere nahe Verwandte von ihm. Endlich steigt er aus dem Schiffsraume herauf, und man treibt und drängt ihn zu eilen und in das Boot herabzusteigen. Er aber antwortet: Unten im Schiffe sind meine Kranken, meine Sterbenden, die das Sacrament bedürfen und geistliche Tröstung. Rettet Euch

und lebt wohl, liebe Freunde. Eure Pflicht ist zu Ende, die meinige beginnt. — Damit steigt er wieder hinab in den Schiffsraum. Die Uebrigen, um nicht selbst umzukommen, müssen die gefährlichen Stellen verlassen, doch kreuzen sie in einiger Entfernung noch eine Zeitlang. Aber kaum ist eine Stunde vergangen, so sehen sie das Schiff untergehn."

Ueber das Angesicht des Grafen ging ein helles Leuchten. „Das ist groß, versetzte er; das ist dévouement!"

„Das ist echte Begeisterung," sagte Herder.

„Ein treues Opfer göttlicher Liebe," fügte die Gräfin hinzu.

„Und ein lebendiger Beweis," fuhr Herder fort, „daß nur Religion, nur Ehrerbietung gegen Gott und das Göttliche wahre Helden erzieht. Ew. Durchlaucht haben es mit den Zöglingen der Militärschule auf Wilhelmstein so schön und edel im Sinne, aber in dieser Hinsicht wird nicht nach dem Willen meines gnädigsten Herrn verfahren."

„Wie? Was?" fragte der Graf.

„Ich weiß mit Bestimmtheit," antwortete Herder, „daß das Höchste und Heilige von mehreren Lehrern ohne Scheu verspottet und in den Koth getreten wird, daß dieß auf die Sittlichkeit der Zöglinge bereits auf das nachtheiligste gewirkt hat."—

„Von Wem weiß der Herr Consistorialrath dieß?" —

„Ich bitte Ew. Durchlaucht, dieß verschweigen zu dürfen."—

„Warum?" fragte der Herr finster.

„Um ein Angelöbniß nicht zu brechen, um ein Vertrauen nicht zu verletzen." —

Der Graf schwieg. Die Gräfin blickte ihn mit leisem Zittern an. Herder sah vor sich nieder, etwas verletzt durch die Art, in der seine Eröffnung aufgenommen worden war.

Der Graf sah ihm dieß an und sagte: „Der Herr Consistorialrath hat seine Pflicht gethan, so schmerzlich mir die Nachricht ist, und so ungern ich den weitern Aufschluß vermisse. Sobald ich nach dem Wilhelmstein zurückkehre, werde ich die Sache streng, werde ich sie persönlich untersuchen. Ich liebe Geistesstärke, Geistesfreiheit und Aufklärung, aber Spötter und

Atheisten will ich nicht erziehen. Ergibt sich, daß die Anklage ungegründet ist, so wird ein Herder nicht länger Beschützer eines heimlichen Verläumders sein."

„Keinen Augenblick," versetzte Herder. „Ich war es von meinem gnädigsten Landesherrn gewiß, daß ihm die Sache mißfallen werde, daß aber dies Mißfallen sich nicht auf eine pflichtmäßige Eröffnung erstrecken werde."

Da der Graf einen Augenblick mit der Antwort zauderte, um ihr eine abschließende und zugleich freundliche Fassung zu geben, so sagte die Gräfin: „Mein Herr wissen, daß es unserm Freunde selbst schwer geworden sein muß, Sie durch eine solche Nachricht zu betrüben."

„Ich werde ihn überzeugen," versetzte der Graf, „daß ich seinen Andeutungen für's Leben eben so viel Aufmerksamkeit schenke, als ich seine Schriften bewundere."

Er erhob sich, legte die Papiere zur Seite, und führte seine Gemahlin, während Herder ihnen folgte, hinüber in den Concertsaal, wo einige höhere Beamte und Offiziere nebst einigen Damen die Herrschaften ehrerbietig empfingen und sich dann mit ihnen zur Tafel begaben. Es wurde allgemein bemerkt, daß der Herr mißgestimmt schien; aber auch, daß er gerade heute Herdern auf alle Weise auszuzeichnen bemüht war.

Scharnhorst hatte Befehl erhalten, Morgens sechs Uhr vor dem Grafen zu erscheinen. Es war das nichts Ungewöhnliches, dennoch klopfte ihm auf dem Wege das Herz, denn er fürchtete, der Graf werde ihn über den sittlichen Zustand der Militärschule vernehmen wollen, und mochte der Consistorialrath nun geschwiegen haben über die Quelle dieser, für den Grafen gewiß verdrießlichen Nachricht, oder nicht, so war es Gerhard immer ein peinlicher Gedanke, darüber die Wahrheit aussprechen zu sollen. Indeß stand ihm dergleichen keineswegs bevor. Es war nicht Graf Wilhelms Art, Untergeordnete über ihre Vorgesetzten auszuhören, und er war Mathematiker genug, um den

Satz, daß die gerade Linie allezeit die kürzeste sei, auch auf Sachen wie diese anzuwenden.

Präcis sechs Uhr wurde Gerhard in das Kabinet des Herrn geführt, der schon im Reitanzuge auf einem Rohrstuhl am Fenster saß und ein geschriebenes Heft in der Hand hielt. Scharnhorst erkannte darin seine Ausarbeitung der letzten Aufgabe des Grafen: Ueber die Vortheile, welche ein Staat durch die allgemeine Kriegspflicht seiner dienstfähigen Unterthanen haben könnte. Als er seine vorschriftsmäßigen Honneurs gemacht, hieß ihn der Graf näher treten und sagte:

„Scharnhorst, Seine Ausarbeitung unterscheidet sich sehr und verdient eine Belobung. Ich werde sie demnächst ertheilen. Was sie auszeichnet ist eben dasjenige, dessen Abwesenheit ich bei den meisten Arbeiten Seiner Kameraden zu tadeln habe, und darum werde ich das Lob öffentlich ertheilen. Was ich an ihr zu tadeln habe, — es wird nützlicher für Ihn und besser für Jene sein, wenn ich Ihm dieß allein andeute. Er wird mich verstanden haben." —

„Zu Befehl, Durchlaucht!" —

„Was ich zu tadeln habe, geht zuerst die Form und Darstellung an. Er schreibt körnigt und kurz und mehr Sachen als Phrasen. Das ist sehr gut. Allein Er kann denken, Er hat Empfindung, und wenn man schreibt, so soll man nicht allein dem Leser Vorstellung von Sachen überliefern, man soll ihn auch reizen, über dieselben zu denken und sie in die Empfindung aufzunehmen. Dieser Anreiz kann nur ausgeübt werden, wenn man selbst seine Gedanken nicht unterdrückt und sie mit Empfindung ausspricht. Befleißige er sich dessen künftig. Er hat Fähigkeit zu Beidem. Es ist das Unterscheidende des gebildeten Menschen, von dem Gegenstand aufzusteigen zum Gedanken, von der besondern Erfahrung zum Allgemeinen, von der rohen Bewegung zur veredelten Empfindung. Hier liegt nun die Gefahr in der Phrase. Unter Phrase verstehe ich den überlieferten Ausdruck von Etwas, das Andre einmal gedacht oder empfunden haben, und das die Masse und der Einzelne aus ihr, ge-

danken- oder gefühllos adoptirt haben, sei es um den eignen Mangel damit zu decken, sei es aus Trägheit, Ungeschick und Unklarheit. Man muß auf die Phrasen achten. Sie regieren die Menschen mehr als man denkt. In ihnen glaubt der Ungebildete und der unklare Kopf seine Einsichten, Neigungen, Bestrebungen und Wünsche formulirt zu haben. Diese Täuschung zu vernichten, ist das Werk wahrer Aufklärung. Man prüfe, zergliedere und würdige sie. Daß man sie nicht gebrauchen solle, brauche ich Ihm nicht zu sagen. Wenn ich aber bei Andern oft tadeln muß, daß sie sich in die Phrase verlaufen und darinnen stecken bleiben, so muß ich an Ihm tadeln, daß Er nicht über sie hinausgeht, ja vor ihr umkehrt. Dadurch wird Darstellung und Styl trocken und hart und der Geist wird über das Gemeine nicht hinausgehoben. Von Ihm kann ich verlangen, daß Er Gedanken und Empfindungen ausspreche und nicht bloß deren remplaçants aus dem Wege gehe. Ist Ihm meine Meinung klar?"

„Ich hoffe Ew. Durchlaucht verstanden zu haben und werde mich bemühen zu beweisen, daß es der Fall sei."

„Was den Inhalt Seines Aufsatzes anlangt," fuhr der Graf fort, „so habe ich ein Zuviel und ein Zuwenig daran zu tadeln. Sein Plan, wie man alle junge Mannschaft des Staates zur militairischen Ausbildung herbeiziehen und bis zum Beginn des höhern Alters stufenweise dem Dienste solle verhaftet bleiben lassen, ist lobenswürdig entwickelt und ganz den von mir angegebenen Grundgedanken entsprechend. Allein Er weiß, daß wenn man auch nur den Vertheidigungskrieg statuirt, man doch die angreifende Stellung zu gewinnen suchen muß, daß es, schon um dem Feinde zuvorzukommen, nothwendig werden kann und unter allen Umständen vortheilhaft ist, den Kriegsschauplatz in das feindliche Land zu verlegen, also die eigne Armee aus dem Lande zu führen. Dazu braucht man eine hinreichende Macht von Leuten, welche Militairs von Métier sind und nicht Haus und Hof, Kind und Weib hinter sich zurücklassen. Denn von diesen Letzteren ist nicht zu verlangen, daß sie jederzeit begreifen sollten, wie die

letzte Absicht des Feldherrn nur die Vertheidigung ihrer selbst und des Ihrigen sei, da er allemal trachten wird, die Haltung des Angreifenden und Erobernden zu obteniren. Die Motive, welche sie also zu den bravsten Vertheidigern des Landes gegen den eingedrungenen oder eindringenden Feind machen werden, gehen ihnen zum größten Theil verloren, und andere thun sich bei ihnen hervor, welche sie nothwendig unlustig und muthlos machen, die Gedanken an Weib und Kind, Hauswesen und Gewerbe. Darum ist der Hauptfehler Seines Plans das Zuviel, daß Er ihn auf die ganze eigentliche Militärmacht erstrecken will, auch auf diejenige, mit der man nöthigenfalls in der Rolle des Angreifenden operiren muß. Ferner, daß Er solche Truppen überhaupt zu Operationen außer Landes für geeignet hält. Dieß sind sie nicht. Theils nicht aus dem schon gedachten Grunde, theils nicht, weil dem Ackerbau und dem Gewerbe dadurch zu viele Kräfte entzogen werden, auf welche ordentlicherweise bereits gerechnet ist, auch den meisten Familien dadurch ihre eigentlichen Ernährer genommen würden. Bei keinem längeren Kriege könnte dabei ein Staat bestehen. Die allgemeine Dienstpflicht kann nur zum Zweck der wirklichen Landesvertheidigung im engern Sinne und insofern nur als Ergänzung der stehenden Armee dienen. Gegen den wirklichen unmittelbaren Angriff gibt sie dem Staate die größte force de résistance; nach Außen hin macht sie ihn nicht stärker, als er schon durch seine stehende Armee sein würde, nur freilich, daß er diese im größern Maße für das Ausland disponibel bekommt. Schwächer aber würde der Staat nach Außen, wenn man dieß System absolut durchführen wollte und nicht bloß als Ergänzung. Er wird das einsehn."

Scharnhorst machte eine bejahende Bewegung.

„Das Zuwenig," sagte der Graf weiter, „betrifft die Vortheile des Staates, welche derselbe von der guten Disciplin und besseren Bildung seiner Unterthanen haben wird, wenn diese sämmtlich militärische Zucht und Ordnung gelernt und diejenigen Kenntnisse erhalten haben, die man ihnen während ihrer Dienstzeit beibringen kann. Sein Aufsatz geht allein auf die militä-

rischen Vortheile; hiervon hat Er gar nichts gesagt, und dennoch muß man diesen Vortheil für den Friedensstand sehr hoch anschlagen. Vergleiche Er einmal den Mann, der gedient hat und ordentlich geschult ist, der den militärischen esprit de corps in sich aufgenommen, mit dem Handwerker, der nie aus seiner Werkstätte, mit dem Bauer, der nie von seinem Acker gekommen! Setze Er Beide nebeneinander in ein Bürger- oder Bauerwesen und der Erstere wird sich durch eine Menge Eigenschaften unterscheiden, die dem Letzteren fehlen. Ueberlege Er sich das näher und bedenke Er, welche Vortheile davon der Staat im Ganzen wiederum haben wird. — Nunmehr aber zu etwas Anderm!"

Der Graf gab ihm verschiedene Rollen und Hefte und trug ihm die Auszeichnung von Plänen und die Durchführung mehrerer Berechnungen auf. Scharnhorst sollte die Sachen erst in sein Quartier bringen und dann sich an einen Ort außerhalb der Stadt begeben, wo Schießversuche mit einer neugegossenen Kanone in des Grafen Gegenwart stattfinden sollten. Mit dieser Weisung wurde er von dem Herrn entlassen.

Der junge Soldat war sehr glücklich über diese Audienz. Zwar ahnte ihm noch nicht, daß er mehr als ein Menschenalter später Gelegenheit finden solle, die von dem Grafen in ihm gepflanzten Ideen in dem Königlichen Preußen zur Ausführung zu bringen und dadurch zur Rettung Preußens, Deutschlands, ja Europas von der Zwangsherrschaft eines der größten Eroberer beizutragen. Aber wieviel Gutes, Belehrendes, Förderndes, Neues hatte er wieder gehört! Wie wußte ihn sein großer Lehrer zu wecken, anzuregen, mit Ideen zu erfüllen und zum Nachdenken über sich selbst und die Dinge heraufzuheben! Wie belebend und ermuthigend war selbst sein Tadel, wie bildend und belehrend sein Lob! Welch veredelnden Einfluß hatte schon seine bloße Gegenwart, der immer gleiche hohe Ernst seines Wesens, seine geistige Sammlung und erhabene Entschiedenheit!

Voll von diesen Eindrücken und den empfangenen neuen Gedanken hatte Gerhard die ihm übergebenen Papiere in seine

Wohnung getragen und eilte nun auf dem bezeichneten Wege zur Stadt hinaus. Unfern derselben vor einem verschlossenen Schlagbaume fand er die bereits abgesandten Artilleristen mit der neuen Kanone, welche nach dem neuen System des Grafen gegossen und gebohrt und mit einer von ihm erfundenen neuen Art Laffete versehen war. Das ganze Geschütz konnte von vier Mann auf guten Wegen mit Leichtigkeit ohne Bespannung fortgebracht werden. Verwundert betrachtete er diesen für ihn so interessanten Gegenstand, als der Graf von einem Reitknechte gefolgt, aus der Stadt heranritt.

Der Graf, in der Meinung, daß an der Laffete des Geschützes etwas beschädigt worden sei, stieg ab, gab sein Pferd dem Reitknechte und kam herbei. „Warum wird angehalten?“ fragte er.

Der Lieutenant gab die Auskunft, daß man unerwarteter Weise den Schlagbaum verschlossen gefunden habe und daß erst ein Mann abgeschickt sei um den Schlüssel zu holen.

„Das würde ich einem Fuhrmann verzeihen,“ sagte der Graf. „Weiß Er nicht, was der Artillerist in solchem Falle zu thun hat?“

Der Lieutenant sah ihn zweifelnd an.

„Das macht man so!“ versetzte der Graf, indem er den erstaunten Leuten einen Beweis seiner ungeheuern Körperkraft gab; denn er packte das, wenn auch leichter gebaute, doch immer noch Kanonengewicht haltende Geschütz mit beiden Händen, hob es auf und setzte es jenseits des Schlagbaums nieder. Noch starrten ihn die Leute mit offnem Munde an, während er selbst, aufathmend von der Anstrengung, durch die er sich in seinem einnndfünfzigsten Jahre doch etwas zuviel zugemuthet hatte, zu seinem Pferde zurückging und es wieder bestieg. Er wartete nur noch, bis die Leute das Geschütz weiter geschafft hätten, um zu Pferde dann ebenfalls über den Schlagbaum zu setzen.

Inzwischen kam der abgeschickte Artillerist aus der Stadt zurück mit der Nachricht, daß in einem gewissen herrschaftlichen

Gebäude Feuer ausgebrochen sei. Alles blickte nach der Stadt und schon sah man aus der Gegend, wo das Haus stand, einen dicken braunen Rauch aufsteigen. Der Graf befahl, daß zwei Mann bei der Kanone bleiben, die übrigen aber zur Brandstätte eilen sollten um beim Löschen und Retten zu helfen. Er selbst ritt schleunig in die Stadt zurück.

Der Lieutenant war über die Nachricht blaß geworden und schien sehr bestürzt. Sobald der Graf fort war, zog er Scharnhorst auf die Seite und sagte ängstlich: „Großer Gott, was wird daraus werden! Ich habe einen dummen Streich gemacht. Wegen der Ausräumungen im Magazin habe ich gestern zwei Fässer mit Pulver und die Kasten mit fertigen Patronen in das Zimmer bringen lassen, wo das vorräthige Lederzeug bewahrt wird. Ich habe das ohne Ordre gethan, und nun brennt das Haus! Ich bin verloren!"

Scharnhorst erschrak, suchte den Geängstigten jedoch zu beruhigen und bat ihn, nur einstweilen von der Sache zu schweigen. Beide eilten mit größter Hast zu dem brennenden Gebäude. Indeß fingen die Feuerglocken an zu läuten, Trommeln wirbelten und die Straßen waren voll unruhig laufender Menschen, die mit allerlei tragbaren Wässergefäßen dem Hause zuliefen, worin der Brand war. Der Graf war bereits in voller Thätigkeit, indem er die Löschanstalten ordnete, Eimerketten bilden ließ bis zu dem Wasserbassin auf dem nahen Markte, und überall auf Ordnung hielt. Der vordere Theil des Hauses war in voller Gluth und Niemand wagte sich mehr hinein.

Das bedenkliche Zimmer lag hinten im Hause im obern Stock, mit den Fenstern nach dem Hofe. Scharnhorst hörte, wie der Graf den Soldaten befahl, von dort mit Leitern das Zimmer zu ersteigen um das Lederzeug zu retten. Der Lieutenant hatte ihm schon den Schlüssel zu dem Zimmer gegeben. Ohne sich weiter zu besinnen stürzte Scharnhorst durch die entgegenwehenden Flammen in das Haus und die Treppe hinauf, an die so eben das erste Feuer leckte. Keiner hatte den Muth, ihm zu folgen. Schnell hatte er das Zimmer erreicht und aufgeschlossen. Im

Vorübergehen hatte ihm ein Blick nach Oben gezeigt, daß das Feuer sich bereits über den ganzen Hausboden erstrecke, auf dem Heu- und Strohvorräthe lagen. Durch die Decke des Zimmers selbst quoll bereits Rauch herein. Es war die größte Eile nöthig, wenn nicht das größte Unheil geschehen sollte.

Vor allem wälzte er die beiden nicht schweren Fässer in die Nähe der Fenster und schleppte dort auch die Patronenkisten, es waren ihrer drei, zusammen. Kaum hatte er die letzte auf die übrigen gehoben, als außen vor dem Fenster das bleiche verstörte Gesicht des Lieutenants und neben ihm alsbald ein zweites Soldatengesicht auftauchte. „Gott sei Dank!" rief Scharnhorst erathmend, indem er die Fensterflügel aufriß; „es ist die höchste Zeit; die Decke knistert und knattert schon und es fliegen schon einzelne Funken." Es waren mehre Leitern angesetzt. Die Leute wollten sogleich heraufdringen und in das Zimmer springen. Die geringste Verwirrung und Verzögerung hätte maßloses Unglück anrichten können. „Achtung!" schrie Scharnhorst herab, und die Leute horchten auf das gewohnte Commando: „Zurück von den Leitern! Ein Mann auf jeder!" Pünktlich wurde gehorcht. Dann hub er dem Lieutenant das erste Pulverfaß hinaus, seinem Nebenmann auf der andern Leiter das zweite, und Beide ließen die Fässer vorsichtig auf den Leitern heruntergleiten. Schneller wurden auf der dritten Leiter die Patronenkisten hinunter geschafft. Die Soldaten sorgten sogleich, daß die gefährlichen Gegenstände aus dem Hofe und durch den Garten hinweggebracht wurden.

Jetzt stürmte der Lieutenant wieder die Leiter herauf, sprang durch das Fenster in das Zimmer und umarmte Scharnhorst mit Thränen in den Augen. „Scharnhorst, rief er, Du bist der bravste Soldat in der Welt! Du hast mich gerettet! Wie kann ich Dir das vergelten?" —

„Ich habe meine Pflicht gethan," sagte Scharnhorst, den auch im dringendsten Momente, Ruhe und Besonnenheit nicht verlassen hatte; „aber sie ist noch nicht zu Ende. Ich denke, der größte Theil des Lederzeuges kann noch gerettet werden. Es

wäre wohl am Besten, wenn der Herr Lieutenant jetzt sorgten, daß das Pulver ordentlich ins Magazin transportirt wird."

„Du hast recht!" rief Jener, umarmte ihn stürmisch noch einmal und schwenkte sich aus dem Fenster und an der Leiter hinab neben den Heraufkletternden, worauf er durch Hof und Garten davon eilte.

Scharnhorst ließ jetzt acht Mann herauf und in das Zimmer steigen, und räumte mit ihnen die wohlgeordnet umherliegenden Gegenstände aus den Fenstern hinaus. Unten wurden sie von andern Soldaten aufgefangen oder aufgehoben und dann im Garten zusammengehäuft. Unter der verständigen Leitung des jungen Unteroffiziers geschah Alles mit solcher Ruhe, Ordnung und Schnelligkeit, daß auch kein Riemen zurückblieb, obwohl die Decke über den Köpfen der Männer in dem Zimmer durchgebrannt war und hier und dort brennendes Heu und Stroh herabfiel. Erst als Alle und Scharnhorst zuletzt aus den Fenstern wieder herabgestiegen waren, stürzte prasselnd die Decke ein und füllte den ganzen früheren Zimmerraum mit glühendem und flammendem Schutt.

Der Graf war indessen herbeigekommen und hatte mit großer Befriedigung gesehen, daß die dort aufbewahrten Militäreffecten gerettet seien, auch den letzten Abzug Scharnhorsts und seiner Leute aus dem brennenden Gebäude beobachtet. Er winkte den jungen Mann herbei und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich höre, Scharnhorst," sagte er, „daß Er durch das brennende Haus gelaufen ist. Das hätte er nicht thun sollen. Der gemeine Mann soll Bravour, der Offizier und der es werden will Courage haben. Er hat heute Bravour gezeigt. — Lasse Er das Lederzeug vorsichtig in die Carabinier-Caserne schaffen." Damit entfernte er sich wieder.

Während Scharnhorst, nachdenkend über die Aeußerung des Grafen, gehorchte, wurden die Bemühungen der Bürgerschaft und des Militärs zur Löschung des Feuers unter der Leitung des Herrn nachdrücklich fortgesetzt. Es gelang, ein Element durch das andre zu bekämpfen, das Feuer von den Nachbarhäusern

abzuhalten, wozu die stille Luft mithalf, und endlich das in sich zusammengestürzte Gebäude mit solcher Wassermenge zu überfluthen, daß alle weitere Gefahr bald beseitigt war. An der Brandstätte wurden einige Wachen aufgestellt, Spritzen und Wasserkufen weggefahren, die Menge verlief sich und in wenigen Stunden hatte die Stadt wieder das gewohnte Ansehen von Ruhe und stiller Betriebsamkeit.

Scharnhorst war am Nachmittage vor den Herrn commandirt, um ihm seinerseits Rapport zu erstatten. Mit schwerem Herzen ging er über die Zugbrücke des Schlosses. Er konnte es nicht vermeiden, als Denunciant des Lieutenants aufzutreten und das drückte ihn nieder. In dieser Stimmung trat er vor den Grafen.

„Ich habe dem Unteroffizier Scharnhorst Unrecht gethan," begann dieser, „als ich ihn heute Morgen wegen bewiesener Bravour getadelt habe. Es gibt Umstände, wo dieselbe auch beim Offizier löblich ist. Der heutige Fall gehört darunter. Wären nicht mit derjenigen Besonnenheit und Ordnung, die Er bewiesen, die Pulvervorräthe zuerst hinausgeschafft worden, so hätte unabsehbares Malheur vorfallen können. Der Lieutenant von L. hat bereits Alles selbst angezeigt. Rapportire Er mir den ganzen Vorgang und Sein Verfahren."

Der junge Soldat dankte Gott im Stillen, daß der Graf das Schlimmste bereits wisse, und berichtete genau Alles, was er bemerkt und gethan mit dem bescheidenen Bewußtsein, daß er nur seiner Pflicht gemäß gehandelt habe. Der Graf hörte ihn mit großem Wohlgefallen bis zu Ende an und sagte dann: „Er hat sehr lobenswürdig und mit rühmlichem dévouement gehandelt und verdient eine Belohnung. Hat Er einen besondern Wunsch?" —

„Darf ich ihn Ew. Durchlaucht nennen?" —

„Deßhalb frage ich. Was wünscht Er?" —

„Verzeihung und Straflosigkeit für Lieutenant v. L." —

Der Graf sah ihn, ohne daß der feste Ernst aus seinen Zügen wich, einen Moment mit freudig leuchtendem, unbeschreib-

lich wohlwollendem Blicke an. Darauf sagte er: „Dort liegt der Degen v. L.'s. Er selbst ist im Arrest. Bringe Er ihm den Degen zurück, verkünde Er ihm seine Begnadigung, und melde Er dem wachthabenden Offizier, daß der Arrest aufgehoben sei. Wenn mir Sein edelgesinntes Betragen, lieber Scharnhorst, auch für den Augenblick eine äußerliche Belohnung verbietet, so nehme Er wenigstens die Gewißheit mit, daß Er die Dankbarkeit, das Wohlwollen und die Gnade Seines Landesherrn in nicht minderem Maße besitzt, als Er sie verdient." —

Wie glücklich war der Jüngling über diese Aeußerung seines angebeteten Herrn! Mit welcher freudigen Eile überbrachte er dem Lieutenant seine Begnadigung! Mit welchem Eifer kehrte er am folgenden Tage zu den Arbeiten für seinen theueren Grafen zurück! Das waren Zeiten der edelsten Vorsätze, Zeiten einer Aussaat für die Zukunft, deren schönste Früchte dieselbe einst dankbar genießen sollte.

Es war an einem Sonntags Nachmittage und der alte Färber hatte seine Gesellen für den Rest des Tages beabschiedet, als er seine jüngste Tochter Ernestine anwies, mit dem Dienstmädchen einen recht excellenten Sonntagskaffee zu machen und dazu einige recht feine Butterbröte zu schneiden. Als Karoline mitgehen wollte, um der Schwester zu helfen, hieß er sie zurückbleiben, setzte sich, als sie allein waren, in den ledernen Armsessel und begann mit Wichtigkeit: „Karoline!" — „Mein Vater!" — „Du bist nun siebzehn Jahr alt und Deine selige Mutter war um nichts älter als wir Hochzeit machten. Eine Partie, wie sie sich nicht alle Tage darbietet, darfst Du nicht ausschlagen, sag' ich."

Karoline sah ihn verwirrt an. Hatte vielleicht der freundliche feine Gerhard Scharnhorst, der noch jüngst bei dem Brande sich so sehr ausgezeichnet, ihrem Vater Etwas gesagt?

„Ich sage Dir," fuhr der Alte fort, „ich habe für Dich ausgesucht, und diesen Nachmittag wird er zum Kaffee kommen."—

„Aber wer denn?"

„Wer? Ich hab' ihn Dir ausgesucht, sag' ich, und auf mich kannst Du Dich verlassen. Er hat seine fünfzehntausend Thaler im Vermögen und wird bald Pastor in Stadthagen sein."

„Ich mag keinen Pastor," sagte Karoline, indem sie sich auf dem Absatze umdrehte und ihre blanke großgeblümte Schürze zurecht strich.

„Keinen Pastor?" rief der Vater. „Gottloses Kind, keinen Pastor? Du meinst wohl, es sei so ein vornehmer Cavalier wie unser Consistorialrath, der in einem grünen Jagdrocke mit Goldschnüren besetzt einreitet?"

„Das ist ja der Consistorialrath gar nicht gewesen," sagte Karoline, froh daß sie die Rede auf etwas Anderes bringen konnte. —

„Nicht? hab' ich es nicht mit eignen Augen gesehen?" —

„Das ist ja ein Herr von Zanthier gewesen; ich habe ihn mehr als einmal gesehen und er war schon acht Tage hier, ehe der Consistorialrath ankam, der gar keine Aehnlichkeit mit ihm hatte, als die Narbe am Auge. —

„Will mir das Mädchen meine gesunden Sinne abstreiten!" rief der Alte grimmig. „Aber Weiber und Narren haben gegen die ganze Welt Recht. Genug, sag' ich. Der Henker hole diese vornehmen neumodischen Pastoren, die kein Ding auf der Kanzel bei seinem alten ehrlichen Namen nennen, so daß man gar nicht mehr weiß, wovon sie predigen! Schreiben weltliche Bücher und machen weltliche Verse, die sie mit Geigen und Pfeifen in Konzerten hersingen lassen; aber daß sie einen ehrlichen Bürger ordentlich besuchen sollten, davon ist keine Rede. Nein, solche Pastoren mag ich auch nicht, will ich auch nicht. Daß Du hübsch höflich und freundlich bist, wenn der Herr Kandidat kommt. Gib mir meine Perrücke!" — Er strich sich mit der blauen Hand die weiße Zipfelmütze vom Kopfe und setzte die wohlgepuderte Stutzperrücke auf, die ihm Karoline vom Schrank

herunterholte. Dann sah er seine Tochter von Kopf bis zu Füßen an und sagte: „Du kannst Dich wohl noch etwas hübscher machen und einen Blumenstrauß vorstecken."

Erst dieß überzeugte Karoline, daß es dem Vater wirklich Ernst sei, was sie bisher doch noch bezweifelt hatte; denn sonst mochten sich die Mädchen noch so einfach kleiden, es war ihm immer noch zu vornehm. Eine unbekannte Angst faßte sie, und sie war froh einen Vorwand erhalten zu haben, um dem Vater zu entschlüpfen.

Sie ging aus der Hofthür in den kleinen, auf den ehemaligen Stadtwällen angelegten Garten hinaus und pflückte einen Rosmarinzweig. Dann stieg sie weiter in die Wiese hinab, die den früheren Stadtgraben einnahm und aus welcher ein kleines Lattenpförtchen in's Freie führte. Beklommen und mit niedergeschlagenen Augen war sie bis an die Thür gelangt, als sie überrascht die feste milde Stimme Gerhard's vernahm. „Guten Tag, Jungfer Karoline!" sagte er.

Sie sah auf. Scharnhorst stand jenseits des Pförtchens. Wie schön, wie freundlich blickte er ihr entgegen! — Träumende Jugend! Alles, was ihr der Vater gesagt, kam ihr wie ein albernes Märchen vor, Kindern zum Einschüchtern erzählt, wie ein leerer Schrecken von ehegestern. Ihr war so wohl in der Nähe des prächtigen und so fein bescheidenen jungen Soldaten. Warum hätte sie nicht bleiben sollen? Die Zeit war noch zu unschuldig, um einem einfachen Bürgermädchen ein solches Gegenüber unschicklich erscheinen zu lassen. Was sollte Karoline Arges dabei finden? Mit freundlicher Schüchternheit erwiederte sie seinen Gruß.

Dann plauderten sie miteinander. Wovon? — Wer möchte darnach fragen? Wußten sie es doch selbst kaum. Er erzählte von Festungen und Schanzen, Artilleriestücken und Feldmanövern, alten und neuen Helden und Schlachten; sie hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, als handele es sich um ihr Leben, und je weniger sie von Allem verstand, desto mehr bewunderte sie ihn. Mit nicht minder gespanntem Interesse hörte er sie von

ihrem Rosmarinbusche und ihren Astern, von ihren weißen Hennen und von der Wanderschaft ihrer Brüder, die als Färbergesellen in der Fremde waren, erzählen. Und hatte Eins von ihnen ausgeredet, so wußte weder der Redende noch der Hörende recht, um was es sich gehandelt. Jedem war, als habe er noch Etwas zu sagen, und er wisse nicht was; als müsse er noch Etwas hören, ohne zu wissen wovon. Und dann blickten sie sich an und lächelten, und schlugen die Augen nieder, und das süße Geplauder begann von Neuem. Alles, wovon sie redeten, war ihnen wichtig, aber nur weil sie davon mit einander reden konnten. Die Dinge selbst waren ihnen in diesen Augenblicken so gleichgültig, — sie waren ja nur die kalten Eisendrähte, an denen die elektrischen Ströme ihrer Empfindungen hinüber und herüber glitten. Und in diesen fanden sie sich Eins, mit träumender Wonne Eins; ja, sie gehörten zu einander. Das war's, was sie wie einen verborgenen Sinn auch in den fremdartigsten Reden des Andern Beide entdeckten; das war das Ergebniß, nicht sowohl ihres Gesprächs, als ihres Beisammenseins. So völlig war Jedes nur bei dem Andern, daß sie der ganzen übrigen Welt vergessen hatten, und es Karolinen war, als würde sie aus einem Schlafe aufgerüttelt, als sie sich von Ernestine plötzlich rufen hörte. „Ich komme, ich komme!" rief sie der Schwester zu, und sagte dann flüchtig zu Scharnhorst: „Mein Vater will mich verheirathen, aber ich glaube, ich thu' es nicht. Auf Wiedersehn!" und damit flog sie wie ein scheues Reh über Wiese und Wall zu dem Hause zurück.

„Verheirathen? flüsterte Gerhard erschrocken für sich, — und sie glaubt nur, sie thu' es nicht?" Er starrte ihr einen Augenblick gedankenlos nach. Sollte er denken, es könne wahr werden? Lieber hätte er seinen Kopf vor der Mündung einer losgehenden Kanone gesehen. Was für ein Recht zur Einsprache er denn habe, diese Frage kam ihm einen Moment, aber sie dünkte ihm unsäglich steif und ungehörig. Wer es sei, der sich eindrängen, dem der alte Färber sein kostbarstes Gut hinliefern wolle, das mußte er vor Allem wissen. Nur dann konnte er

den Plan auf eine oder die andere Weise hintertreiben. Denn das mußte geschehen, darüber kam ihm nicht einmal ein Zweifel. Die leichte sonderbare Art, womit Karoline das Wichtigste ihres Gesprächs ihm am Schlusse nur so hingeworfen hatte, begriff er gar nicht; er fand darin eben so viel Grund zur Beruhigung wie zur Beunruhigung, und die letzte blieb doch nur der Ertrag seines Nachsinnens darüber. Aber Wiedersehen war ja ihr Scheidewort gewesen, die süßen Klänge hatten sich fest in seinem Ohre angesiedelt, und sie begleiteten ihn wie ein Hoffnungsengel und läuteten ihm Trost zu, ohne daß er darauf achtete, während er, den Kopf voll Operationspläne und Kriegslisten wider seinen unbekannten Gegner, in die Stadt zurückkehrte. Hätte er beim Eintreten in's Thor über alle diese Pläne nicht vergessen, wie sonst in des Färbers Fenster zu blicken, er würde den Mann, dem seine Anschläge galten, schon mit dem Alten haben am Tische sitzen und Karoline so eben in das Zimmer eintreten sehen. Nun stürmte er finster vorüber. —

Karoline betrachtete indessen den Mann nach ihres Vaters Herzen genauer. Der Kandidat war ein starker und breiter Mensch in feiner schwarzer, geistlicher Kleidung, aber offenbar standen Mann und Kleid in Widerspruch mit einander. Auch fiel es ihr gleich auf, daß der Rock schief zugehakt war; die wohlbesponnenen Knöpfe trug man damals nur zum Zierrath. Daß er bei ihrem Eintreten nicht aufstand, sie zu begrüßen, fiel ihr nicht auf, aber unangenehm waren ihr die widrig zudringlichen Blicke, mit denen er sie aus den kleinen scharfen Augen ringsum maß, ehe er ihr seinen ziemlich hochfahrenden Gruß gönnte. Und wie hätte ihr diese Gesichtsbildung gefallen können, die breite niedrige Stirn, die buschigen Augenbrauen, die Pudelnase, der breite aufgeworfene Mund, die grelle Zusammenziehung aller Gesichtsröthe um Stirn, Augen und Nase, welche durch die weißgepuderte Perrücke nur noch mehr hervorgehoben wurde? Bei der Betrachtung dieser ganzen Gestalt kam es ihr abermals vollkommen unglaublich vor, daß es dem Vater bis auf's Aeußerste Ernst sein werde, obwohl sie sich auf sein Geheiß,

nach einer kalten Verneigung ihrerseits, mit ihrem Strickstrumpfe an den Tisch setzen mußte, den Ernestine schon mit Kaffee versorgt hatte.

Der Vater schien abzuwarten, ob der Gast nicht ein Gespräch mit Karolinen anknüpfen werde; auch hatte es allen Anschein darnach, denn er sah sie wiederholt an und räusperte sich, wandte aber jedesmal das Angesicht wieder weg, wenn Karoline ihn mit ihren hellen reinen Augen anblickte. Für unreine Gemüther bedarf es immer einer Art Ueberwindung, um mit ihren Gedanken und Reden in die lautere Sphäre einer kindlichen Unschuld einzudringen, und sie müssen schon sehr verhärtet sein, um sich ganz darüber hinwegzusetzen.

Da der Kandidat fortwährend schwieg und nur vergebliche Anstalten zum Reden machte, so nahm der Vater endlich das Gespräch auf und fragte, ob jener bereits bei Herder, dem seit Kurzem die Superintendentur übertragen war, gewesen sei.

Der Kandidat zog die Augenbraunen zusammen und seine Stirn röthete sich noch mehr. „Euer Superintendent,“ sagte er, — und Karoline erschrack vor dem tiefen harten Baßton — „ist ein hochmüthiger Preuße, dem noch ganz anders der Kopf gewaschen werden muß, wenn er über Pastoren von meiner Sorte gesetzt sein soll. Ich habe es ihm aber gewiesen. Denkt Euch, meine guten Leute! da ich ihm sagte, daß ich deßhalb hier im Lande eine Stelle nachgesucht habe, um dem Consistorium in Kassel, das mich nicht anstellen wollen, zu zeigen daß Männer wie ich nicht hinter seinen Pfarren herzubetteln brauchten, da nahm es sich der hochnasige Herr heraus, von unedlem Trotz und schändlichen Beweggründen zu sprechen. Aber ich sagte ihm frei von der Leber weg, daß es nicht seines Amts wäre, mir Moral zu lesen, und daß er sich um meiner Seelen Heil nicht zu kümmern hätte. Er möge für seine eigne sorgen.“

„Teufel!“ sagte der Färber, indem er die Hand in die Seite stemmte und den Kopf in die Höhe richtete. Dann aber fuhr er mit dem Finger drohend fort: „Bedenkt aber der Herr Kandidat nicht, daß noch ein Examen zu machen ist?“

„Pah, versetzte Jener, damit wollte er mich auch ins Bockshorn jagen. Aber ich sagte ihm kurz: Herr, sagt' ich, ich bin ein hessischer und ein hannövrischer Kandidat, der seine Testimonia beibringen kann, und möchte sehen, was mir ein bückeburgisches Consistorium noch abexaminiren wollte. — Nein, mein Guter, darauf lasse ich mich nicht ein. Eure Examinatoren sind mir zu jung und müssen sich selbst noch ein wenig umthun, wenn sie einen Mann, wie ich bin, examiniren wollen. Ich möchte ihnen härtere Nüsse zu knacken geben, als die Leutchen noch kennen, wenn ich mich dazu herunterließe."

„Aber was sagte der Herr Consistorialrath darauf?" fragte der Alte.

„Was sollte er sagen? Er wurde ganz stille, schrieb mit Bleistift Etwas auf ein Papier und sagte dann verbissen, man werde nach Recht und Pflicht mit mir verfahren. Mit mir! denkt euch, mit mir!"

„Ist denn das unrecht?" fragte Karoline.

„Was? Jungfer Karolinchen!" sagte der Kandidat.

„Ach, was verstehst Du davon!" versetzte der Vater.

Einige Augenblicke herrschte ein verlegenes Schweigen; dann aber begann der Alte wieder: „Der Herr Kandidat muß aber seiner Sache recht gewiß sein, wenn er dem Consistorium so Etwas bietet."

„Mein lieber Freund," sagte der Kandidat, indem er eine Schrift hervorzog und auseinandergefaltet auf den Tisch breitete, „hier habe ich es schriftlich, daß mir auf höchsten Befehl die Exspectanz, zu deutsch die Anwartschaft, auf die zweite Pfarrstelle in Stadthagen ertheilt worden sei. Ich möchte wissen, wer Nein sagen will, wo der Landesherr Ja gesagt hat."

„Hier zu Lande Keiner," erwiederte der Färber; „dazu kennen sie den Herrn zu gut. Ich möcht' es auch Keinem rathen; er würde gewaltig hart anrennen. Es ist auch nur Einmal vorgekommen."

„So? doch?" fragte der Gast.

„Ja; der Major d'Etienne wollte sich dem Festungsbau im

Steinhuder Meere entgegensetzen. Nun, im Grunde war wohl das ganze Land seiner Meinung, daß es mehr kosten werde, als wir aufbringen könnten, und daß es eine ganz unnütze Spielerei sei, die dem Lande nichts einbrächte. Denn wenn man so etwas unternimmt, so muß man doch den Vortheil davon baar aufzählen können. Indessen das sagt man sich wohl zwischen vier Wänden, aber nicht dem Herrn in's Gesicht. Nun, der Major muß es auch büßen. Er wurde von seiner Stelle entlassen und sein Gehalt eingezogen, und hätte er nicht ein bischen Vermögen, so könnt' er jetzt betteln gehn."

„Na, lieber Mann," sagte der Kandidat, „ich halte darüber meine Meinung zurück. Der Herr wird wohl seine Gründe gehabt haben, und auf jeden Fall darf man sich seinem Willen nicht widersetzen."

„Das ist richtig" versetzte der Färber zufrieden, indem er die vor ihm liegende Resolution, obwohl er nur Gedrucktes lesen konnte, mit großem Respect betrachtete.

Wir verfolgen das Gespräch nicht weiter. Es setzte sich in der angegebenen Art fort, und Karoline wiederholte den Versuch sich einzumischen nicht, da derselbe das erstemal so schlimm ausgefallen war. Bemerkte sie indeß nicht ohne Besorgniß, daß der Kandidat in der Schätzung ihres Vaters eben so sehr stieg, als er in der ihrigen fortwährend sank, so rüstete sie sich im Stillen auch schon, nach Entfernung des Gastes dem Vater ihre entschiedene Abneigung gegen denselben zu erkennen zu geben. Endlich machte der Kandidat Anstalt aufzubrechen. Allein Karolinens Freude darüber wurde schnell zerstört, als der Vater plötzlich anfing: „Nun, ich muß wohl das Eis brechen, daß die beiden Leutchen auch ein Wort mit einander reden. Herr Kandidat, soll das Mädchen denn nicht ein freundlich Wörtchen hören?"

„Ja, Jungfer Karolinchen," sagte Jener indem er sich zu ihr wandte; „warum denn so stumm? Mit einem Mann, wie ich bin, kann so ein schönes Jüngferchen doch wohl noch ein Wort sprechen."

„Ich habe ja dem Herrn Kandidaten gar nichts zu sagen," erwiederte sie.

„Wird schon kommen," sagte er lächelnd, „wird schon kommen. Wer weiß, was wir uns noch zu sagen haben. Möchte Jungfer Karolinchen wohl in Stadthagen wohnen?"

„Lieber auf dem Wilhelmstein!" antwortete sie rasch, und erst als sie es schon gesagt hatte, fiel ihr die Beziehung ein, die doch Niemand der Anwesenden wissen konnte, und sie ward feuerroth.

„Das gibt sich, das gibt sich," versetzte der Werber, der seiner selbst zu sicher war, um mehr als eine mädchenhafte Sprödigkeit in ihrem Benehmen zu sehen. „Wir werden mit einander schon bekannt werden, mein schönes Kind. Nun, ich will heute nicht deutlicher sein. Wir werden uns ja unter vier Augen sprechen."

Er glaubte vorläufig genug gesagt zu haben, und da er die Betglocke schlagen hörte, brach er rasch auf und entfernte sich. Denn er hatte auf sechs Uhr eine Zusammenkunft verabredet, in welcher ein Jude für ihn einstweilen die viertausend Thaler auszahlen wollte, welche bis zu seinem wirklichen Eintrit in die Pfarre, die für jetzt noch besetzt war, als Kammeranlehen betrachtet werden sollten. —

„Nun, Mädchen," begann der Vater, nachdem er Ernestine in die Küche geschickt hatte, „was sagst Du? Das ist ein Mann von Schrot und Korn. Kannst Du einen bessern wünschen? Was?"

„Aber es ist ja nicht möglich!" rief Karoline.

„Was nicht?" —

„Einen solchen Mann!" —

„Hör' einmal; laß uns ruhig sprechen. Setz Dich dahin!" —

Karoline gehorchte. —

„Ich will dir's nur gleich sagen. Ich habe ihm schon vorgestern mein Wort gegeben. Sobald er Pastor wird, wirst Du seine Frau, und da gelten keine Einwendungen. Eine alte Jungfer sollst du mir nicht werden." —

„Das will ich ja auch gar nicht.“ —

„Nun gut, so nimmst Du ihn.“ —

„Und warum denn gerade ihn?“ —

„Erstens, weil Du sollst; und zweitens, weil er ein Mann ist, wie es wenige gibt; und drittens, weil es eine Ehre für die Familie ist, wenn Du einen Pastor heirathest.“ —

„Aber ich verlange ja die Ehre gar nicht.“ —

„Ich aber, und damit gut. Häng' meine Perrücke weg!“ —

Das geängstete Mädchen gehorchte, während der Vater seine Zipfelmütze wieder überzog. Dann stellte sie sich vor ihn und sagte: „Vater, ein Pastor zu sein, oder, wie Du sonst gern sagst, ein Mann Gottes, das ist wohl eine große Sache; aber denk einmal zurück, hat der Kandidat auch wohl Ein Wort gesprochen, das in der heiligen Schrift stehen könnte oder im Katechismus?“

Der Vater blickte sie einen Augenblick mit offnem Munde an und versetzte darauf mit einiger Verlegenheit: „Ach was, soll er denn Kaffeepredigten halten? Laß ihn nur erst auf die Kanzel steigen! Wenn er mir nicht versichert hätte, daß er ein strenger Orthodoxer wäre, von der alten Sorte, und ein ganz andrer Mann, als der neumodische Consistorialrath, so kannst Du leicht denken, daß ich mich nicht mit ihm eingelassen hätte. Davon solltest Du ihn erst sprechen hören! Dann ist er ein Kraftmann, ein rechter Doctor Luther.“ —

„Um Gotteswillen, Vater! Doctor Luther war gewiß demüthiger und hätte nicht immer erzählt, was er für ein Mann wäre, und nicht zwei Stunden lang gesprochen, ohne auch nur einmal von Gott und dem Heilande geredet zu haben. Du sagst ja selbst immer: Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über.“

Der Vater, theils erstaunt über die Beredtsamkeit des sonst so einsilbigen Mädchens, theils verwirrt weil er ihr nicht gleich zu widersprechen wußte, sah sie schweigend an, und dadurch kühner gemacht, fuhr sie fort: „Was hilft sein ganzes schönes Christenthum, wenn er es nur in sich hat wie in einer Schublade, die er erst aufschließen und ausziehen muß, wenn er's

braucht? Ein rechter Mann Gottes, däucht mich, müßte davon überfließen, wie das Zeug von der Farbe, wenn man's aus dem Färbebottich zieht. Möchtest Du ein Garn, das man weiß in die Blaue steckte, und das nur blau wäre so lange es darin hinge, aber gleich wieder weiß würde, wenn es herausgenommen wäre? Und so einen Mann sollte ich nehmen? Gewiß, das würde dich noch einmal reuen. Einen Pastoren in der Familie zu haben, kann ja keine Ehre sein, wenn der Pastor nicht auch der Familie Ehre macht, und sieht der Kandidat darnach wohl aus?"

Je treffender ihre Worte waren, desto mehr erbitterten sie den Alten, der sich in seinen Plan nun einmal festgewickelt hatte und Widerspruch überhaupt nicht leicht ertrug, am wenigsten von seinen Kindern. „Na, bist du fertig?" fragte er grimmig mit erkünstelter Kälte. „So geh und mach das Abendessen."

Karolinen entfiel aller Muth. Sie brach in Thränen aus und rief: „Vater, mach mich nicht unglücklich!"

„Willst Du gehn?" rief er. „Wenn die Weiber erst mit Thränen anfangen, so hört alle Vernunft auf. Unglücklich? Wenn das Unglück so wohlfeil wäre, wie im Munde von Mädchen, die nach ihrem eignen Willen heirathen wollen, so könnt' ich nichts als schwarz färben. Du gehorchst — und nun kein Wort weiter!" —

Karoline sah, daß dem Vater für jetzt nicht beizukommen sei, und ging. — Armes Kind! Welch bittere Tage und Nächte folgten diesem Sonntage! —

Der junge Scharnhorst hatte in den ihm von seinem Herrn aufgetragenen Geschäften mehrere Tage anstrengend zu arbeiten gehabt und dabei kaum das Zimmer verlassen. Der Frische und Biegsamkeit seines Geistes gelang es, die Aufgaben genau und tüchtig zu vollenden, allein sein Gemüth trübte und verdunkelte sich von Tage zu Tage und quälte und verzehrte sich mit Vermuthungen über das, was in des Färbers Hause vorgehen

möge, während er, an Schreib- und Zeichentisch gebannt, ohne alle Nachrichten blieb, ohne alle Möglichkeit, Etwas gegen das zu unternehmen, was er als das größte Unglück seines Lebens ansah.

Als er seine Zeichnungen und Berechnungen dem Herrn überreichte, sah er so blaß und niedergeschlagen aus, daß der Graf fragte: „Was hat Er, Scharnhorst? Ist Er krank?"

„Ich fühle mich nicht ganz wohl," gab er zur Antwort.

„Er hat nach der Anstrengung von neulich zu viel still gesessen, zu viel gearbeitet, versetzte der Herr. Laß Er's eine Zeit ruhen. Gehe er fleißig in die Natur hinaus. Beschäftige Er sich mit Lectüre. Nehm' Er sich einige Bücher dort vom Tische mit!"

Ach wie wenig verlangte ihn nach fremden Gedanken und Gestalten, da er an seinen eigenen schon zu viel hatte; allein er mußte gehorchen. Er ging zu den Büchern, nahm die ersten, die ihm zur Hand lagen, machte seinen militärischen Gruß und ging. —

„Guten Morgen, Scharnhorst! Verwahr' uns Gott, wie siehst Du aus!" rief ihm an der Schloßbrücke ein junger Kamerad entgegen. Es war Abraham Windt, sein Stubengenosse auf dem Wilhelmstein, dessen Herzlichkeit und Unschuld ihn schon seit Jahren zu Scharnhorsts Liebling und Vertrauten gemacht.

„Gott sei Dank, daß Du da bist, Windt! rief Scharnhorst. Hast Du Urlaub?" —

„Ich bin hierher commandirt auf einige Wochen."

„Komm mit mir in mein Quartier!" sagte Gerhard und zog ihn fort.

„Aber wo willst Du denn hin?" sagte Windt.

Jener blieb einen Augenblick stehen und besann sich. „Es ist wahr," sagte er, „ich bin ganz confus. Ich bin auf heute umquartirt worden. Der Bursch sollte, während ich bei dem Herrn wäre, meine Sachen in das neue Quartier bringen, und weiß Gott, ich kenne es nicht. Ich habe den Quartierzettel gar nicht angesehn."

„Geh nur mit!“ sagte der junge Freund. „Ich komme eben von dem leeren Neste her. Dein neues Quartier ist bei dem Färber am Neuen Thore!“

Scharnhorst fuhr zurück. Sein Herz klopfte so heftig, daß er mehrmals stehn bleiben mußte. „Nun,“ sagte er dann mit düsterer Bestimmtheit, „hinein in die Bataille! Dahin gehört der Soldat, und wenn er auf dem Platze bleiben müßte.“ Raschen Schrittes zog er den Freund fort, der ihn erstaunt und verwirrt anblickte und in seiner jugendlichen Unbefangenheit — er war drei Jahr jünger als Scharnhorst — keine Ahnung von dessen Empfindungen hatte.

Als sie das Haus erreichten, stand der alte Färber mürrisch in der Thür. „Na, da ist der Herr,“ sagte er. „Sein Volk hat mir schon das ganze Haus umgekehrt. Ich müßte lügen, wenn ich Ihn willkommen heißen sollte.“

Scharnhorst blickte ihn an. Was er auch gegen ihn auf dem Herzen haben mochte, er war doch Karolinens Vater, das finstre faltige Angesicht trug doch ihre Züge, und zu Gerhards angeborener Ehrfurcht vor dem Alter gesellte sich das Bedenken, daß es jedenfalls räthlich sei, den Vater zum Freunde zu haben. Er reichte dem Alten die Hand und sagte: „Ich will Euch nicht viel Unruhe machen, lieber Meister. Ich denke, wir werden gute Freunde.“

„Na, wollen sehen!“ sagte der Alte geschmeichelt und dadurch etwas aus seiner mürrischen Laune gesetzt. „Meine beste Stube habe ich nicht einräumen können. Das Karolinchen, das dumme Ding, hätte es wahrhaftig gethan, wenn ich nicht zu Hause gewesen wäre. Hat sie nicht eine Anstalt gehabt, das Quartier aufzuputzen! — Na, worüber wird denn der Herr so roth? Ich habe Ihn nicht beleidigen wollen, aber „Einquartirung böse Regierung“ pflegt man zu sagen. Da hinten, die Stiegen hinauf, ist das Quartier. Gott befohlen!“

Er zog sich zurück, und die beiden Freunde gingen in das niedrige Dachkämmerchen hinauf.

Mit einem beklemmenden Wohlgefühl, das ihm beinahe

Thränen ausgepreßt hätte, sah sich Scharnhorst hier um. So eng und einfach das Stübchen war, Alles war entzückend reinlich. Die hellgeweißten Wände, der gescheuerte Fußboden, das weißüberzogene Bett, die rothgeblümten Vorhänge am Fenster — nirgends war ein Stäubchen zu erblicken. Auf dem gebohnten Tische standen zwei Töpfchen mit frischgepflückten Astern und zwischen ihnen eine Wasserflasche und ein Trinkglas, die er zu kennen glaubte. — Beim ersten Zusammentreffen mit dem Freunde, war es Gerhard's Wille gewesen, ihm Alles anzuvertrauen; hier im Hause mochte, konnte er's nicht. Er ging verlegen und stumm im Zimmer umher, fing an, seine wenigen Sachen, die von dem Burschen in einen Kleiderschrank und auf die Stühle gepackt waren, einzukramen, und sehnte sich wieder nach Einsamkeit.

Windt sah ihn bedenklich an. „Verwahr' uns Gott, Scharnhorst, Du arbeitest zu viel. Du siehst ja ganz blaß und übernächtig aus. Du ruinirst Dich noch."

„Davon kommt's nicht," erwiederte Gerhard; „mir ist sonst nicht recht. Der Herr hat befohlen, ich soll in die Natur gehen und mich mit Lectüre beschäftigen. Hast Du den Nachmittag frei?" —

„Soll ich Dein Commando mitmachen? Ich kann leider nicht; ich muß bei einer Tante Kaffee trinken. Aber geh mit mir; Du wirst herzlich willkommen sein." —

„Du hörst, ich bin anderswohin commandirt. Wäre das nicht — ich bliebe am liebsten zu Hause."

Die Magd brachte das Mittagessen herauf. „Soll ich allein essen?" fragte Gerhard betreten. — „Ja, hier oben," versetzte das Mädchen gesprächig. „Der Meister wollte es zwar nicht und meinte, der Herr Unteroffizier könnte recht gut mit ihm an Einem Tische essen, aber Jungfer Karolinchen wollte sich absolut nicht darauf einlassen und meinte, das schicke sich nicht, oder sonst könne sie nicht mitessen, und was sie alles hatte. Nun, sie ist auch halb Braut, und vielleicht schon ganz. Wir Andern im Hause sollen noch nichts davon wissen, und wir stellen uns auch gehörig dumm; der Alte meint, man hätte weder Augen noch

Ohren. Aber der fremde Kandidat — ich weiß nicht, heißt er Stecken oder Stock oder Stab — ist nicht umsonst dagewesen, und es gibt so allerlei Gespräche, die man denn doch bei Gelegenheit hört.“ Sie fuhr in dieser Weise fort, und Gerhard erfuhr fast Alles, und noch ein gut Theil mehr, als vorgegangen war. Er zwang sich gleichgültig zu erscheinen; aber welche Empfindungen wechselten in seinem Innern! Und was sollte er von Karolinen denken? Sie hatte nicht einmal an Einem Tische mit ihm essen wollen, und doch erzählte das Mädchen, daß sie über die halbe oder ganze Verlobung völlig unglücklich sei.

Als die Magd fortgegangen war und auch Windt ihn verlassen hatte, warf er sich ermattet auf das Bett und schloß die Augen; nicht um zu schlafen; woher hätte er dazu Ruhe bekommen können? nur den Eindrücken der Umgebung, den eignen Gedanken und Gefühlen wollte er entfliehen. Uebelgewähltes Mittel! Nun erst, da er der sinnlichen Wirklichkeit sich entzogen, gab seine erglühte Einbildung den Dingen umher tausend Beziehungen. Hier hatte Karoline für ihn gesorgt und gewaltet, er fühlte sich ganz in ihrer Atmosphäre, angezogen und doch fortgestoßen, willig-widerwillig gehalten.

So hatte er eine Zeitlang träumend gelegen, als die Magd zurückkehrte um das Speisegeräth wegzuräumen. Sie wunderte sich, das Essen noch unangerührt zu finden, und durch ihr Geschwätz erfuhr er, daß Karoline sein Mittagsmahl eigenhändig für ihn besorgt und ihm gewähltere Speisen bereitet hatte, als die Hausgenossen erhalten. Das brachte ihn vom Bett auf. Er setzte sich an den Tisch und so gering seine Eßlust war, erhob er sich doch nicht eher wieder, als bis er Alles aufgezehrt hatte.

Dann steckte er eins der mitgebrachten Bücher zu sich und ging, um dem Geheiße des Herrn pünktlich nachzukommen. Karoline bekam er nicht zu sehen. Er verließ die Stadt, ging den Berg hinauf, in den Wald. Es war sonnig und warm. Tief im Walde, unter dem Schatten hoher Buchen, legte er sich auf das grüne Moos nieder, nahm das Buch und las.

Eine wunderbare Luft wehte ihn aus dem Büchlein an. Er hatte schon Manches in seiner Muttersprache gelesen. Lessing, Mendelsohn, Abbt, Sulzer, Dusch, Sturz, und wie sie heißen mochten, waren ihm nicht unbekannt. Aber solch ein frisches, unmittelbares, sprossendes Leben, wie es ihm hier aus jeder Zeile blühend entgegenrauschte, ihn ergriff, hub und trug, war ihm bisher fremd gewesen. Er fühlte sich wie von einem Zauber befangen. War das ein Wunder? Er hatte Göthe's Werther vor sich. Je tiefer er hineinlas, desto mehr bewältigte ihn die Macht der Darstellung, desto hastiger flog sein Auge von Seite zu Seite, desto begieriger trank er das süße Gift und desto mehr verlor er sein Selbst an die mit aller Kraft der Poesie auf ihn eindringende fremde Persönlichkeit. Was durch diese der Dichter in ihn hineinlegte, hielt er, durch die Form der brieflichen Lyrik getäuscht, für eine Auslegung seines eignen Innern; sich selbst verwechselte er, ohne es zu ahnen, mit Werthern. Mit den tiefsten Erschütterungen las er bei schon sinkender Dämmerung den Schluß, und seine Augen troffen, als er das Buch endlich zuschlug.

Ja, dachte er bei sich, das ist doch immer das Ende, im Bett, auf dem Schlachtfeld, von der fremden, von der eignen Kugel, — und alle glänzenden Lebenspläne, alle Träume von Glück sind nur blendende Lügen, durch die wir uns hintäuschen über das Elend, über die Hohlheit dieses Daseins. Das Köstlichste wird Einem unter den Händen entwandt, das Eigenste entfremdet. Was ist die Erde, als das unersättliche Grab aller Hoffnungen, aller heißesten Wünsche? Lohnt es sich der Mühe zu leben, wo das Leben selbst nur ein immerwährendes Versagen und Entbehren dessen ist, was ihm allein Werth gibt? Wozu kriechen wir noch auf diesem armseligen Planeten umher? Hinaus, wäre das Beste! —

Er stand auf und ging zögernd heim. Das Gelesene hatte doppelt nachtheilig auf ihn gewirkt. Es hatte auch in ihm die Meinung, ja die Ueberzeugung geweckt, als sei die Liebe der Geschlechter das Höchste was die Welt zu bieten habe, als sei sie

allein des ganzen Menschen werth. Und die leidende, that- und kraftlose Stimmung des Helden war unmerklich in ihn übergeflossen und lähmte sein Inneres bis zum Lebensüberdrusse.

Ein bittres Lachen kam auf seine Lippen, als er der Pläne gedachte, die er noch vor wenigen Tagen gemacht, um Karoline von dem Nebenbuhler zu befreien. Nun glaubte er Karolinens Benehmen erst zu verstehn. Wie außer ihm, so wurde es auch in seinem Gemüthe immer finsterer. Als er zu Hause kam, waren die Laden seines Hauswirthes schon verschlossen, auf der Hausflur war Alles dunkel. Er tappte sich auf sein Zimmer hinauf und zündete Licht an. Indem er nach Schreibgeräth suchte, fiel ihm die kleine Bibel in die Hand, die ihm seine Mutter beim Abschiede mitgegeben und auf deren erstes Blatt sie mit ungeübter Hand ihm einige treue Ermahnungen geschrieben. Er nahm sie auf und warf sie dann mit Bitterkeit auf die Seite. „Du kannst mich nicht retten," sagte er; „für solche Leiden hast du keinen Trost!" — Die Spöttereien der Lehrer und Mitschüler über das heilige Buch gingen ihm wie ein einziger heller Blitz durch die Seele. „Sie haben so unrecht nicht," sagte er.

Er setzte sich nieder und schrieb. Alles, was er je in Karolinens Angedenken erlebt und empfunden, wollte er für sie noch aufzeichnen. Ihr Hochzeitstag sollte den Beschluß machen. Mehr wagte er sich nicht zu sagen. Bis tief in die Nacht schrieb er; als er es aber wieder durchlas, erschien ihm Alles so kalt, so steif, so ungenügend, daß er es zerriß und die Aufzeichnungen für die folgenden Tage aufschob.

Wozu die einförmige Qual dieser Tage schildern? Er lebte in der größten Einsamkeit, mochte er zu Haus oder im Freien sein. Seine leidenschaftlichen Aufzeichnungen und die immer wiederholte Durchlesung des theuern Büchleins waren seine einzigen Beschäftigungen. Darüber zehrte er sich ab und wurde täglich schroffer, finstrer und blasser. Windt hatte ihn mehrmals verfehlt; er selbst wollte Niemand aufsuchen.

Karoline war fortwährend unsichtbar für ihn, und doch war

dieß nicht eigentlich Ueberlegung von ihr. Im Herzen konnte er nicht sehnlicher nach ihr verlangen, als sie nach ihm. Aber eine unbekannte Furcht, eine Scheu, von der sie sich keine Rechenschaft gab, noch geben konnte, hinderte sie, ihm unter die Augen zu treten. Nur versteckt beobachtete sie ihn. Mit richtiger Ahnung wußte sie die Veränderung in seinem Aeußern auszulegen und ihr blutete das Herz; aber was konnte sie thun? Der Vater beharrte ja unbeugsam auf seinem Plane.

So quälten sich die jungen Leute neben einander ab, und nie waren sie einander so schmerzlich fern gewesen, als seitdem sie unter demselben Dache sich innerlich ganz angehörten.

Es war Herder nicht gleichgültig, durch welche Geistliche die Kirche des Landes vertreten sein sollte. Der üble Eindruck, den der Kandidat gleich beim ersten Besuche auf ihn gemacht, hatte ihn daher veranlaßt, sich in der Nachbarschaft genauer nach ihm zu erkundigen, und es waren Nachrichten eingegangen, es waren Gerüchte mitgetheilt worden, über die sein Inneres kochte.

Beim theologischen Examen an der Universität Rinteln war Stock für unfähig erkannt worden. Als ihm darauf das große Loos in der Lotterie zugefallen, hatte er sich die Patronatpfarre eines hannövrischen Edelmanns erkauft, war jedoch von den Examinatoren auch dort für unwürdig erklärt worden. Nun hatte er darauf gepocht, daß er das Pfarramt für sein gutes Geld erstanden, und als ihm darauf der Prozeß der Simonie gemacht wurde, stellte er sich wahnsinnig, ließ sich Wache geben und zeigte aus Rache seinen Freund, Landsmann und Unterhändler selbst an, der darüber fast seine Pfarre verloren hätte, während dem bestochenen Edelmanne sein Patronatrecht wirklich genommen worden war. Jetzt hatte er sich im Hessischen abermals durch Bestechung ein falsches Zeugniß zu erschleichen gewußt und mit diesem die Exspectanz in Stadthagen erworben. Ueberall in der Nachbarschaft aber ging das Gerücht, er habe diese Anwartschaft für ein Darlehn von viertausend

Thalern erhalten. Auf den Visitationen war Herder von Ausländern spöttisch darum gefragt und ihm zu einem zweimal verwiesenen ehrlosen Kandidaten Glück gewünscht worden.

Um seines Landesherrn zu schonen, hatte Herder gehofft, sich des Eingedrungenen auf eine gelindere Art entledigen zu können, indem er ihn zweimal zum Examen vor das Consistorium hatte vorladen lassen, im Voraus überzeugt, daß er der Prüfung nicht werde genügen können. Das erste Mal hatte sich Stock durch einen nichtssagenden, sogar mangelhaft geschriebenen Brief entschuldigt. Das zweite Mal war er ohne Entschuldigung ausgeblieben. Aber ein weltliches Mitglied des Consistoriums hatte der Behörde einen protokollirten mündlichen Befehl des Grafen vorgelegt, welchem zufolge der Kandidat Stock ohne Examen sollte ordinirt werden.

Das war Herdern zuviel. Entrüstet eilte er aus der Sitzung zu Haus, schrieb in der ersten Aufregung einen leidenschaftlichen Vortrag an seinen Landesherrn nieder, erzählte darin des Kandidaten ganze Geschichte, erbot sich die einzelnen Angaben zu beweisen, und bat dringlichst, ihm die pflichtmäßige Prüfung zu vergönnen. „Ewiges Brandmal," sagte er hierin, „würde es mir an Stirn und Brust sein, wenn ich einen zweimal abgewiesenen, einer Infamie bezüchtigten und zum zweiten Mal über eine Infamie verschrieenen Menschen, den ich durch nichts als üble Gerüchte und persönliche Grobheit kenne, dessen Fähigkeiten ich nicht geprüft und der nicht zum Voraus den Eid der Simonie abgelegt hätte, nicht durch Geld oder Anleihe zu diesem Gerüchte gekommen zu sein, — wenn ich einen solchen Menschen ordinirte. Die Hände lege Niemand bald auf, sagt Paulus, Du machst Dich sonst theilhaftig fremder Sünden. Ich bezeuge vor Gott und dem Herrn Jesu und den auserwählten Engeln, daß Du solches haltest ohne eigen Gutdünkel und nichts thust nach Gunst."

Der Graf erhielt diesen Vortrag, als eben der Kanzler bei ihm war. Er las ihn durch und konnte während des Lesens die Zeichen einer inneren Bewegung seiner ursprünglich heftigen Natur nicht ganz unterdrücken, was dem Kanzler nicht entging.

Dann reichte er diesem die Schrift und ging, während derselbe sie durchlas, mit langen Schritten im Zimmer auf und ab.

Dem Grafen war ein so entschiedener, bei aller eherbietigen Form doch heftiger Widerstand gegen seine ausdrücklichen Befehle von Seiten seiner Diener noch nicht begegnet, und seine Verwunderung darüber mäßigte einigermaßen seinen Unwillen. Der Kanzler aber, der die ganze Sache eingeleitet und den Befehl der Ordination ohne Prüfung veranlaßt hatte, um an dem Kandidaten nicht wortbrüchig zu werden, fühlte sich auf das Empfindlichste verletzt und gekränkt, und als der Graf endlich mit einem kurzen: „Nun?" vor ihm stehen blieb, sagte er: „Demnach opponirt sich der Superintendent Ew. Durchlaucht höchsten mandatis specialibus, worüber wohl dürfte eine Untersuchung zu verordnen sein. Das Kammeranlehen betreffend —

„Davon weiß ich nichts und will davon nichts wissen!" unterbrach ihn der Graf finster.

„Jedennoch vermeine, daß dem ausgedrückten Willen Ew. Durchlaucht nachgelebt werden müsse."

„Der ist zuerst," sagte der Graf, „daß nach Recht und Würde gehandelt werde."

„Welches Ew. Durchlaucht illimitirter Ruhm ist," versetzte der Kanzler. „Und da mein gnädiger Herr sich einmal des im Hessischen wie im Hannövrischen verfolgten und malträtirten Mannes aus hohem Edelmuthe angenommen, so begreife nicht, wie der Superintendent sich unterfangen mögen, dergleichen Calumnien auf denselben sich anzunehmen und damit den nobelsten Intentionen entgegenzuwirken." —

„Ich hoffe nicht, Herr Kanzler, daß die Anklagen gegründet sind. Sie sind schwer, und der Consistorialrath will sie beweisen." —

„Solches möchte genauerer Untersuchung bedürfen." —

„Es soll nicht ununtersucht bleiben. Ich ernenne dazu eine Commission. Meine Regierungsconferenz wird das Commissorium entwerfen und mir zur Vollziehung vorlegen."

Der Graf bezeichnete schriftlich einige Räthe, denen das

Geschäft übertragen werden sollte, und entließ den Kanzler. In seiner Gereiztheit und Verstimmung gegen Herder fiel ihm wieder ein, was dieser ihm unlängst über die Militärschule auf Wilhelmstein gesagt hatte, und er beschloß, am folgenden Tage dorthin zu gehn, um sofort zu untersuchen, ob nicht auch jene seine Lieblingsanstalt nur verleumdet worden sei. Wäre dieß nicht der Fall, so wollte er Herdern jedenfalls beweisen, daß ihm das Heilige heilig gelte, wenn er sich selbst auch den — wie er meinte — veralteten Religionsformen der Kirche nicht fügen möge. —

Es war vierzehn Tage später und Herder saß so eben auf seinem Studierzimmer tief in der Arbeit an seiner Philosophie der Geschichte, als seine Frau eintrat und ihm einen Erlaß der Regierungsconferenz einhändigte. Er erbrach ihn, las ihn und stand mit großer Heftigkeit auf. Seine Augen flammten und seine Hände zitterten.

„Was gibts? Ich bitte Dich; was hast Du?“ rief sie erschrocken.

„Daß ich der Thor war, in ein Land zu kommen, wo Laune und Tyrannei ihren Herrscherthron aufgeschlagen! wo man kein redlicher Mann sein kann, ohne verfolgt, keine Wahrheit sagen kann, ohne vor Gericht gestellt zu werden!“

„Vor Gericht gestellt?“

„Nicht anders. Da, lies!“

Sie nahm das Schreiben. Es war eine Abschrift des Commissoriums und lautete folgendermaßen *):

„Da Wir gnädigst resolviret, daß die Ordination des Candidati Stock ausgesetzt bleiben soll, bis derselbe sich wegen der in einem von dem Superintendenten Herder den 3. October eingegebenen Pro Memoria enthaltenen Anklagen legitimiret haben wird: als committiren Wir zu solchem Ende Unsern

*) Es wird bemerkt, daß dieses wie alle übrigen in dieser Erzählung angeführten Aktenstücke echt sind.

Justiz- und Consistorial-Rath S. und Justiz-Rath K. dieserhalb die nöthige Untersuchung anzustellen und demnächst, wie solches geschehen, an Uns zu berichten." —

„Aber," sagte die unbefangene Frau, „hier ist ja nur von einer Untersuchung über den elenden Menschen die Rede, und dieser soll ja nur sich selbst legitimiren."

„Geschäftsform! Redewendung!" rief Herder. „Meine Anklage soll untersucht werden. Das ist ausdrücklich die Axe des ganzen Rades, mit dem die Niederträchtigkeit mich zu zerschmettern droht, welche sich des Armes des Grafen zu bemächtigen gewußt. O ich bin ihnen längst ein Dorn im Auge, weil ich nicht krieche, nicht Ränke schmiede, nicht ihre Gesellschaften besuche, nicht ihr Geträtsch und Geklatsch belächle und vermehre, weil ich nicht bin wie Ihrer Einer und Ihre Erbärmlichkeiten verachte. Ja, das Edle mische sich unter sie, so wird es zertreten; das Würdige komme ihnen nahe, so wird es in den Koth gezogen." —

Leidenschaftliche Bewegung hat bei zusammengehörigen Menschen etwas Ansteckendes. Auch die sonst so klare verständige Frau, welche die Zuschrift auf den ersten Blick so richtig beurtheilt hatte, konnte sich diesem Einfluß nicht entziehen. „Mein Herder darf sich solchen Richtern nicht stellen," sagte sie, „und wenn er Amt und Brot darüber verlieren sollte. Ich habe Kraft genug, Deinethalb auch Mangel und Entbehrungen zu tragen."

„Dich hat Gott mir gegeben," sagte er, indem er ihre Hand faßte. „Ohne Dich und ohne unsre sanfte Gräfin hätte ich es längst in dieser Höhle nicht mehr ausgehalten. Wie es auch werde: Du bleibst mir, und die Hand aus der Höhe wird nicht von mir lassen. Ich kenne meine Feinde. Ihr eignes böses Gewissen läßt die Sache sie so auf's Aeußerste treiben. Es kitzelt sie, mir, dem sie auf keine andre Weise beikommen können, den Makel einer Inquisition anzuhängen. Es soll ihnen mißlingen. Ich will an den Grafen schreiben. Einer Niederträchtigkeit ist er nicht fähig." —

„Schone nur ihn selbst und seinen Herrscherstolz!" —

„Keinen Fingerbreit mehr, als ich für recht halte. Ich habe

die Wahrheit, ich habe mein Recht, ich habe die Kirche zu vertreten; nur insofern gilt mir hier meine Person etwas. Da muß ich ihm stehen, Mann gegen Mann, es mag biegen oder brechen. Im Uebrigen weiß ich, daß Er Herr und ich Diener."

„Schreibe, wie Du mußt," sagte sie, „und komme daraus, was kommen will. Gott lenke Deine Feder!" Sie küßte ihn, der sich zum Schreiben bereits niedergesetzt hatte, auf die Stirn und eilte hinaus. Aber sie mußte ihr übervolles Herz ausschütten. Durch den Baumgarten hinterm Hause konnte sie schnell die Wohnung einer ehrwürdigen Freundin, Frau von Bescheffer, erreichen. Mit überfließenden Augen trat sie bei dieser ein und berichtete der mütterlich theilnehmenden Frau, was vorgegangen sei, was Herdern drohe, wozu er entschlossen sei. Die Freundin, die den Grafen seit Jahren kannte, — mit der Gräfin war sie innig befreundet, — erschrak, suchte ihre Sorge jedoch zu verbergen und die junge Herder zu beruhigen. Als diese sie aber verlassen, begab sie sich sofort zu der Gräfin.

Herder hatte sein Schreiben an den Grafen so eben beendigt, als seine Frau wieder bei ihm eintrat. „Hast Du geschrieben?" fragte sie.

„Mit so viel Ruhe, als ich konnte," erwiederte Herder. „Ich müßte kein Herz im Busen und kein Blut in den Adern haben, wenn ich hier eine kalte Unterwürfigkeit auf's Papier lügen könnte." Er las ihr den Brief vor, in welchem er den Grafen auf das Dringendste um Verschonung mit der Commission bat.

„Ich bin," hieß es darin, „kein Ankläger Stocks, kein Fiscal anderweitiger Verbrechen und noch weniger, hoffe ich, ein Verbrecher selbst. Ich war in meinem Berichte der demüthige Superintendent, der ohne Examen ordiniren sollte, es seinem Gewissen nach nicht konnte und es also unterthänigst verbat. — Daß ich nun mit offener Treue sogleich offen verfuhr, die Ursachen anzeigte, die mich zu der Gewissensvorstellung bewegten, und die Fackel der Wahrheit, wenigstens des allgemeinen Land und Leute erregenden Gerüchts ins Kabinet meines Landesherrn selbst zu tragen bereit war, macht mich das zu

einem Verbrecher, über den eine vermischte Commission aus anderen Gerichten niedergesetzt werden könnte?" — Er hatte dann die Pflichtmäßigkeit seines Verfahrens auseinandergesetzt und nachgewiesen, wie er dabei als Mitglied einer höchsten Behörde, als Rath des Landesherrn gehandelt. — „Soll," hieß es ferner in dem Schreiben, „diese freiwillige, überflüssige Treue (nämlich die ausführliche Angabe aller Motive der Ordinationsverweigerung), die mir keine Commission auflegen kann, damit beehrt und belohnt werden, daß als über eine Verbrecherin über sie Commission gesetzt wird, Commission aus andern und Justizgerichten: so wehe dir Superintendentur dieses Landes, in der man das erfährt! wehe dir Wahrheit, die so belohnt wird! Wage es, Diener, und bringe vor deinen Herrn, was er nicht weiß, allgemeines Gerücht dreier Länder! Schändlichkeiten von denen die Knaben singen; du wirst Verbrecher! gerichtliche Commission ist fertig. — Ich stehe als Superintendent, in dessen Pflicht ich berichtet, ja als Prediger, mit dessen Gewissen ich berichtet, unter Niemandem als Gott, Euer Durchlaucht höchster Person und dem Consistorio Eurer Durchlaucht. Da will ich beweisen, wozu ich mich freiwillig erboten, aber nicht als Verbrecher, als Angeklagter, als Ankläger oder Fiscal Stocks, mit dem ich nichts zu thun habe, sondern als Superintendent, als erstes geistliches Mitglied, der auf speciellen Befehl Euer Durchlaucht dem Collegio anzeigen und mit ihm beweisentlich berichten wird, wozu oder woher er vorhin also berichtet hat. Vor jeder andern Commission bin ich Verbrecher, Fiscal, Ankläger oder Angeklagter, der ich keineswegs bin oder sein will und womit ich in meiner unmittelbaren Amtspflicht vor dem ganzen Lande und der ganzen Welt beschimpft werde. Auch als bloßer Prediger stehe ich unter dem Consistorium Euer Durchlaucht, und so lange ich kein abgesetzter Verbrecher bin, unter keiner Justizcommission. In pflichtmäßiger Verehrung beharrend u. s. w." —

Als die treffliche Frau dieses Schreiben bis zu Ende gehört hatte, blickte sie doch einen Augenblick verwirrt vor sich

nieder. Welche Folgen konnte es für ihren geliebten Herder, für sie, für ihr Kind haben, wenn das empfindliche Ehrgefühl, das unbegrenzte imperative Bewußtsein des Grafen, durch diese heftige Sprache verletzt, die Rücksichten durchbrach, welche seine edle und große Natur der Persönlichkeit Herders bisher nicht ohne ein leises inneres Widerstreben zugestanden hatte!

Herder las diese Gedanken auf ihrer Stirn. „Liebes Weib,“ sagte er, „soll ich aus jämmerlicher Furcht vor menschlicher Gewalt und aus Sorge für mich und Dich Mund und Hand zu Schändlichkeiten bieten, und mich und mein Amt entwürdigen lassen? Nimmermehr! Und Schande über mich, wagte ich es nicht, Wahrheit zu bringen und Gerechtigkeit zu fordern, wo es meines Amts ist. Billigtest Du es nicht, daß ich dieses Schreiben absendete, — Gott helfe mir, ich würde es dennoch thun.“

„Sende es ab!“ sagte die junge Frau entschlossen, und zündete selbst das Licht an, um es zu siegeln. — Dann wurde es fortgeschickt. —

Ist es löblich, wenn der Mann sein Amt mit voller lebendiger Theilnahme umfaßt und erfüllt und dessen Pflichten nicht bloß wie etwas Aeußerliches mit mechanischer Gewandtheit abfertiget, so ist es doch übel, wenn die Leidenschaft, selbst edle Leidenschaft, sich in amtliche Verwickelungen mischt. — Denn das ist das Nachtheilige der Leidenschaft, daß sie den Geist immer seiner Klarheit, Freiheit und Wohlordnung beraubt. Hätte Herder in seiner Reizbarkeit sich nicht von ihr fortreißen lassen, er müßte bald eingesehen haben, daß er weder als Angeklagter noch als Ankläger irgend Etwas bei der Commission zu thun haben sollte. Nicht er sollte zum Beweise der von ihm vorgetragenen Thatsachen und Gerüchte gefordert werden, sondern der Kandidat sollte sich ihretwegen rechtfertigen, und es würde nur der ruhigen Bitte bedurft haben, die Thätigkeit der Commission ohne Einmischung von Herders Person hierauf zu beschränken, so würde der Graf sofort das Angemessene und Billige dieser Bitte eingesehen und darnach verfügt haben. Auch war es in keiner Weise dessen Absicht gewesen, Herdern selbst dabei irgend

eine Rolle zuzuschieben. So aber mußte Herders Auffassung des an sich wohlgemeinten Verfahrens seines Herrn das Mißverständniß erst beiderseitig machen.

Der Graf war seit einigen Tagen vom Wilhelmstein zurückgekehrt. Seine dortigen Untersuchungen hatten die Wahrheit der ihm durch Herder mitgetheilten Gerüchte herausgestellt, und zwei der Lehrer sammt mehreren Schülern waren der offenbaren Verhöhnung der heiligen Schrift und des christlichen Glaubens sowie grober Unsittlichkeiten überwiesen worden. Um sie von der Anstalt zu entfernen, hatte der Graf den gelindesten Weg eingeschlagen. Von Portugal aus, mit dessen höchsten Behörden er noch immer in lebhaftem Verkehr stand, war er um Uebersendung einiger von ihm gebildeten Militärs gebeten worden, und da die bezüchtigten Personen in allen übrigen Stücken empfohlen werden konnten, da Religion, Sitte und Sprache jenes Landes ihre Fehler dort wenigstens für Andre unschädlich zu machen schienen, so hatte der Graf ihnen sofort angekündigt, daß sie dorthin gesendet werden sollten; eine Maßregel, die ihnen selbst keineswegs unangenehm war. Der Graf hatte in seiner raschen Weise bereits alles Nöthige angeordnet und geschrieben, und konnte die Sache damit als abgethan ansehn.

Im Interesse seiner Anstalt mußte es ihn freuen, solche Schäden aufgedeckt, solche Läuterung vorgenommen zu haben. Hätte er Herdern deßhalb nicht dankbar sein sollen? Und doch hatte es ihn gegen diesen nur noch mehr verstimmt. Diese Verstimmung nahm zu, wenn er der jüngsten Vorgänge gedachte. Eine mächtige, herrschende Natur, gewöhnt an augenblicklichen Gehorsam gegen seine einsilbigen Befehle und doch nicht ohne Einsicht und Gefühl für das Recht, das auf Herders Seite war, erschien es ihm unerträglich, sich dem Widerstande eines seiner Diener fügen zu sollen. Denn allerdings bezweifelte er kaum, daß die Thätigkeit der ernannten Commission nur zu Herders Rechtfertigung dienen werde. Und ganz rein, es ist nicht zu leugnen, war das Verhältniß der beiden ausgezeichneten Männer gegen einander nie gewesen. Auch bei dem besten Ein-

vernehmen, auch bei allen Bezeugungen gegenseitiger Anerkennung, fühlte Jeder von ihnen nicht ohne Neid, daß der Andre auf seinem eigenthümlichen Lebensgebiete ihm überlegen war. Jetzt kamen diese verschiedenen Gebiete zum ersten Mal in Conflict mit einander, und bei aller Großheit seines Innern war der Graf Mensch genug, das herbe Gefühl seines verletzten Stolzes dem Gegner als Schuld zuzurechnen.

In dieser Stimmung erhielt er Herders Schreiben. Er las es, und fühlte sich verletzt, empört, sein ganzer Grimm wollte losbrechen. Aber sich selbst zu beherrschen, war nicht bloß sein Stolz, es war auch seine Tugend. Er legte das Blatt aus der Hand, ging an den Tisch, trank ein Glas Wasser und öffnete das Fenster. So groß seine Willenskraft war, so sehr es ihm Ernst war, ruhig und kalt zu bleiben, so wollte es ihm doch nicht gleich gelingen.

Da ging die Thür auf und die Gräfin trat ein.

„Lassen Sie mich jetzt!" rief der Graf ungewöhnlich finster.

„Gott im Himmel!" sagte sie, indem ihr die Thränen in die Augen traten, „ist das unglückliche Schreiben schon angekommen?"

Sie wollte sich gehorsam wieder entfernen, als der Gemahl sich umwandte und heftig fragte: „Was wissen Sie? Kommen Sie! Von Wem haben Sie hierüber gehört?"

„Frau von Bescheffer war bei mir," sagte die Gräfin zitternd, indem sie sich wieder näherte, „und hat mir die ganze unselige Verwicklung aus dem Munde der lieben Herder erzählt. Ich wäre trostlos, wenn ich nicht wüßte, daß mein Herr das unglückliche Mißverständniß auf die edelste Weise lösen werden." —

„Er treibts zu weit. Wer soll hier Herr sein? Ich oder mein Consistorialrath? Gebührt seinem Landesherrn nicht mehr Respect?" —

Die zarte Frau bebte zusammen vor der gewaltsamen Bewegung, welche sich in den Worten und der Stimmung ihres Gemahls aussprach, und sie fürchtete, Herder habe um vieles heftiger und schärfer geschrieben, als bereits der Fall war. „Hat

er sich vergangen," sagte sie leise, „hat er, gereizt und gekränkt, weil er einen Augenblick die reinen Absichten meines Herrn verkannte, seine Worte nicht bedacht, so wird meines Gemahls Edelmuth im Verzeihen desto größer sein. Der Kampf ist allzu ungleich. In meinem Innersten bin ich überzeugt, daß Sie den Muth ehren, der selbst Ihnen entgegenzutreten wagte, und die Gewissenhaftigkeit achten, die ihn ungehorsam erscheinen ließ. Sollten wir um eines übelberüchtigten, schlechten Menschen willen einen Mann verlieren, der unsre Freude und unser Stolz ist, dessen Gaben so vielen Segen verbreiten in der Nähe und in der Ferne?"

„Einen Freund wollte ich an ihm haben, keinen Meister," versetzte der Graf. „Abbt war mein Freund. Er ist bei den Todten."

„Wir gehen ihm Alle nach," fuhr die Gräfin ermuthigter fort, „und nur die Werke der Liebe und des Edelmuthes bleiben von uns auf Erden zurück. Sollte Etwas die Niederschlagung der unglücklichen Sache hindern, sollten die Räthe meines Herrn mit der Geldanleihe zu weit gegangen sein, — ich kann die Summe in einigen Jahren ersparen, ich habe noch überflüssige Juwelen. — O zürnen Sie nicht, wenn ich etwas Unrechtes gesagt habe!" setzte sie ängstlich hinzu, da sie neue Wolken auf seiner Stirn aufsteigen sah.

„Lassen Sie die armselige Geldsache ruhn!" sagte der Graf. „Das ist zu nichtig. Da ich keinen Sohn habe, so sehe ich nicht, für wen wir sparen wollten."

Die arme Frau schwieg beschämt. Daß sie ihm keinen Sohn geboren habe, das war es was ihm schon lange am Herzen nagte, und sie wußte es. Immer war es ein Zeichen seines tiefsten Unmuths, wenn er dessen, was jedoch selten geschah, gegen sie gedachte. Der Graf sah es an ihrem Verstummen, an ihrem Erbleichen, daß er sie verletzt habe; er fühlte sein Unrecht; das war genug, um ihm die Herrschaft über sich selbst zurückzugeben.

„Gehn Sie, meine Theure," sagte er, die Hand sanft auf

ihre Schulter legend;" ich werde die Commission aufheben, über die sich Herder, wenn auch ohne Grund, beschwert. Seine Bitterkeit sei ihm verziehen."

„O mein edler Herr!" rief die Gräfin, indem sie seine Hand ergriff und an ihre Lippen drückte. —

Herder erhielt durch einen der bevollmächtigten Räthe noch an demselben Abend die Nachricht von der Aufhebung der Commission. Allein er fühlte sich noch nicht beruhigt. In dem Briefe des Raths war abermals von einer „Anklage" des Kandidaten gesprochen. Herder wandte sich daher am folgenden Tage nochmals beschwerend an seinen Landesherrn, und bat in einem zweiten Gesuche um einen dreitägigen Urlaub. „Meine Gesundheitszustände (Verdruß und Unlust fressen mich von Haupt zu Fuße) machen mir eine Zerstreuung nothwendig," sagte er darin.

Der Graf schrieb ihm eigenhändig zurück:

„Ich habe des Herrn Superintendenten zwei Schreiben vom gestrigen Dato wohl erhalten. In Betreff des verlangten Urlaubs wird Demselben hiermit bekannt gemacht, daß solcher bewilliget ist; und in Ansehung der vermeintlichen Beschwerde gegen meine Räthe, so ist der Superintendent von solchen nicht beleidigt. Der in dem communicirten Befehl und in dem gestrigen Schreiben des Justizraths S. sich findende Ausdruck „Anklage" ist von mir. Das von dem Superintendenten mir vor einiger Zeit eingeschickte Promemoria hat mir der Form, Styls und Inhalts wegen eine Anklage zu sein geschienen. Der Superintendent kann statt dieses Ausdrucks einen andern, seiner Meinung nach passenderen, als Anzeige, Bericht u. s. w. als substituirt ansehen. Vielleicht habe Ich geirrt. Ich bin von Unvollkommenheiten — auch grammatikalischen — nicht frei. Desselben wohlaffectionirter

Wilhelm.

Mehr als eine solche Zurechtlegung der Sache, mehr als dieses Schlußgeständniß konnte Herder von seinem Herrn, zumal bei dessen Eigenthümlichkeit, nicht verlangen. Allein sie genügten

ihm nicht. Bei seiner reizbaren Natur, bei dem vielen Widerstande, den seine ungewohnte Weise in der Gemeinde gefunden, bei den mannigfaltigen unerfüllten Ansprüchen seines Geistes und Gemüthes an seine Umgebung und seinen Umgang, hatte sich in Herder ein Unmuth, eine Unlust über seine bisherigen Verhältnisse angesammelt, welche durch diesen letzten Anlaß aus allen Winkeln seiner Seele hervorgebrochen waren. Im tiefsten Verdrusse trat er seine kleine Reise an. Wie wohl hätte er gethan, wenn er sie zu seiner Zerstreuung benutzt, wenn er gesucht hätte, auch sein Inneres von der unglücklichen Sache, die nun abgemacht war, zu befreien. Statt dessen sammelte er in Rinteln, in Hannover nur Beweisstücke gegen den unwürdigen Gegenstand des Haders, und kaum war er wieder heimgekehrt, als er dem Grafen eine ausführliche Beweisführung seiner früheren Anschuldigungen gegen den Kandidaten einsandte. Er lieferte dabei schriftliche Beweise seiner Angaben und setzte mit ernstem Eifer auseinander, wie heilig die Pflicht sei, um derentwillen er Stock zum Pfarramte nicht habe weihen können. Wenn er aber schrieb: „Fließe aller Unrath, den fremde Länder ausschäumen, wohin und um welche Procente er wolle; nur werde ich nicht der Kanal, wodurch er fließe! nur werde von mir nicht gefordert, daß ich den beschrieenen Unflath vor Gottes Altar und Gemeine ununtersucht und ungereinigt als Kirchengold darstelle und preise!" — und wenn er ähnliche Bitterkeiten in der herbsten Sprache hinzufügte, so mußte er wohl selbst fühlen, daß an eine Herstellung seines früheren Verhältnisses zu dem Grafen nicht zu denken war.

Wir greifen unsrer Geschichte einigermaßen vor, indem wir bemerken, daß diese Wunde nicht wieder ausheilte, solange Herder noch in Bückeburg blieb. Die edle Gräfin bemühte sich vergebens, die beiden stolzen Männer wieder auszusöhnen. Es war ihr eben so schmerzlich, daß die Ehre und der edle Sinn ihres Gemahls durch diese Vorfälle auch nur im Geringsten verdunkelt scheinen könnten, als daß Herders Charakter eines Trotzes und geistlichen Stolzes verdächtigt würde. Auf alle

Weise suchte sie Einen bei dem Andern zu rechtfertigen, und mehr als einmal weinte sie in der Stille die bittersten Thränen, daß ihr dieß so schwer gelang. Allein Herder stand bereits mit der Universität Göttingen in Unterhandlung wegen der Uebernahme einer Professur, und als ihm hierbei allerlei Schwierigkeiten gemacht wurden, ergriff er mit Freuden den ihm noch im December desselben Jahres durch Goethe gemachten Vorschlag, die Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar anzunehmen. Im Vorgefühl der baldigen Trennung suchte er sich nun äußerlich wie innerlich von allen bisherigen Verhältnissen immer mehr abzulösen. Er verhehlte dieß nicht, und der Graf, der wohl sein Entgegenkommen erwarten konnte, fühlte, daß Herder dieß versagte. So erreichte die edle Frau mit unsäglicher Mühe und unter vielen verborgenen Leiden doch nur eine Art äußerlicher Wiederannäherung unter Beiden. —

Der Kandidat, der sich nur einige Male in des Färbers Hause blicken lassen, die meiste Zeit aber in der Nachbarschaft sich umhergetrieben hatte, war zu dem Kanzler bestellt worden. Er kam daher in die Stadt geritten und stieg bei seinem zukünftigen Schwiegervater ab. Der Empfang des Alten war kälter als sonst, aber Stock merkte es nicht. Menschen, die stets nur mit sich, ihrem eingebildeten Werthe, ihren angelogenen Vorzügen beschäftigt sind, gelangen schlecht zur Kenntniß Anderer. Das bedächtige Schweigen des Alten während des Frühstücks legte er als Respect aus, und daß Karoline sich nicht blicken ließ, fiel ihm kaum auf. „Unser Jüngferchen hat wohl Küchensorgen? He?" fragte er nur, und da der Vater stumm dazu nickte, war er hinreichend beruhigt. Als der herbeigerufene Friseur eintrat ging der Alte an seine Arbeit.

Der Kandidat ließ sich frisiren, putzte sich nach seiner Art auf's Beste heraus und wollte eben seinen Gang antreten, als der Alte wieder eintrat.

„Nun lieber Mann," sagte der Kandidat, sich mit Wichtig-

keit vor ihn stellend und die schwarzen Augenbrauen in die Höhe ziehend, „heute wird meine Sache in's Reine kommen, und dann sollen sie mich nächster Tags ordiniren. Schriftlich oder mündlich bringe ich es mit zu Haus. Und dann" — er hob seinen kleinen Finger in die Höhe, an welchem ein goldner Verlobungsring glänzte.

„Wollen sehn, wollen sehn!" sagte der Färber. „Erst muß Alles in Ordnung sein."

„Das soll's, mein Guter. Laßt immer zu Mittag ein paar Flaschen Wein holen. Für das Jüngferchen hab' ich in meinem Mantelsack noch allerlei, was sich für eine Frau Pastorin gehört. Ein Mann, wie ich bin, weiß was sich schickt. Adieu, lieber Mann!"

Der Kandidat ging gravitätisch davon und der Färber sah ihm mit zweifelndem Blicke nach. In einer kleinen Stadt kann nicht lange Etwas Geheimniß bleiben. So hatte sich auch das Gerücht von dem, was wegen der Ordination Stocks in den höheren Regionen vorgefallen war, bald ausgebreitet, und es war dafür gesorgt worden, daß der Färber es baldigst erfuhr. Einerseits verdroß es ihn. Sein Widerwille gegen Herder sprach sich lebhaft aus. Die Durchkreuzung seiner Pläne ärgerte ihn. Anderseits war ihm doch der kummervolle Zustand seiner Tochter zu Herzen gegangen. Er hatte allmählich bemerkt, daß er sich in Stock geirrt habe. Es war ihm nicht unerwünscht, seiner auf eine rechtliche Art wieder los zu werden. —

Mit tiefen Verbeugungen und Scharrfüßen trat Stock bei dem Kanzler ein, der von seinem Arbeitstische sich ihm halb entgegen drehte und nur mit einem schwachen Kopfnicken grüßte.

„Der Herr Kanzler haben befohlen," begann Stock.

„Es haben sich Beschuldigungen gegen Ihn erhoben," sagte der Kanzler, „und Serenissimus haben auf angehörten Rath Ihrer Regierungskonferenz befohlen, daß solche dem Herrn Kandidaten eröffnet werden sollen."

„Was?" stotterte der Kandidat, „ich habe es mich meine guten viertausend Thaler kosten lassen, und nun" —

„Schweige Er jetzt," sagte der Kanzler, „und höre Er zu!" —

Er las ihm hierauf die einzelnen Punkte, welche Herder gegen ihn vorgebracht hatte, vor und fuhr dann fort: „Mag Er sich getrauen, bündige Nachweisungen zu erbringen, daß alle diese Anschuldigungen und Incriminationen Desselben auf Unwahrheiten beruhen? Casu quo soll Ihm eröffnet werden, von Wem solche aufgebracht worden sind, damit Er selbigen vor gräflichem Consistorio iniuriarum belangen könne."

„Was brauche ich mich darauf einzulassen?" rief der Kandidat trotzig und dunkelroth im ganzen Gesicht. „Ich habe meine Exspectanz und des Herrn Kanzlers Versprechen, und die gräfliche Rentkammer hat ihr Geld."

„Lasse Er sich keine Unverschämtheiten beigehn!" sagte der Kanzler erzürnt. „Er hat auf meine Fragen zu antworten. Sein Gegentheil hat sich anheischig gemacht, sothane Incriminationen actenmäßig zu beweisen. Will und kann Er Gegenbeweis übernehmen? Will und kann Er sich dagegen genugsam defendiren? Will und kann Er gerichtliche attestata in forma probante beibringen, als durch welche solches Alles bündig widerlegt wird?" —

„Herr Kanzler, will man mir mein Versprechen nicht halten?" —

„Herr Kandidat, will man mir Rede stehen? Er hat mir nunmehr eine dürre runde Antwort zu geben; entgegengesetzten Falles ich die Beschuldigungen für eingeräumt ansehe."

Stock sah ihn wüthend an und biß die Lippen. „Ich gehe an das Reichskammergericht!" schrie er.

„Bleibt Ihm unbenommen," erwiederte der Kanzler. „Allein ad causam verweigert er solchemnach die Antwort?" —

„Dazu hab' ich mein gutes Recht. Ein Mann wie ich bin" —

„Ein Mann wie Er ist, räsonnirt nicht! Will er denjenigen, der solches Alles gegen Ihn vorgebracht, nicht belangen?" —

„Das brauch' ich nicht, und darum will ich's nicht." —

„Er ist ein schlechter Kerl, ein Aemtererschleicher und Betrüger! Und nun kann Er mich iniuriarum belangen. Hier hat er eine Anweisung, auf welche Ihm der Jude sein Geld wiederum

zurückbezahlen wird. Binnen vierundzwanzig Stunden verläßt Er das Land, und lässet Er sich nach abgelaufenem solchem termino oder je nachhero wieder auf hiesigem territorio betreten, so wird Er arretirt und Ihm der Proceß gemacht werden. Hat Er mich begriffen?" —

Der Kandidat wollte antworten als der Kanzleipedell eintrat. Er nahm die Anweisung, wandte sich um und ging ohne Gruß trotzig hinaus. Er war sich seiner Schuld zu gut bewußt, um nicht einzusehen, daß er hier nichts weiter zu hoffen habe, nachdem man mit seinem früheren Treiben so genau bekannt geworden sei. Sein erster Gang war zu dem Juden, der ihm seine achthundert Louisd'or sammt den Zinsen für die wenigen Wochen auszahlte. Er steckte das Geld ein und eilte zu des Färbers Hause.

Der Mittagstisch war gedeckt und der alte Vater war im Zimmer, als er eintrat. Stock that, als bemerke er ihn nicht, wechselte den Rock und packte Kleidung und Geld in den Mantelsack.

„Nun, Herr Kandidat," sagte der Alte endlich, „wie ist's abgelaufen?"

„Der Teufel hole Euern Kanzler und das ganze Land dazu!" rief Stock grimmig.

„Das ist ein wunderlich Gebet für einen angehenden Pastoren," erwiederte Jener.

„Sei Er nur ruhig, lieber Mann!" versetzte der Kandidat, indem er sich zusammenzunehmen suchte. „Ist's diese Pfarre nicht, so ist es eine andere. Seine Tochter kriegt doch noch einen Pastor." —

„Aber der Pastor kriegt nicht meine Tochter." —

„Mann, hab' ich nicht Euer Wort?"

„Für eine Pfarre im Lande; anders nicht."

„So hole Euch der Teufel dazu! Sie mag laufen! Ich gebe keinen Pfifferling um das alberne Ding!" Er nahm seinen Mantelsack unter den Arm und wollte hinausgehen, aber der Alte vertrat ihm die Thür.

„Noch ein paar Worte, Herr Kandidat, um unsrer vergangenen Freundschaft willen!“ sagte er.

„Nun? was soll's noch?“ —

„Er hat mir so schöne Sachen von Seinem orthodoxen Glauben vorerzählt. Thue Er mir die Liebe, und denke Er künftig eher an unsern Herrn Christum, als an den Teufel, und lerne Er was das heißt: Gott widerstehet dem Hoffärtigen, aber dem Demüthigen gibt er Gnade.“

„Alter Narr!“ rief der Kandidat und drängte sich an ihm vorbei durch die Thür. Er ging in den Stall und machte sein Pferd zurecht. Niemand kümmerte sich um ihn. Wenige Minuten, so ritt er zur Stadt hinaus, um sie nie wiederzusehen.—

Noch wußten die Hausgenossen nichts von dieser Trennung und über Tisch schwieg der Vater davon. Er war heiter und gesprächig, aber vergebens suchte Karoline in seinen Augen zu lesen, warum der Kandidat zu Mittag nicht geblieben sei. Erst nach dem Essen, als Gesellen und Mägde wieder an die Arbeit gegangen waren und auch Ernestine die Stube verlassen hatte, sagte der Vater wie im Vorbeigehn zu Karoline: „Na, Pastorin wirst Du diesmal nicht; der Kandidat kommt uns nicht wieder in's Haus.“

„Ist's wahr? Ist es vorbei?“ sagte sie mit einer Lebhaftigkeit, wie man sie wochenlang an ihr nicht kannte, und hell erröthend vor Glück.

„Alles vorbei,“ schloß der Vater, indem er zur Thür hinausging. Er wußte, sie würde ihm, wenn er bliebe, vor Freuden um den Hals fallen, und er war gar kein Freund von Zärtlichkeitsbeweisen seiner Kinder. Sie kannte ihn hierin, sonst wäre sie ihm doch nachgestürzt.

Aber, Du glückseliges, gerettetes Kind, wohin solltest Du mit Deiner Freude, mit Deinem überquellenden Entzücken? „O Du lieber Herr im Himmel!“ flüsterte sie auf's Innigste, die gefaltenen Hände auf ihre Brust pressend, „Wie soll ich's Dir danken, daß Du mich vor dem schrecklichen Schicksale gerettet hast; daß Du dem Vater das Herz gewendet hast; daß

Du mich frei gemacht hast von dem entsetzlichen, gottlosen, häßlichen Menschen! Hast Du es nicht gethan, Du lieber Herr? Wer hätte es denn sonst gethan? Kann ich Dir denn etwas Anderes thun oder sagen, als daß ich: Danke, danke, danke rufe? O Du lieber, lieber Herr!" — Die Schwester kam herein. Sie fiel ihr um den Hals und erzählte ihr Glück. Das gute Kind, das an ihren Thränen redlich theilgenommen hatte, theilte nun auch ihre Freude und war glücklich mit ihr. Beide lachten sich an, während ihnen die Thränen über die Wangen liefen.

Es war Sonnabend, und am Nachmittage unerläßliche Pflicht, das ganze Haus zu reinigen, Zimmer, Küche, Hausflur und alle Geräthe. Aber wie stob es ihnen von der Hand! Merkte man es wohl, daß eine der beiden Hausmägde seit Mittag zum Besuch bei ihren Eltern auf dem Lande abwesend war? Springend, ja fliegend wurde Alles schneller und besser gethan, als sonst in längerer Zeit.

Seit Scharnhorst im Hause wohnte, hatte es sich Karoline zum schmerzlich-lieben Geschäft erwählt, in seiner Abwesenheit sein Stübchen zu reinigen und zu ordnen, wobei ihr Niemand helfen durfte. Wie manche heimliche Thräne hatte sie dabei fallen lassen! Heute — mit welcher Seligkeit wirthschaftete sie droben allein! Sie konnte kein Ende finden, Alles immer wieder von Neuem zurecht zu stellen, zu besehen, abzuwischen. Alles lächelte, Alles blitzte sie an mit Hoffnungen, deren Inhalt sie nicht wissen wollte, deren Glück ihr das Herz erzittern machte. Plötzlich hörte sie einen schweren Schritt die enge steile Treppe heraufkommen. Es schoß ihr durch die Brust. Sollte es Gerhard sein? Sie stand athemlos, bis die Thür aufging. Aber es war nur ein Soldat, der ein Schreiben des Majors an Scharnhorst bringen wollte. Sie nahm es ihm ab und versprach es zu besorgen, und da der Mensch sagte, daß es wichtig und eilig sei, so versicherte sie, sie wolle es pünktlich abgeben, sie wolle es ihm eigenhändig überliefern. Der alte Soldat lächelte über den Eifer des schönen Mädchens und ging. Endlich konnte Karoline nicht länger oben verweilen: Alles war in Ordnung

und spiegelrein, es war wirklich nichts mehr zu thun. So ging sie hinunter. Der Vater, der ein Geschäft in der Stadt abthun mußte, hatte früh Feierabend gemacht und ging davon, nachdem er im Stillen sich über die Veränderung in Karolinens Wesen recht väterlich gefreut und ihr mehr als einmal schweigend zugelächelt. Die Gesellen verließen das Haus. Ernestine sprang zu einer Freundin in der Nachbarschaft, und das Dienstmädchen machte sich eine Gelegenheit, um ebenfalls eine Stunde aus dem Hause zu entwischen, so daß Karoline am Ende, da es dunkel geworden, ganz allein daheim war. —

Doch wir müssen Scharnhorsts gedenken.

Tage und Wochen waren ihm hingegangen, ohne daß der finster schwärmerische Zustand, ohne daß, wenn wir so sagen dürfen, die psychische Krankheit, welche durch die erste Lesung des Götheschen Buches bei ihm zum Ausbruch gekommen war, sich erheblich geändert hätte. Jemehr der weiche, aufgelöste Zustand seines Gemüths seiner ursprünglich frischen und kräftigen Natur widersprach, um so mehr suchte er ihm, ohne sich dessen bewußt zu sein, durch äußere Schroffheit und Strenge gegen sich selbst das Gleichgewicht zu halten; Eigenschaften, zu denen er überhaupt neigte; und die große Einsamkeit, in welcher er diese Zeit hindurch gelebt, machte ihn noch düsterer und verschlossener. Windt hatte ihn mehrmals vergeblich aufgesucht, und als er ihn vor einigen Tagen zu Hause getroffen, hatte Scharnhorst sich gegen ihn so entfremdet gefühlt, daß es ihm selber schmerzlich war. Er hatte ihm daher, um nur wieder einen Berührungspunkt zu erhalten, den Werther mitgegeben. Windt hatte versprochen, das Buch bis Sonnabend durchzulesen, und auf diesen Nachmittag war ein gemeinschaftlicher Spaziergang verabredet worden.

Nach mehreren trüben Nebeltagen war es heute überaus lieblich und hell, wie es in den letzten Octobertagen nur sein konnte. Die beiden jungen Soldaten gingen durch die besonnten abgeernteten Felder, auf denen die Landleute bereits die Wintersaat bestellten. Windt war in der besten Laune, suchte Scharnhorst auf die muntre Geschäftigkeit der Leute, auf die

bunten Lichterspiele an den vergilbenden Waldhöhen, auf das köstliche Himmelblau aufmerksam zu machen, und bemühte sich auf alle Weise ihn zu zerstreuen, fröhlich, knabenhaft und gesellig.

Gerhard ging finster und stumm nebenher. Er begriff nicht, wie der jüngere Freund nach Durchlesung des erschütternden Buches so leichten Herzens bleiben können, und eine Art Unmuth darüber machte ihn noch verschlossener und abstoßender, als er seinem Gefühle nach hätte sein sollen. Endlich blieb er stehen. „Abraham, sagte er, hast Du das Buch gar nicht gelesen?"

„Von Anfang bis zu Ende," antwortete Windt.

„Und das kannst Du so lustig sagen?" —

„Nun, sagte Windt, wer weiß, ob die Geschichte wahr ist? Wenn sie es aber auch wäre, ich bitte Dich, Gerhard, wie kann man sich um einer Liebschaft willen todtschießen? Wäre der Werther ein Artillerist gewesen und hätte Courage gehabt, so wäre er in irgend einen rechtschaffenen Krieg gegangen, und auf Parole, als ein braver Kerl hätte er über Arbeiten und Strapatzen die ganze liebe Lotte vergessen."

Scharnhorst wußte nicht, ob er lachen oder zürnen solle.

„Und dazu," fuhr Abraham ernster fort, „hatte der Mensch einen Freund und eine Mutter, und war am Ende doch auch ein Christ, oder auch keiner, wie Du willst. Denn sonst hätte er doch gewußt, wo Hülfe zu finden wäre gegen seine Raserei. Mir fiel dabei ein, und es war mir recht nachdenklich, daß im ganzen neuen Testamente Judas der einzige Selbstmörder ist. Man muß doch recht verhärtet sein gegen unsern Gott und Herrn, um so weit zu kommen, und man braucht gerade kein Kopfhänger oder Betbruder zu sein, um zu denken: wenn der Werther vorher mit aufrichtigem Glauben hätte zur Beichte und zum Abendmahl gehen sollen, er hätte sich wahrhaftig nicht so versündigt. Aber so hat er freilich hingelebt, man sieht's aus den Briefen, als wenn Propheten und Apostel gar nicht in der Welt gewesen wären und als wenn gar kein Helfer im Himmel und auf Erden sei. Ich will ihn darum nicht verdammen. Der

arme Mensch hat's wohl nicht besser gewußt. Aber weil ich die letzten paar Seiten zuerst gelesen hatte, und mir da gleich einfiel, daß ein Selbstmord für einen Christen doch Sünde sei, so paßte ich in dem ganzen Buche auf, ob er denn nicht an dergleichen einmal so recht vor Gottes Angesicht dachte. Aber keinmal kommt es bei ihm zum Ernst."

„Das sind wunderliche Argumente gegen ein solches Buch," sagte Gerhard. „Wie kann man bei dem armen Werther nur an Judas denken! Ein rechter Pietisteneinfall! Du hast das ganze Buch nicht verstanden."

Er schwieg, während Windt, der die Sache so eben erst mit einer alten frommen Tante besprochen hatte, noch gar mancherlei in Ernst und Scherz von der angedeuteten Seite aus vorbrachte. Freilich hatten die beiden jungen Leute noch keine Ahnung von der bewunderungswürdigen Kunst der Darstellung und Behandlung, welche den Werther auszeichnet, und keinen Begriff davon, daß der Charakter der Hauptperson gerade mit den ihm eignen Vorzügen und Fehlern, Liebenswürdigkeiten und Schwächen ausgestattet sein müsse, um das ganze Kunstwerk möglich zu machen. Obgleich Scharnhorst aber meinte, sein junger Kamerad lege auf die beschränkteste Weise einen ganz falschen Maßstab an das Buch, so gab ihm dieß Gespräch doch wenigstens die ganz bestimmte Empfindung, als löse sich Werthers innere Welt, die er so lange mit seiner eignen verwechselt hatte, als ein Anderes von ihm ab, als sei sie doch etwas für sich, als schiebe sich zwischen sie und ihn eine sittliche Macht, deren Rechte er nicht zu leugnen gesonnen sein konnte.

Und er empfand dieß nicht ohne ein gewisses inneres Behagen. Denn auch seine körperliche Verstimmung war allmählich den stärkenden Einflüssen der freien Natur, denen er sich täglich ausgesetzt hatte, gewichen. Mit dem Vorgefühl eines Genesenden trennte er sich nach dem Spaziergange in der Nähe der Stadt von seinem Kameraden, und kehrte dann mit einbrechender Nacht in sein Quartier zurück. Er ging durch das stille Haus auf sein Zimmerchen, zündete Licht an, und wollte so eben seine

täglichen Aufzeichnungen, und zwar in einem ganz andern Tone, fortsetzen, als die Thür aufging.

Karoline trat herein. Beim Himmel, sie war es selbst, — blühend, lieblich, lächelnd, unbefangen und doch schüchtern. Sie hatte das Schreiben in der Hand. „Karoline!" rief er, indem er aufsprang und zu ihr eilte.

Aber ehe sie ihren Auftrag ausrichtete, mußte sie ihm das Wichtigste sagen. „Der häßliche Mensch ist weg und kommt nicht wieder," flüsterte sie aufathmend; „ich brauche ihn nicht zu nehmen. Der Vater hat ihn fortgeschickt. Alles ist wieder gut."

„O Du liebes Engelskind!" rief er, indem er sie trunken anblickte. Aber dann fielen sie einander in die Arme, drückten Brust an Brust, Mund an Mund, und hielten sich umschlossen als wär's für Ewigkeit.

„Du liebes Mädchen!" —

„Mein Gerhard!" —

„Was hab' ich um Dich gelitten!" —

„Wie viel hab' ich um Dich geweint!" —

„Und nun bin ich glücklich, o wie selig für immer!" —

„Mein Gerhard!" —

— Ihr unschuldigen glücklichen Menschen! Wozu die fliegenden Laute eures trunkenen Liebesgeplauders auffangen? Können wir ihnen die süßen, herzlichen Töne einhauchen, mit denen sie erklangen? die blühenden, verklärten Angesichter, die seligen, schwimmenden Blicke dabei malen, die sie begleiteten? die schwebende, zitternde, beglückende Empfindung aussprechen, die euch berauschte? — Brauchtet ihr euch eure Liebe zu gestehen? und doch thatet ihr's! Brauchtet ihr euch Treue zu versprechen? und doch hörtet ihr's mit Entzücken Einer vom Andern. Aber sollte die rücksichtslose Welt euer Glück zerreißen? Dagegen gelobtet ihr euch ja Geheimniß eurer Liebe. Was ging euch die Zukunft an? —

Endlich riß Karoline sich los. Sie hörte die Hausthüre knarren. Sie hörte den Tritt des Dienstmädchens, das in die Wohnstube ging. „Ich muß hinunter!" flüsterte sie, und noch

einmal umarmten sie sich. Dann wand sie sich aus seinen Armen und ging leise hinab.

Scharnhorst, wie aus einem glücklichen Traume nur halb, nur so erwachend, daß ihm das Bewußtsein blieb, er sei noch darin, der Traum könne sich noch fortsetzen, schaute der verschwindenden Gestalt selig nach. Es dauerte eine Zeit, ehe er sich auf sein Glück besann. Als ihm dann das Schreiben in die Augen fiel, das unbeachtet auf die Erde gefallen war, als er es aufnahm und öffnete, konnte es sein Glück für den Augenblick stören oder mehren?

Der Major machte ihm bekannt, daß der Graf ihn zum Conducteur (der nächsten Stufe zum Offizier) ernannt habe, und daß er am Montage nach dem Wilhelmstein zurückkehren solle, um den Unterricht der untersten Klasse der Militärschule mit zu übernehmen.

Lag zwischen heute und übermorgen nicht noch ein ganzer Sonntag voll Leben und Wonne? Und es war ja kein Traum. Die vergangenen düstern Wochen mit ihren Selbstpeinigungen waren ja vorüber. Er wachte in seinem Glück.

Und der ganze folgende Tag war ja eine Kette von Suchen und Finden und süßen unbelauschten Seligkeiten.

Und als er mit Thränen Abschied nahm, leuchtete nicht ein baldiges, baldiges Wiedersehen glänzend den Liebenden entgegen?

Die Zeit in ihrem Strom lief fort. Herder hatte den Ruf nach Weimar angenommen, aber ehe er schied, sollte er noch eine schmerzliche Pflicht erfüllen. Die edle Gräfin war am 16. Juni des folgenden Jahres, an ihrem Geburtstage hinaufgeboren worden in das so oft von ihr ersehnte Jenseits. Am 7. September hielt Herder bei ihrer Beisetzung das Gebet, und wenige Tage darauf verließ er Bückeburg.

Ein Jahr später, im Sommer 1777, meldete er sich von Pyrmont aus, wohin er zur Badecur gegangen, bei dem Grafen zum Besuch. Der Graf sandte ihm seine Equipage und Herder

fuhr zu ihm, doch nicht nach Bückeburg. Zum „Baum", einem in der Nähe einer Försterei, mitten in dem großen Schaumburger Walde belegenen, zwar kleinen, aber im vornehmsten Style erbauten, einsamen Landhause, verweilte der Graf. In einiger Entfernung von dort, mitten im ernsten Walde, stand das Grabmal der Gräfin. Wie manche heitre und anmuthige Stunde hatte Herder in dem einsamen Schlößchen vordem mit den gräflichen Herrschaften verlebt. Die Geister vergangener Tage umschwebten ihn, als er an der gedoppelt aufsteigenden Freitreppe vorfuhr. Aber Alles war öde und stille. Nur ein einzelner alter Diener kam ihm von oben herab entgegen und meldete ihm leise, daß der Graf nach dem „Ruhegarten" gegangen sei. So wurde der eingefriedigte Raum um das Grabmal der Gräfin genannt. Herder kannte den Weg. Er ordnete ein wenig seine Kleidung und begab sich dahin.

Nach einem etwa viertelstündigem Gange erreichte er den Ruhegarten. Die Thüre stand offen. Ueber ihr war eine Tafel angebracht, auf welcher Herder die Worte las:

> „Ewig ist die Fortschreitung, der Vollkommenheit sich zu nähern, obgleich die Spur der Bahn am Grabe vor dem Auge verschwindet."

Er trat ein. Ein schmaler Weg führte durch dunkle ernsthafte Tannenpflanzungen in Windungen zu einem geöffneten Platz in der Mitte. Hier stand eine kleine vierseitige, rings in Stufen aufsteigende Pyramide, auf deren Spitze eine Himmelskugel ruhte. Ueber dem vergitterten Eingange erblickte er eine Metalltafel, auf der sich zwei ineinandergeschlungene Hände zeigten. Die eine griff aus den Wolken herab und zog die andere zu sich herauf. Darunter standen die Worte:

> „Heilige Hoffnung! Ausfluß göttlicher Kraft! Quelle des beglückenden Gedanken: daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unsres Wesens verknüpfen, aller Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerstörbar bestehen."

Herder las die Inschrift und gedachte mit tiefer Rührung des edlen weiblichen Wesens, das in dieser Pyramide schlummerte, als hinter derselben der Graf hervortrat. Betroffen sah ihn Herder an. Es war noch immer die hohe überragende Gestalt mit den Spuren ehemaliger Riesenkraft, aber überaus abgezehrt, melancholisch und bleich. Tiefe Schwermuth lag auf den einst so majestätischen Augen, und während er heranschritt, hielt er sich mit der linken Hand die Seite und stützte sich mit der Rechten auf einen Stock. Stumm und bewegt reichte er Herdern die magere kalte Hand und führte den tief Erschütterten zu einem nahen Ruhesitze, der gegen das Grabmal gekehrt, in den Tannen angebracht war. Dort setzte er sich und lud Herdern mit einer Handbewegung ebenfalls zum Sitzen ein.

„Es ist freundlich gedacht von dem Herrn Generalsuperintendenten" begann der Graf endlich, „uns Beide zusammen noch einmal zu besuchen, wiewohl nur Ein Theil diese Freundlichkeit noch erkennen kann."

„Aber der erkenntnißfähige Theil Beider," versetzte Herder. „Ach wie würde ich mich gefreut haben, Ew. Durchlaucht getrösteter, heitrer und wohler wiederzufinden!"

Der Graf erwiederte: „Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch erst dasjenige vollständig zu schätzen weiß, was er verloren hat. Wer kümmert sich besonders um seine Gesundheit, so lange kein Leiden ihn erinnert, wie unschätzbar dieselbe ist? So habe auch ich erst durch meinen unaussprechlichen Verlust vollständig den hohen Werth der vortrefflichen Person kennen gelernt, den ich jetzt aus Erkenntniß seiner Größe und aus Empfindung des Herzens beweine. Was mich tröstet, soferne Trost für mich sein kann, spricht jene Gedenktafel aus. Ich bete die unendliche Allmacht und Güte an, welche ein so edles und kostbares Wesen in's Dasein gerufen, und danke ihr, daß sie mir dasselbe zehn Jahre und darüber geschenkt hat. Darin liegt alle Heiterkeit, die für mich noch sein kann. Hoffnung allein ist meine Erquickung, aber Hoffnung einer künftigen Vereinigung, keine Hoffnung in dieser Welt mehr. Was mein Befinden an=

belangt, worauf der Herr Generalsuperintendent hindeutet, so habe ich im letzten Winter einen bösen Sturz mit dem Pferde gethan, der mir die vorhin gebrauchte Allegorie von der gestörten Gesundheit nahe gelegt hat. Meine Kräfte sind dahin. Es stehet wohl schon ganz so, wie die beiden Hände dort bezeichnen. Die Eine zieht hinauf, die Andre wird allmählich nachgezogen."

Er schwieg und blickte nach der Pyramide. Herder ward durch diese Mittheilungen, die so ganz gegen des Grafen frühere Art waren, auf das Innigste erschüttert und bewegt und die Thränen quollen ihm aus den Augen. „O nicht so, nicht so!" sagte er. „Muß ich denn Ew. Durchlaucht sagen, was ich der verklärten Seligen so oft gesagt, daß die ewige Liebe diesseits unsern Geist, unser Herz, unsre That sehen will, auf dem Spielplatze ihrer himmlischen Weisheit? Fest in der gottgetränkten Erde muß der Halm einwurzeln, wenn er dem Himmel entgegen seine Frucht tragen will. Ach, diese verzehrende Sehnsucht nach Oben macht Halm und Aehre verdorren. Fordert nicht noch das ganze Land, fordern nicht noch viele schöne und nützliche Anstalten Ew. Durchlaucht einsichtige liebevolle und segenbringende Gegenwart und Thätigkeit?"

„Der Herr Generalsuperintendent ist noch jung," sagte der Graf, „seine großen Talente verschaffen ihm die schönsten Erfolge und berechtigen ihn und die Welt, noch größere zu erwarten. Dazu hat derselbe einen Platz gefunden, der ganz seinen ausgezeichneten Gaben und seinen Wünschen entspricht. Derselbe kann der Welt noch viel sein, und darum ist ihm auch die Welt noch viel."

„Ist denn das Alles nicht bei Ew. Durchlaucht, wenn auch in anderer Weise, noch viel mehr der Fall?" sagte Herder.

„Nein," erwiederte der Graf kalt und schneidend. „Der Plan zu dem Gebäude meines Lebens war zu hoch und zu breit, wenn man will, zu groß entworfen. Mir fehlten vielleicht die Kräfte nicht, ihn auszuführen, aber Bauplatz, Werkstücke und Gehülfen, wie ich sie brauchte. Das Beste, was ich

hätte bewirken und herstellen können, ist nicht geschehen, und was geschehen ist, wird mit mir dahingehen und keine Folge haben. Darum ist mir auch dieser Schauplatz der Welt nichts mehr, seitdem sie dahin ist, die ihn mir, wie ich jetzt erkenne, allein noch werth machte. Sie war mir wie meine Jugend, und seitdem sie mir entzogen worden, erblicke ich dieß Dasein mit dem müden Auge des Alters. Der Herr Generalsuperintendent glaube nicht, daß ich über alles dieß klage oder unzufrieden sei. Ein männlicher Geist muß der Wahrheit mit Fassung in's Angesicht sehen, um so mehr, je weniger sie seinen Wünschen und Neigungen schmeichelt. Wer nicht entsagen kann, hat nie wahrhaft besessen; wer nicht aufgeben kann, hat nie wahrhaft gestrebt. Devouement gegen die höchste Weisheit und Liebe bleibt die letzte Pflicht des Menschen. The rest is silence."

Herder versuchte es nochmals, die Gedanken und die Theilnahme seines ehemaligen Herrn auf die Gegenstände seiner früheren Thätigkeit und Sorge zurückzulenken, ältere Lieblingspläne in ihm wieder zu beleben und ihn auf das viele Gute und Nützliche aufmerksam zu machen, das er noch wirken könne. Der Graf hörte ihn still an, lehnte jedoch alles weitere Gespräch über sich selbst und das was ihn anging ab, indem er die Unterhaltung wieder auf die Tugenden seiner verstorbenen Gemahlin brachte. Herder war durch die Art, wie der Graf sich über sie äußerte, innig gerührt. Er hätte nie geglaubt, daß der gewaltige, heroische Mann von ehemals solcher tiefen, reinen und zarten Liebe fähig sei, an deren Wunde er nun gleichsam hinstarb.

Nachdem sie noch lange von der Entschlummerten und ihrem Lieben, Leiden und Wirken gesprochen, erhob sich der Graf, grüßte mit dem Hute nach dem Grabmal und lud Herdern ein, ihm nach dem Hause zu folgen. Er ging hoch und aufrecht, doch mit Anstrengung. Seine Schmerzen verbarg er, und als er um ihretwillen einigemal stehn bleiben mußte, nahm er den Schein an, als geschehe dieß nur des gesammelteren Gesprächs wegen. Als sie den Ruhegarten verließen, zeigte sich ein Die-

ner, der sie aus der Ferne begleitete. Langsam kehrten sie zu dem Schlößchen zurück.

Herders Aufenthalt daselbst konnte nur kurz sein. Der Graf erkundigte sich nach den Weimarischen Herrschaften, nach Herders eigenen Verhältnissen, Arbeiten und Plänen und bemühte sich, Antheil daran zu nehmen, nicht blos zu zeigen. Herders reicher Geist in voller Jugendkraft entfaltete sich vor ihm und riß auch den seinigen mehrmals in dem alten Schwunge dahin. Ohne es einander zu gestehen, beklagten beide Männer innerlich, daß sie doch einander nicht gewesen seien, was sie sich gegenseitig hätten sein können. Jeder fühlte sich gegen den Andern, als habe er ihm Unrecht, Mißkennung, Versäumniß abzubitten, und dann trat sühnend und vereinigend wieder die Erinnerung an das edle, fromme, demüthige Engelsbild der Gräfin zwischen sie. So verband Zuneigung, Wohlwollen und herzliche Anerkennung sie nun erst, da alle anderen Bande unter ihnen gelöst waren.

Als Herder sich beabschiedete, bat er um die Erlaubniß nächstes Jahr, wenn er etwa wieder nach Pyrmont komme, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

„Wenn der Herr Generalsuperintendent dann einen Segen über mich sprechen will," sagte der Graf mit ernster Ruhe, „so wird er mich neben meiner theuern Verklärten in der Pyramide antreffen können."

„Das wolle Gott nicht!" rief Herder.

„Das wolle Gott!" erwiederte der Graf. So schieden sie.

Am zehnten September desselben Jahres starb er. — —

Und die Zeit in ihrem Strom lief fort. Alle süße Freuden, alle süße Schmerzen einer unschuldigen glücklichen Jugendliebe in Scheiden und Meiden, Wiedersehen und Wiederfinden hatten Gerhard und Karoline in Treue und Hoffnung durchgelebt und durchgenossen, als Scharnhorst nach seines glühend verehrten Herrn und Lehrers Tode aus dem Lande ging und in Hannover Dienste nahm. Mit heißen Thränen und Treueschwüren war er von Karolinen geschieden. Auf verabredetem Umwege

empfing sie Brief um Brief von ihm. Alle seine Gefühle, Gedanken, Pläne und Aussichten entfalteten sich vor ihr. Aber Karoline selbst ward immer nachdenklicher und stiller. Man sah sie oft weinen. Ihre Antworten an Gerhard wurden immer kürzer und seltener. Schon beklagte er sich auf das Schmerzlichste darüber. Da erhielt er folgenden Brief von ihr:

„Mein liebster Gerhard! Du bist und bleibst mein einzig liebes Herz, mein Bestes und Schönstes auf der ganzen Welt und ich bleibe Dir ganz gewiß treu bis an den Tod, so wahr mir Gott helfe. Und das mußt Du erst ganz sicher glauben und wissen. Was aber Deine und meine Zukunft angeht, so muß ich mit dem heraus, was mir schon Wochen und Monate her mein Herz entzweigedrückt hat. Aber ich habe es nun überwunden und es steht ganz fest und Du kannst meinen Sinn darinne nicht mehr ändern, nicht mit Briefen und auch nicht wenn Du selbst kämest. Sieh, mein einzig lieber Gerhard, Du bist nun Offizier geworden und ein vornehmer Mann und gehst in vornehme Gesellschaften und wirst ganz gewiß noch Major oder General, das weiß ich wohl, und da geht es nicht an, daß Du so eine arme einfältige Frau hättest von niedrigem Stande, wie ich bin, die nicht einmal ordentlich schreiben kann, und von dem vornehmen Leben und Sachen gar nichts versteht, würde Dir nur allerwärts im Wege sein und Dein Fortkommen hindern, und die vornehmen Leute würden über Dich und mich spotten. Ich sehe ja auch wohl aus Deinen schönen und gelehrten Briefen, was ich für ein armes unwissendes Mädchen bin, weil ich das Meiste darin gar nicht einmal verstehe, als bloß wenn Du von Deinem Herzen und von unserer Liebe und meinen kleinen Sachen schreibst. Darum sieh, mein einzig liebes Herz, Du mußt eine andere bessere Frau nehmen, die zu Deinem vornehmen Stande paßt, und das sollst Du auch, und darum gebe ich Dir Dein Treueversprechen zurück. Du kannst wohl denken, daß es mir recht schwer geworden ist, das hinzuschreiben, ich habe mir auch vielmals die Augen dabei auswischen müssen, aber es ist mir doch noch viel schwerer geworden, zu der Einsicht zu kommen, daß

es so sein müßte und daß ich es Dir zu wissen thun müßte. Nun habe ich es aber gesagt und bleibe auch dabei. Versuche nur in Deinem guten Herzen nicht, mich anderes Sinnes zu machen, das wird gar nichts helfen, denn ich weiß was für Dich gut ist und thue es, weil ich nichts auf der Welt lieber habe als Dich. Mein Treueversprechen brauchst Du mir nicht wiederzugeben, das ist eine ganz andere Sache. Ich glaube auch, es ist besser, daß ich gar keine Briefe von Dir mehr annehme und lese, wenn das auch meine einzige Freude wäre. Darum schreib nur nicht mehr, oder ich schicke sie Dir wieder zurück, daß Du Dich ganz von mir losmachst, was Dir auch wohl recht schwer werden wird, mein armer, lieber Gerhard. Aber es muß so sein, und ganz vergißt Du mich gewiß auch niemals. Nun, ich kann nicht mehr, und will Dir nur noch tausend tausend Mal danken für alle Deine herzige Liebe und Treue und Güte und Nachsicht. Gott segne Dich und behüte Dich, mein einzig lieber Herzens Gerhard! Das ist das Letzte was ich an Dich schreibe, und verbleibe in alle Ewigkeit Deine treue Karoline.

„Ich mache den Brief noch einmal auf, um noch zu schreiben, daß ich dem Vater jetzt auch Alles gesagt habe, und zuletzt war er auch mit mir zufrieden und sagte, daß ich Recht thäte. Kein Mensch soll sonst was davon erfahren. Nochmal, mein liebes, liebes Herz, tausend Lebewohl!“ —

War es anders zu erwarten, als daß dieser Brief gerade die entgegengesetzte Wirkung hatte, als die durch ihn beabsichtigt war? daß er Scharnhorst erst recht zeigte, wie sehr Karoline seiner würdig sei? Er war außer sich, er schrieb, er beschwor seine Geliebte, ihren Vorsatz fahren zu lassen; aber unerbrochen kamen seine Briefe zurück. Er ging selbst nach Bückeburg; aber Karoline war verreist und der alte Färber bestand mit rauher Höflichkeit darauf, daß es bei ihrer Entscheidung verbleibe. Unverrichteter Sachen mußte der junge Offizier wieder abreisen. Ein zweiter Versuch lief eben so vergeblich ab. Karoline blieb fest. —

Wir brauchen nicht zu berichten, wie Scharnhorst später in

Karolinens Sinne sich anderweit vermählte; nicht wie er allmählich als Offizier, Lehrer, Schriftsteller, als General, Heeresschöpfer, Mitbefreier seines Vaterlandes glänzte und groß und berühmt aus dem Leben schied.

Nur noch Einen Blick in des Färbers Haus! Karolinens Vater ist in hohem Alter, bejahrt sind auch ihre Brüder längst gestorben. Deren Nachkommen haben auf dem zugeschütteten Stadtgraben sich ein neues geräumiges Haus gebaut. In dem alten Hause wandelt nur noch eine sanfte, freundliche, greise Frauengestalt in der Kleidung vergessener Jahre. Wohlthätig, still und mild, blickt sie aus dem Fenster nach dem Brunnen, der längst in eine Pumpe verwandelt ist, ruft die vorbeihüpfenden Kinder an, um ihnen Aepfel und Birnen zu schenken, und gedenkt alter Zeiten, gedenkt der glücklichen zwei Jahre, da sie des deutschen Helden Scharnhorst Geliebte war. Sie hat es ihm nie verdacht, daß er sich später nach seinem Stande verheirathet. Sie hat seinem steigenden Ruhme mit Herzensfreude gelauscht, und mischte sich je eine Thräne darein, so war es nur darüber, daß sie ein so geringes ungebildetes Bürgermädchen gewesen, zu unbedeutend für den herrlichen großen Mann. Seinen Tod hat sie bitter beweint. Sie erfreut sich in ihrer Einsamkeit der Andenken, die sie von ihm aufbewahrt, und reinigt und schmückt von Zeit zu Zeit das Stübchen, wo sie zuerst an seinem Herzen lag. —

Aber die Zeit läuft fort in ihrem Strom. Auch das ist nun schon lange vorbei. Das leere Haus mußte dem neuen stattlichen Gebäude eines folgenden Geschlechtes weichen, nachdem man seine letzte Bewohnerin längst hinausgetragen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Schulmeister

und

der Herr Lehrer.

Eine Erzählung

von

Viktor von Strauß.

Heidelberg 1854.
Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Der Schulmeister und der Herr Lehrer.

Eine Fußwanderung durch die nördlichen Ebenen unsres deutschen Vaterlandes brachte mich aus den Haideflächen und Föhrenwäldern, deren ich allmählich herzlich müde geworden, den gebirgigen Gegenden wieder näher, und mit Freude ruhten meine Augen auf dem blaßblauen wellenförmigen Streifen, der im fernen Süden auftauchend, seine Anziehungskraft immer stärker auf mich übte. Auch in meiner unmittelbaren Nähe ging das Moor- und Haideland allmählich in einen fruchtbareren Sandboden über, regelmäßig gepflügte, mit mancherlei Fruchtarten bewachsene Äcker erschienen, hier und dort eingehegt, bald trat meinen Blicken ein freundliches Dorf entgegen, dessen dunkelbraune Strohdächer zerstreut aus einer Fülle von Obstbäumen hervorschauten. Der Anblick war mir willkommen, denn nach einer mehrstündigen Wanderung verlangte mich nach Erquickung und Ruhe. Ich fragte daher einen freundlichen Bauern, den ich auf der Straße einholte, ob ein Wirthshaus im Dorfe sei. Er verneinte es, nannte dabei aber den Namen des Dorfes, und eine Erinnerung tauchte in mir auf. In diesem Orte mußte ein Schullehrer wohnen, dessen Neffe Prediger in meiner Heimath und mein sehr werther Freund war, der mich durch seine Erzählungen schon mehrmals die Bekanntschaft seines Oheims

hatte wünschen lassen und der mir sogar einen Gruß an denselben aufgetragen, wenn meine ziemlich planlose Reise mich etwa zu ihm führen sollte. Ich fragte den Bauern, ob ihr Schullehrer den Namen trage, dessen ich mich sogleich entsann.

Freilich heißt unser Schulmeister so, sagte mein Begleiter mit dem Ausdruck eines Menschen, der auf einen Lieblingsgegenstand seines Gesprächs gebracht wird; und wenn Gott will, so soll er mein Lebelang so heißen. Ich meine zuerst, daß ich ihm ein recht langes Leben wünsche, und dann hoffen wir, daß einmal sein Sohn seine Stelle erhält, so wie auch sein Vater sie gehabt hat. Vor mehren Jahren wollten sie unsern Schulmeister zum Küster im Kirchdorfe, eine Stunde von hier, machen, und beinahe wäre er uns davon gegangen. Denn sein Sohn, der in der Stadt auf der Schule war, kostete ihn viel, und die Küsterstelle ist weit besser, als seine hiesige. Aber seht, das konnten wir uns nicht gefallen lassen, und darum kamen wir Bauern überein, zusammenzulegen und ihm soviel aus unsern Mitteln zu geben, daß er bleiben konnte.

Aber hätte denn, fragt' ich, ein andrer Lehrer seine Stelle nicht eben so gut versehen können?

Ja seht, das versteht Ihr nicht, erwiederte der Bauer. Der ist nicht wie andre Schulmeister, die bald die Nase so hoch tragen, als wenn sie zu einem Bauern gar nicht herunter sehen könnten, bald sich so niederträchtig mit ihnen machen, als wären sie selbst nichts anderes. Er meint auch nicht, daß er Alles gethan hätte, wenn er die Kinder in der Schule geprügelt und ihnen allerlei in den Kopf getrichtert. Er kennt jedes Einzelne, und weiß Jedes in seiner Weise zu behandeln, wie ich mein Land. Die es am meisten nöthig haben, die nimmt er sogar einzeln vor, und ich weiß wohl noch, wie er sich mit mir zerplagt hat, da ich noch in die Schule ging, denn ich war ein ganz gottloser Junge. Er hat mich aber doch am Ende herumgekriegt. Das vergesse ich mein' Tage nicht.

Ich fragte um das Nähere, und mein Begleiter war nicht zurückhaltend. Nun, sagte er, ich brauche mich nicht zu schämen.

Es ist fünfundzwanzig Jahre her und ich war ein Junge — soll ich die Wahrheit sagen, nicht bloß wild und schulflüchtig, sondern eigentlich arg und boshaft, und habe da manche Streiche geübt, davon ich nicht möchte, daß ich sie verantworten sollte. Ich hatte von meinen Eltern und auch vom Schulmeister Schläge genug gekriegt, aber der böse Sinn wollte nicht heraus. Zureden und Ermahnungen gar flossen ab wie der Regen vom Steine. An einem Herbsttage in der Saatzeit hatte ich gesehen, daß der Schulmeister einen Topf mit frischen Honigwaben zum Geschenk erhalten und auf seinen Boden gestellt hatte. Er hatte mich just den Tag geprügelt, und ich wußte, daß er eine große Freude an dem Honig hatte. Die wollt' ich ihm verderben und zugleich mir selbst einen guten Tag machen. Darum stieg ich am späten Abend in der Dunkelheit mit nackten Füßen durch eine schlecht verwahrte Luke auf den Boden, nahm ein paar Scheiben Honig für mich heraus und zerquetschte die andern in einem Haufen Scheve (Flachsabfall). Wie ich mich nun aber auf ein Bund Stroh gesetzt hatte und ruhig meinen Honig aß, hört' ich auf einmal den Schulmeister dicht unter mir in seiner Schlafkammer laut sprechen. Da wurd' ich angst und saß mausestill und horchte. Nun merkte ich wohl, daß er drunten betete, denn ich konnte jedes Wort verstehen, und er sprach mit unserm Herrgott, als wenn der vor und über ihm wäre und das ganze Haus erfüllte. So hatte er nun wohl auch schon in der Schule gebetet, aber ich weiß nicht, hier kam es mir doch ganz anders vor, da ich wußte, daß er unten nun mit Gott zusammen ganz allein war, und er sprach ganz mit ihm, wie ein Mann mit dem andern. Davor wurde mir entsetzlich angst und es kam ein Schrecken über mich, daß ich zitterte und die Waben aus der Hand fallen ließ. Aber ich mochte mich nicht rühren, denn mir war, als würde ich den Augenblick gepackt werden, wenn ich nur aufstände. Auf einmal hörte ich ihn unten meinen Namen nennen, und wie ich in meinem Schrecken noch dachte: nun wird er Gott bitten, daß er mich verdammt und umbringt — und er sprach, als müßte unser Herrgott auf der Stelle thun, was

er bäte — da bat er für mich, als wäre ich sein eigen Kind, daß mir Gott all mein Unrecht vergeben und mir all sein Gutes zuwenden und in's Herz geben möge, und ich hörte es aus allen seinen Worten heraus, daß er mich in meiner Schlechtigkeit von ganzem Herzen lieb hatte, denn er sprach für mich mit solcher Inbrunst, daß es mir ein paarmal war, als weinte er und die Stimme wollte ihm brechen. Da zerging mir das Herz, daß ich laut hätte weinen und schreien mögen über mich, wenn ich bedachte, was ich eben in dem Augenblicke gethan hatte, warum ich da oben saß, und womit ich ihn bisher schon gekränkt. Mir war, als vergingen mir alle Sinne. Wie ich aber wieder zu mir kam, da stand ich auf, schlich durch die Luke hinunter, ging an die Hausthür und klopfte an. Der Schulmeister kam und machte auf, und ich fiel ihm vor die Füße und sagte ihm Alles. Da nahm er mich mit sich herein, und sprach lange mit mir, und brachte mich dann in der Nacht nach Haus zu meinen Eltern, und blieb noch bei ihnen, auch da sie mich endlich zu Bette geschickt hatten. Seht, seit der Nacht bin ich ein andrer Mensch geworden, wiewohl ich nur noch ein Junge war. Und das dank' ich unserm Schulmeister — Gott sei Dank.

Er schwieg und wir gingen eine Strecke lang still weiter. Dann fuhr er fort: Ich bin's aber nicht allein, der ihm so etwas verdanken muß, wenn's auch wohl keinem so dicht angekommen ist, wie mir. Er trägt von jeher alle einzelnen Kinder auf seinem Herzen, und kommt zu uns Eltern, — denn ich habe jetzt schon selbst wieder einen Jungen und ein Mädchen in der Schule — und spricht mit uns über die rechte Zucht, und weiß auch außerdem in allen Dingen Rath und That, wo in den Familien was fehlt oder in Schick zu bringen ist. Auch hat sich das ganze Dorf so daran gewöhnt, daß ich gar nicht wüßte was wir anfangen sollten, wenn wir den Schulmeister nicht hätten.

Es ist aber auch ein seltner Fall, versetzt' ich, daß dieß so anerkannt wird, wie es bei euch zu geschehen scheint. Dergleichen pflegen die Landleute nicht immer einzusehen.

Nun, sagte Jener, wahr ist's, wir Bauern sind von Natur

ein grob Holz und nicht so glatt gehobelt, als ihr Stadtleute. Ich gebe auch zu, daß wir's wohl schwerlich ganz erkannt hätten, was wir an dem Manne haben, wenn er nicht ein paarmal auf längere Zeit krank gewesen wäre, wo denn ein Gehülfe kam, der indessen seine Stelle versehen sollte. Da lernten wirs. Im Uebrigen aber, glaubt mir, hat ein Bauer auch ein Herz im Leibe, und es fragt sich, ob Undankbarkeit so oft hinterm Pfluge geht, als in der Kutsche fährt.

Dicht am Dorfe gingen wir einer wohlbestandenen Baumschule vorüber. Mein Begleiter machte mich darauf aufmerksam. Die Anlage rührte gleichfalls von dem Schulmeister her und war fast so alt als seine Dienstführung. Vor seiner Zeit, sagte der Bauer, war kaum ein Obstbaum im Dorfe. Nun stehen Gärten, Höfe und Wege voll, und in guten Jahren kann das Dorf immer für ein paar hundert Thaler Obst verkaufen.

Als wir um die Baumschule herum nach der Dorfstraße einbogen, trat uns ein kleiner, kräftig gebauter Mann mit grauem Haar und in einer nur halb bürgerlichen, abgetragenen, doch immerhin anständigen Kleidung entgegen. Ich hielt ihn sofort für den Schulmeister und täuschte mich nicht. Mich sah er einen Moment mit dunklen klugen Augen unter den schwarzbuschigen Brauen an, aber ein wohlwollendes Lächeln erheiterte seine festen ausdrucksvollen Züge, als er meinen Begleiter begrüßte und sich beide die Hände schüttelten. Der Bauer konnte sich nicht lange aufhalten, denn er hatte, wie ich jetzt hörte, Arznei geholt für ein krankes Pferd, und nachdem er mich dem Schulmeister als einen fremden Herrn vorgestellt, der seine Bekanntschaft machen wolle, reichte er uns Beiden die Hand und ließ uns allein.

Ich nannte meinen Namen und will nicht läugnen, daß die tiefe Verbeugung, womit der alte Herr seine Mütze fast bis zur Erde abzog, mir nicht ganz zu dem Bilde zu passen schien, das ich mir von ihm gemacht. Ebensowenig wollten mir die gesuchten, weitschweifigen Redensarten behagen, mit denen er mich einlud, bei ihm einzutreten. Kaum aber hatte ich ihm

meine Grüße von seinem Neffen, meinem Freunde bestellt, als seine frische kräftige Natur durchbrach, und wenn seine Art, sich zu nehmen, gleich immer etwas von übertriebener Höflichkeit behielt — die sich sogar auf seinen abwesenden Neffen erstreckte, den er nie anders, als „mein lieber Neffe, der Herr Pastor" nannte — so waren wir doch in wenigen Minuten schon miteinander bekannt. Da kein Wirthshaus im Dorfe sei, sagte er, so werde er sichs zur großen Ehre rechnen, wenn ich mit seinem geringen Mittagsmahl verlieb nehmen wolle. Umstände könne er freilich beim besten Willen nicht mehr machen, da es dicht vor Essenszeit sei. Lieb sei es ihm, daß ich gerade am Mittwoch komme, wo er Nachmittags keine Schule habe. Er hoffe, daß ich heute nicht schon weiter wolle. — Diese Hoffnung, so herzlich gemeint sie sein mochte, konnte ich nicht bestätigen. Ich wollte an diesem Tage noch bis zu einem, etwa anderthalb Stunden entfernten Dorfe wandern, durch welches spät Abends die Post passirte, die mich von dort mitnehmen sollte. Auch hatte ich in jenem Dorfe noch ein kleines Geschäft abzumachen, und zufälligerweise ebenfalls mit einem Schullehrer. — Wissen Sie was? sagte der Alte, als ich ihm dieß auseinandersetzte. Ich bin meinem dortigen Kollegen seit etwa achtzehn Monaten einen Gegenbesuch schuldig, und wenn er gleich einem andern Lande angehört, so wäre es doch wohl nicht recht, wenn ich ihn ganz vernachläßigte. Darf ich mit Frau und Tochter Sie am Nachmittage hinüberbegleiten? — Der Plan gefiel mir, und wir hatten diese Verabredung eben getroffen, als wir das Schulhaus erreichten. Er führte mich in die Wohnstube und ließ mich einen Augenblick allein, um meine Ankunft der Frau anzukündigen.

Ich sah mich um. Die Einrichtung war überaus einfach und altväterisch, aber überall herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung. Wände und Decke waren schneeweiß getüncht und der Fußboden mit frischem Sande bestreut. Die beiden Fenster, rechts von der Thür, waren mit einigen wohlgepflegten Blumenstöcken verziert; unter dem kleinen uralten Spiegel stand ein großer Tisch von Tannenholz, der gleich den hohen altmodisch

geformten Brettstühlen, die an den Wänden standen, auf das reinlichste weißgescheuert war. Ihm gegenüber trat ein großer glänzend geschwärzter Ofen tief in das Zimmer, und diesseits desselben an der Wand erblickte man eine große sogenannte Lade, blau und roth bemalt, welche Weißzeug und Frauenkleidung enthalten mochte. An der Mitte der Wand, welche der Thür gegenüber sich befand, erhob sich auf wellig gedrechselten Füßen ein breiter Schrank, der gewiß über ein Jahrhundert alt, aber auf das sorgfältigste mit Wachs abgerieben war. Auf ihm stand in zwei Reihen des Schulmeisters Büchersammlung. Neben dem Schranke, dem Ofen gegenüber, befand sich hinter einem kleinen, mit Schreibgeräth versehenen Tische ein Lehnstuhl mit Rohrgeflecht, dem an der entgegengesetzten Seite ein ähnlicher hinter einem stattlichen Spinnrade correspondirte. Zwischen dem Ofen und dem Arbeitstische des Schulmeisters hing eine große schwarzwälder Schlaguhr an der Wand. Einige Scherben mit blühendem Reseda im Fenster verbreiteten den angenehmsten Duft. Auf mich übte sofort die kleine Bibliothek ihre Anziehungskraft. Die Bücher waren einfach in schwarzes Papier — wie ich hernach erfuhr von dem alten Schulmeister selbst — gebunden und die Titel auf weiße Blättchen daraufgeschrieben. Ich fand einige mir bekannte treffliche Bibelerklärungen und gute religiöse Lehrbücher, Katechismuserklärungen, etliche naturhistorische und geschichtliche Bücher, eine populäre Pastoralmedicin, auch ein paar landwirthschaftliche und technologische Schriften, endlich neben Luthers Hauspostille noch einige alte Predigtsammlungen und Gesangbücher.

Eben war ich mit der Durchsicht der zierlich, aber etwas steif geschriebenen Titel zu Ende, als mein alter Gastfreund wieder eintrat. Er entschuldigte seine verzögerte Rückkehr, und sagte: Sie betrachten meinen kleinen Hausschatz. Wahrscheinlich sind Sie größere Sammlungen gewohnt; aber für einen alten Schulmeister ist es immer schon ein hübsches Ganze.

Ich glaube, versetzt' ich, daß wenige der Herrn Lehrer eine solche gediegene Auswahl besitzen.

O die Herren Lehrer! sagte er, indem wir uns setzten; die haben ganz andre Bibliotheken. Nun, wir werden's heute Nachmittag sehen. Wir gehen zu solch einem Herrn Lehrer. Ich gestehe, daß dieß mit ein Grund ist, weßhalb ich meinen Gegenbesuch so lange aufgeschoben habe.

Ich bat um eine Erklärung dieser Aeußerung.

Ei, versetzte er, mein Kollege jenseits der Gränze würde sichs gar sehr verbitten, wollte man ihn Schulmeister nennen. Da drüben sind's lauter Herren Lehrer. Ich dagegen bitte gar höflich, mir meinen Schulmeister zu lassen. Warum? Weil nach meiner geringen Meinung ein bloßer Lehrer keinen Pfifferling werth ist. Freilich muß gelehrt werden, aber Glauben und Zucht bleiben immer die Hauptsache. Die nöthigen Kenntnisse müssen erlernt werden, da gilt kein Fackeln, und ich versichre Sie, es hat mitunter seine Schwierigkeit, dergleichen in die harten Köpfe und steifen Finger zu bringen; aber wenn ich mir auch, Gott vergebe mir's, bisweilen etwas darauf einbilde, daß meine Kinder darin immer am besten bestehen, so weiß ich doch recht gut, daß dies immer erst das Zweite sein muß. Wer den Kindern Glauben und Zucht beibringen kann, der ist der wahre Meister in der Schule, und darum lasse ich mir stets vorsagen, daß ich ein Schulmeister sein soll, damit ich nicht ablasse, den rechten Weg einzuhalten, wenn ich auch diesen Ehrennamen noch nicht verdiene.

Nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, sagte ich, sollte ich doch denken, daß Sie dem Namen ebensoviel Ehre machen, als er Ihnen in diesem Sinne Ehre macht.

Verzeihen Sie gütigst, erwiederte er lebhaft, das mögen Sie nun wieder einem Herrn Lehrer sagen, nur keinem Schulmeister. — Ich sah ihn fragend an. — Nämlich, erläuterte er, ein Schulmeister weiß und erfährts täglich, daß er beim besten Willen und eifrigsten Wirken doch noch nicht ist, was er sein soll. Ein Herr Lehrer aber kann sein Ziel in vielen Fällen erreichen, und wo ers nicht erreicht, liegts an angeborner Dumm-

heit und Unfähigkeit der Schüler. Denn Kenntnisse und Geschicklichkeiten lassen sich nicht Jedem beibringen; wem sie sich aber beibringen lassen, bei dem ist auch ein gewisses Maaß erreichbar. Glauben aber und Zucht sind für Alle, auch gibts darin keine Gränze noch Maaß, denn darin bleibt jeder Mensch eigentlich nur Anfänger. Ferner: Die zugänglichsten Köpfe sind nicht immer die zugänglichsten Herzen; wo Kenntnisse und Fertigkeiten am leichtesten eingehn, gehn Glauben und Zucht oft am schwersten ein. Glauben und Zucht aber müssen ins Herz getrieben werden, damit sie von Herzen kommen, sonst haben sie gar keinen Werth; wer sie gar nicht hat, ist immer noch besser, als wer sie heuchelt. Endlich: Die Schulklasse für Glauben und Zucht ist größer, als die Stube mit Tischen und Bänken drüben; es gehören Häuser und Höfe, Feld und Wald dazu, und da arbeitet man nicht allein. Man hat seine Noth, daß Eltern, Gesinde und Nachbarn keine Störer, vielmehr Gehülfen sein. Auch kann sich der rechte Schulmeister nicht einbilden, daß sein Werk zu Ende sei, wenn die Kinder confirmirt sind und in den Bänken nicht mehr vor ihm sitzen; vielmehr dann kommt oft die gefährlichste Zeit, und da gilts aufpassen, nachgehen, aufsuchen. Wer wollte sich einbilden, in dem Allen genug zu thun? genug thun zu können? Kurz, ein Schulmeister zu sein, ist unmöglich.

Ich lachte und sagte: Und doch wollen Sie es sein, und sind es gern, wie mir mein Freund sagt.

Nun, lieber Gott, ich bin dazu geboren und erzogen, und trage mein Amt von dem lieben Herrn, der die Kinder zu sich kommen ließ, daß er sie segne. Mein lieber Neffe, der Herr Pastor sprechen immer gar zu gut von mir. Aber wahr ists, ich tauschte mit keinem Könige; besonders da ich nun, nach mehr als dreißigjähriger Amtsführung, endlich recht im Warmen sitze. Denn, sehn Sie, Hochverehrtester, die Eltern der Kinder, die mir jetzt in die Bänke kommen, sind fast sämmtlich schon selbst meine Schüler gewesen, ich verstehe mich mit ihnen, und da arbeiten wir einander in die Hände, daß es eine Freude ist —

das heißt größtentheils; man hat auch seine Plagen und Hemmschuhe — Gott verzeih's ihnen!

Nun, versetzte ich, im Ganzen weiß Ihnen die Gemeinde Ihre treue Arbeit doch Dank.

Ja, das ist wahr. Vor etlichen Jahren sollte ich die Küsterstelle im Pfarrdorfe haben. Sie bringt um 300 Thaler ein, und da ich meinen Sohn zu unterhalten hatte, der die Schule in der Stadt besucht, so wäre ich beinahe gezwungen gewesen, fortzugehen, so zu sagen, mitten aus der Ernte. Gewiß hätte ich es nur mit blutendem Herzen gethan. Aber meine Leute haben sich brav gezeigt, und mir aus eignen Kräften eine Zulage gegeben, so daß ich bleiben konnte. Und nun denk' ich auch aus ihrer Mitte nicht anders wegzugehen, als wenn mich mein Herr zu sich ruft.

Ich freute mich über das schöne Verhältniß und fragte ihn, wieviel seine Stelle ihm ursprünglich eingebracht habe.

Ja, sagte er lachend, es ist gut, daß meine Einnahme mit meinen Bedürfnissen gewachsen ist. Als ich meinem seligen Vater folgte, brachte die Stelle, Alles in Allem, 80 Thaler jährlich. Damit hatte der schon leben können, da er außerdem noch eine gute englische Militärpension bezog. Die ersten Jahre wurde es mir aber sehr schwer, da ich meine gute alte Mutter noch zu verpflegen hatte. Als sie heimgegangen war, ging es schon recht gut. Heirathen konnte ich freilich nicht, obwohl ich mit meiner jetzigen Frau schon verlobt war; aber darin muß man auch nicht immer seinem Kopfe oder seinem Herzen folgen wollen. Wir hatten uns das Wort gegeben, in Geduld zu warten, bis eine Fügung des Herrn es uns möglich machen werde, worin wir denn sein Amen sehen wollten. So blieben wir freilich dreizehn Jahr Brautleute. Da fiel eine allgemeine Verbesserung der geringeren Schulstellen im Lande vor, und meine Jahreseinnahme steigerte sich auf 150 Thaler. Nun konnte ich heirathen, thats auch, und Gott weiß, wie glücklich und zufrieden wir waren. Hernach, vor etwa sechs Jahren, eben, als die Kinder heranwuchsen und ich meinen Sohn zur Stadt schickte,

erhielt ich durch die Verwendung meines wackern Pastors eine persönliche Zulage von 50 Thalern, und hernach gar die Zulage von meiner lieben Schulgemeinde, wodurch ich nun gar ein Gesammteinkommen von 280 Thalern habe. Sehn Sie, so hab' ich mein ganzes Leben hindurch reichlich gehabt, und mein Versorger hat mich nie versäumt.

Aber mein Gott, rief ich, 80 Thaler für einen einzelnen Mann, und 150 für eine Familie! Konnten Sie dabei auskommen? können Sie das reichlich nennen?

Ei ja gewiß, antwortete er mit dem Ausdrucke der fröhlichsten Zufriedenheit. Dafür haben wir zeitlebens gehabt Obdach, Feurung und Licht, einfache aber gesunde Nahrung und anständige Bekleidung. Was braucht der Mensch mehr, so lange er gesund ist? Zwar hat mein Herr es für nöthig erkannt, mir einigemal lange und schwere Krankheiten zu schicken; aber erstens hat mich meine liebe Schulgemeinde dabei nicht verlassen, sondern mit Geld und Naturalien unterstützt, und zweitens habe ich die Schulden, die ich dabei machen mußte, bis zum letzten Heller wieder abtragen können. Wer sich allmählich eine Bibliothek anschaffen konnte, wie meine da, der wäre undankbar oder ein Narr, wenn er klagen wollte. Man muß nur keine unnöthigen Bedürfnisse haben.

Lehren Sie das Ihre Schüler auch? fragte ich.

Gewiß; es gehört in das Hauptstück von der Zucht, ist aber ein schweres Kapitel für mich gewesen; vorzüglich, weil ich hier mit den Alten anfangen mußte, wenn es bei den Jungen zur Wahrheit kommen sollte. Sie haben hieran ein Beispiel, wie die Thätigkeit des Schulmeisters sich auch bis in die Häuser der Alten erstreckt. Bauern haben auch ihre Luxusgegenstände in Essen und Trinken — ich erlaube mir nur an den Branntwein zu erinnern — ferner in Kleidung, Viehstand, Festlichkeiten. Branntwein wird schon seit zwanzig Jahren bei uns nicht mehr getrunken, und soweit waren wir, ehe an Mäßigkeitsvereine gedacht wurde. In den übrigen Dingen herrscht durchweg die größte Genügsamkeit, und die Leute sehen jetzt selbst

ein, daß sich damit nicht bloß ihr Wohlstand gehoben, sondern daß sie dabei glücklicher und zufriedener sind.

Wie fingen Sie es aber mit den Alten an? Mich däucht, es mußte Ihnen doch schwer werden, soviel Einfluß zu erlangen, daß Sie an Ausrottung so alter eingewurzelter Gewohnheiten denken konnten.

Es ging auch langsam, sagte der Schulmeister, und nur mit einer Schlangenklugheit. Ich suchte mich möglichst in alle den Dingen zu unterrichten, wodurch man der mannigfachen Noth und Verlegenheit im Leben und namentlich im Landleben zu Hülfe kommen kann, auch in Sachen der Landwirthschaft, in allerlei Technischem. Damit macht' ich mich den Leuten zuerst nützlich, dann unentbehrlich. Bald konnte ich es wagen, ernstlich von Gottes Wort mit ihnen zu sprechen. Ich ging in allen Häusern ein und aus. Zuerst betrachteten sie mich als nützlichen Rathgeber, später als treuen Freund, endlich als Schulmeister, der, wenn er auch dem Herrn Pastor nicht in's Amt greifen darf, doch immer auch ein Amt des Worts zu verwalten hat im Namen des Herrn Jesu. Und so hab' ich mit vielem ernstlichen Gebet und freundlichem Zureden doch an das ersehnte Ziel kommen können, daß die Mehrzahl im Dorfe jetzt das Glück freiwilliger Entbehrung des Unnöthigen um des Herrn willen kennt und genießt. Wie das aber, mit Allem was drum und dranhängt, günstig auf die Kinder wirkt, ist gar nicht zu sagen.

Unser Gespräch unterbrach der Eintritt der Tochter des Alten, eines schönen sechzehnjährigen Mädchens, welche Tischtuch und Eßgeräth hereintrug und, nachdem sie mich freundlich bewillkommt, den großen Tisch in die Mitte der Stube rückte und deckte. Nicht lange, so stand unser Mittagsessen bereit, und auch die Frau Schulmeisterin, eine rüstige Frau, von wirthlichem Ansehen, gleich ihrer Tochter ebenso einfach als reinlich gekleidet, erschien und begrüßte mich in ländlich herzlicher Weise. Ihre Entschuldigungen wegen des allzueinfachen Mittagessens schnitt der Alte auf eine etwas seltsame Weise ab, indem er, da

wir uns indessen gesetzt, durch sein Händefalten uns zum Tischgebet aufforderte, und ungefähr folgendermaßen sprach:

O Du gnädiger Herr und Gott, vergib uns doch, daß wir eben da wir in Deinen Gaben sehen und schmecken sollen, wie freundlich Du bist und wie Du die Leute so lieb hast, mehr an die etwaige Gewohnheit eines lieben Gastes dachten, als daran, wie köstlich ein Jegliches ist, was Deine milde Hand gibt, wenn es mit Danksagung in Deinem Namen empfangen wird! Wolltest Du an uns thun, wie wir verdienen, so dürften wir diese Speise wohl ungekostet lassen. Aber Du thust nicht also an uns, sondern nach Deiner Liebe und Barmherzigkeit. Und weil dieselbe ja kein Ziel noch Ende hat, so bitten wir, Du wollest diese Deine reichliche liebe Gabe uns an Leib und Seele segnen durch Deinen Sohn, Jesum Christum unsern Herrn. Amen. —

Ich reichte dem lieben Alten die Hand und die Frau nickte ihm zu, halb verschämt, halb mit dem Lächeln eines stillen Einverständnisses. An keiner königlichen Tafel hat es mir so wohl geschmeckt, als an dem einfachen Tische des alten Schulmeisters in der reinlichen traulichen Stube. Wir aßen ein Gericht von jungen Bohnen und Kartoffeln mit kalter Wurst, und ich wäre gewiß damit zufrieden gewesen, auch wenn die Unterhaltung des Alten, in welche bescheiden auch Frau und Tochter sich einmischten, das Mahl nicht gewürzt hätte. Er war auf einen Lieblingsgegenstand gekommen, den er seine Spezialschulmeisterei nannte, nämlich die religiös-sittliche Behandlung der einzelnen Kinder, und ich kann versichern, daß aus seinen einfachen Erzählungen mehr ächte Seelenkunde zu lernen war, als aus einem ganzen psychologischen Collegium. Sie zeigten eben so sehr seine rührende innige Liebe zu jedem einzelnen Kinde, als seinen Scharfblick in Auffassung jeder Eigenthümlichkeit und sein Geschick in deren Behandlung. Zum Nachtisch brachte die Hausmutter einen Teller mit Honig. Ich konnte nicht unterlassen, der Geschichte zu erwähnen, an welche mich diese Süßigkeit erinnerte. Es war einer der Fälle, sagte der Schulmeister, da ich den Finger Gottes

über mich streifen fühlte. Es diente mir damals zu einer außerordentlichen Stärkung und bestätigte mir, daß ich nicht auf falschem Wege sei.

Unser Mahl war geendet und ein einfaches herzliches Dankgebet des Alten beschloß es. Dann gingen wir zusammen hinüber in die helle, bereits wieder gereinigte Schulstube, wo das Klavier des Alten stand. Er öffnete es, setzte sich, und sang mit Frau und Tochter:

Lobet den Herrn, denn er ist sehr freundlich,
Es ist sehr köstlich, unsern Gott zu loben;
Sein Lob ist schön und lieblich anzuhören;
Lobet den Herren!

Er kann den Himmel mit Wolken bedecken,
Er gibt den Regen, wann er will, auf Erden,
Er läßt Gras wachsen hoch auf dürren Bergen;
Lobet den Herren!

Der allem Fleische gibet seine Speise,
Dem Vieh sein Futter väterlicher Weise,
Den jungen Raben, wenn sie ihn anrufen;
Lobet den Herren!

Danket dem Herren, Schöpfer aller Dinge!
Der Brunn des Lebens thut aus ihm entspringen,
Gar hoch vom Himmel her aus seinem Herzen.
Lobet den Herren!

Sie sangen das Lied dreistimmig, und die alterthümliche Harmonisirung in der dorischen Tonart nach strengem Styl machte einen überaus würdigen, ja erhabenen Eindruck, wiewohl der Gesang rasch und ganz rhythmisch war. Von den sonst gebräuchlichen Halten (Fermaten) war nichts zu hören und damit fielen auch alle Zwischenspiele weg.

Frau und Tochter begaben sich hinweg, um das Eßgeräth

wegzuräumen und zu reinigen, und der Alte sagte, indem er das Klavier wieder zuschloß: Mein verehrter Herr und Freund müssen schon verzeihen, daß wir alle täglichen Gewohnheiten in Ihrer Gegenwart beibehalten, aber Gottesdienst geht vor Herrendienst. — Sie haben mir eine Liebe damit erwiesen, sagte ich, indem ich ihm die Hand drückte. Wollte Gott, daß in allen Häusern so gebetet und gesungen würde! — Nun, entgegnete der Schulmeister, der immer nur an seine liebe Dorfgemeinde dachte, zum Theil ist das der Fall. Bei Etlichen wills freilich noch nicht; man findet auch seine Widersacher; aber in den meisten Häusern sind Morgen- und Abendgottesdienste und Tischgebete durchaus in Uebung. Ich fand dergleichen als Trümmer aus alter Zeit bei meinem Dienstantritt vor, und brauchte es nur wieder zu beleben. Sie glauben nicht, wie das wirkt, wenn man bei den Kindern in der Schule so anknüpfen kann an das, was sie täglich im Hause haben. Er erzählte einige Beispiele, und ich überzeugte mich, wie sehr er Recht habe.

Sie sind ein wahrer Helfer und Stellvertreter des Pastors, sagte ich, und es ist wahrlich Schade, daß Sie nicht Geistlicher geworden.

Das Erste, antwortete er, halte ich für die eigentliche Aufgabe des Schulmeisters; im Zweiten aber irren mein verehrter Freund sehr. Ein Geistlicher muß einen, wo nicht höheren, doch weiteren Gesichtskreis haben und im Auge behalten, als ein Dorfschulmeister, und dafür wäre ich nicht geartet. Der Schulmeister muß sich ganz in den Kreis, den das bäuerliche Leben ausfüllt, vertiefen, und diesem soviel Wahrheit, Klarheit und Gehalt zu geben suchen, als ihm gegeben werden kann. Da thuts nicht gut, wenn man sich selbst zu weit ausbreitet und über die Grenzen hinausgeht. Man zieht unvermerkt die Kinder selbst mit über die Grenzen.

Aber, sagt' ich, Sie meinen doch nicht, daß ein Bauer auch zu viel lernen und über die Dinge in der Welt — im guten Sinne — zu aufgeklärt sein könne?

Ja, verehrter Freund, also ist meine Meinung. Die es für einen Verrath an der Menschheit halten, wenn man dem Landvolk nicht die möglichste Theilnahme an Politik, innrer wie äußrer, an wissenschaftlichen, religiösen, ja gar literarischen Wogungen und Streiten einimpft, die wollen weder das zeitliche noch das ewige Wohl der Leute, kennen sie meist nicht einmal, und eifern mit Unvernunft. Glauben und Zucht bedürfen alle Menschen, also auch der Bauer, und das ist unter allen Umständen die Hauptsache. Im Zeitlichen aber ist der Bauer auf einen engen Kreis angewiesen, dem er jedoch alle Kräfte und alle Aufmersamkeit zuzuwenden hat. Denn dieser enge Kreis hat so mannigfaltigen Inhalt, greift im Einzelnen so vielfach ineinander, ja verlangt so viele überlieferte Kenntnisse und Fertigkeiten, daß ein Bauer, wie er sein soll, eben so selten ist, wie ein Beamter oder Pastor, wie er sein soll. Ich habe aber lebenslang gesehen, daß nur dann die Menschen etwas Tüchtiges leisten, wenn sie sich auf das Einzelne beschränken. Gute Politiker sind meist schlechte Hauswirthe, und ein Sprichwort sagt: Neunerlei Handwerk, zehnerlei Unglück. Der rechte Bauer hat an Erd' und Himmel, Pflanze und Thier lebenslang zu lernen, es ist eben auch eine unerschöpfliche Aufgabe, und verlangt den ganzen Menschen — natürlich nur den irdischen. Vielwisserei ist für ihn nur ein Hinderniß, ja ein Unglück; und was gehen ihn die Dinge da draußen in der Welt an? Ich habe auch Etwas von dem großen Fortschrittgeschrei gehört, aber nie erfahren, daß die Leute, die es am lautesten erheben, jemals damit einen Hund vom Ofen gelockt hätten; und dabei hat Niemand Recht, als der Hund, der wohl weiß, daß jeder Fortschritt vom warmen Ofen ihn dem kalten Hofe näher bringt. Fortschritt! Ich denke wahrlich, daß wir bei uns in diesen dreißig Jahren auch fortgeschritten sind, und das würden doch jene Fortschreiter gewiß nur Rückschritt nennen. Nichts für ungut! Meine lieben Bauern wissen, daß sie von Gottes Gnaden ein wichtiges Amt haben, nämlich an ihrem Theil zu arbeiten, daß der Herr die

Bitte Aller: Unser tägliches Brod gib uns heute! erhören könne. So wissen sie sich in Demuth als Diener und Amtleute des Allmächtigen, als Vollstrecker seiner Befehle, und denken, darin treu zu sein gelte mehr als alles Andre auf Erden. Freilich sind's nicht Alle, aber doch die Mehrzahl.

Im Ganzen konnte ich ihm nicht widersprechen, aber im Einzelnen war ich doch andrer Meinung. Er hörte meine Einwendungen ruhig an, schüttelte aber nur den Kopf dazu und sagte: Sie kennen den Bauer nicht, wenigstens sehen Sie auf ihn herein, aber nicht aus ihm heraus. — Um mich zu überzeugen, daß er auch in den eigentlich zu erlernenden Dingen die Kinder bei seinen übrigen Ansichten nicht vernachlässige, zeigte er mir die Schreib- und Aufsatzbücher seiner Schüler und Schülerinnen. Die Aufsätze waren Reproductionen andrer Lehrstunden, und ich war überrascht sowohl von dem Inhalte als von der Darstellung und dem ganzen Aeußern der Arbeiten. Der Unterricht mußte ganz vortrefflich sein. Während ich einzelne der Hefte durchsah, charakterisirte er die kleinen Schreiber mit einer Liebe und Tiefe, die mich äußerst interessirte.

Unter diesen Gesprächen war die Zeit zu unsrer Wanderung herangekommen. Mutter und Tochter, ohne ihre einfache bunt leinene Kleidung geändert zu haben, kamen uns abzuholen, und wir machten uns ohne Weiteres auf den Weg. Er führte durch die fruchtbareren Strecken der Gegend, und in Gärten und Feldern fand ich Alles auf das Beste bestellt. Der alte Herr machte mich auf einige Neuerungen, vornehmlich bei den Wiesen, aufmerksam, und ich mußte bemerken, daß seine Leute hierin doch dem Fortschritte nicht abhold zu sein schienen. — Dieß ist ein ander Kapitel, antwortete er. Wir halten mit dem Herrn Pastor eine landwirthschaftliche Zeitung, und was uns unter den Neuerungen, die sie empfiehlt, irgend anwendbar erscheint, das wird erst im Kleinen probirt, und wenn es sich bewährt, bald allgemein eingeführt. — Die Leute aus dem Dorfe, welche uns begegneten, grüßten auf's herzlichste, und den meisten reichte der

Alte die Hand, während er ihnen einige freundliche Worte sagte. —

Schon im nächsten Dorfe bemerkte ich, daß ein Walten, wie das meines bejahrten Freundes, darin fehle. Die Aecker und Wiesen waren weniger sorgfältig gepflegt, die Gärten minder gut unterhalten, Obstzucht fehlte, die Häuser sahen nachlässiger gehalten aus; den Gesichtern der Bewohner mangelte jener Zug von Herzlichkeit und Zufriedenheit, und ihre Grüße waren unwilliger und träger. Unter den wegkürzenden Unterhaltungen des Alten überschritten wir die Grenze und waren eher als ich dachte an unserm Ziele angelangt.

Ueber einen ziemlich verwilderten Hof kamen wir an das neuerbaute Schulhaus. Eine wenig reinliche Hausmagd stürzte uns mit der Nachricht entgegen, daß der Herr Lehrer sogleich gerufen werden solle, und während sie an uns vorüberlief, bemerkte ich durch das Fenster der Wohnstube, wie die Frau Lehrerin in aller Eile noch Einiges aufzuräumen und ihre Toilette zu verbessern suchte. Ich bemühte mich daher, die Gesellschaft aufzuhalten, und es gelang um so leichter, als nach wenigen Minuten der Herr Lehrer, aus einem Nachbarhause kommend, erschien. Es war ein junger blonder Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit zurückgeworfenem Kopfe und etwas unzufriedener Miene, den wir auf uns zukommen sahen. Er grüßte den alten Kollegen und dessen Familie etwas fremd, aber doch höflich, und mich, als ich ihm vorgestellt wurde, mit einer gewissen verbindlichen Vertraulichkeit. Dann führte er uns in das Haus. Das Innere desselben sah neu, unfertig und doch schon verwohnt aus. Das Zimmer, in welchem uns seine junge Frau, die sich indessen mit Tuch und Band herausgeputzt hatte, empfing und mit einiger Verlegenheit bewillkommte, erschien nichts weniger als sauber, obwohl ich im Zweifel blieb, ob es die gewöhnliche Wohnstube oder eine Art Besuchzimmer sei. Es war ziemlich groß und bunt tapezirt, die Decke angeraucht, der Fußboden neu, aber vertreten. Ein polirter Glas-

schrank — von welchem aber ein Fuß abgestoßen war, der durch einen aufrecht gestellten Ziegelstein ersetzt wurde — zeigte eine kleine, mit einigem Aufwand gebundene Bibliothek, gewiß dreimal so zahlreich, als die des alten Schulmeisters. Ein Sopha, mehrere Tische und die Stühle waren von Kirschbaumholz, aber so neu sie auch aussahen, doch schon zerstoßen und befleckt. Ein Fortepiano und eine Kommode zeigten dieselbe Vereinigung von Neu und Alt. Der eiserne Ofen sah noch vom Winter her ausgebrannt und rostig aus. An den Wänden hingen unter Glas und Rahmen die Bilder des Herrn Lehrers und seiner Frau, nebst einigen mittelmäßigen Steindrücken. Von den Blumentöpfen, die in den Fenstern standen, waren einige leer, in den andern schmachteten verkümmerte Gewächse. Reinlich und gut erschienen nur die modernen Fenstergardinen, die erst kürzlich ihren Platz erhalten haben mochten.

Als ich diese Beobachtungen machte, und mich dabei im Zimmer umsah — wir hatten uns indeß gesetzt und die junge Frau war hinausgegangen — sagte der Herr Lehrer zu mir: Ach, Sie müssen unsre Einrichtung nicht mit so kritischen Blicken betrachten! Man kann nicht Alles so haben, wie es wohl in der Ordnung wäre, und es ist wahrlich schimpflich, wie gering die Einkünfte eines Volkslehrers sind.

Nun, der Herr Kollege sind noch jung, sagte mein alter Freund. Wie hoch schlagen Sie die Einkünfte Ihrer Stelle an?

Man sollte sich schämen, es zu sagen, erwiederte der Herr Lehrer; aber noch mehr sollte sich der Staat schämen, die Lehrer des Volkes so karg zu besolden, daß sie darüber allen Muth und Lust zum Leben, geschweige zu ihrem Amte verlieren. Meine Frau hat ein kleines Vermögen, das uns sechzig Thaler jährlich einträgt. Ohne dieß wäre es völlig unmöglich, von einer Stelle wie die meinige zu leben, die jährlich nur 140 Thaler aufbringt, Alles mit eingerechnet.

Macht doch Summa 200, sagte der Schulmeister, indem

er einen Blick mit seiner Frau wechselte, den ich zu verstehen glaubte.

Ja, fuhr der Lehrer fort, und davon soll ein Mann mit Frau, Kind und Gesinde leben und Freudigkeit zu seinem Amte behalten! Ich wunderte mich gar nicht, als ich unlängst in den Zeitungen las, daß vier Lehrer durch den Druck ihrer Lage wahnsinnig geworden wären; ich wunderte mich nur, als die Nachricht zum Theil widerrufen wurde. Der Staat weiß unsere Stellung gar nicht zu würdigen, was auch schon daraus hervorgeht, daß er uns noch immer nicht von der Unterordnung unter die Prediger emancipirt, als sollten wir nur deren Gehülfen und Handlanger sein.

Der Alte sah ihn groß an und fragte: Welche Stellung sollte denn nach der Ansicht des Herrn Kollegen der Schulmeister — oder vielmehr der Lehrer haben?

Eine freie, seiner Aufgabe als Volkslehrer angemessene. Denn er soll Menschen bilden, er soll das Volk zur Menschheit und geistigen Freiheit erheben und heranziehen. Allerdings gehört dazu auch Religion und Moral, aber nur im Bunde mit den übrigen Bildungsmitteln, die den Menschen erst zum Menschen machen. Unsre Aufgabe ist es, das Volk mündig zu machen, seinen Blick zu erweitern, daß es seine Stellung begreife, sowohl unter den übrigen Völkern, als in der geschichtlichen Folge, daß es im Staate seine Rechte kennen, daß es endlich sich selbst regieren lerne. Das ist das Ziel des Volkslehreramts im Allgemeinen, und darnach sollte seine Stellung sein. Aber man behandelt uns wie Taglöhner, und da ist es kein Wunder, daß wir unter dem Druck erliegen.

Aber die Hauptsache, sagte der Alte zögernd, ist in der Schule denn doch —

Daß die Kinder selbst denken lernen, ganz recht! fiel der Lehrer ein.

Was verstehen der Herr Kollege darunter? fragte der Schulmeister.

Nun, mein Gott, was ich darunter verstehe? wie meinen Sie das?

Ich? fragte der Alte lächelnd. Ich bat ja den Herrn Kollegen um seine Erklärung. Aber schadt nichts. Ich will sagen, wie ich das meine. Sie äußerten, die Schulkinder müßten hauptsächlich selbst denken lernen. Das kann nun heißen, sie müssen lernen, durch eignes Denken die Wahrheit finden, ohne daß sie ihnen überliefert ist — und das ist sehr schwer und, soviel ich weiß, die Lebensaufgabe, die sich die Herrn Philosophen stellen — oder sie müssen lernen, das Ueberlieferte durch eignes Urtheilen und Schließen für Wahrheit zu erkennen — und das geht mit den meisten Dingen gar nicht, z. B. mit dem Glauben, mit der Zucht, mit Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Geschichte, Erdkunde — oder sie müssen lernen —

Ja, apropos Glauben, unterbrach ihn der Herr Lehrer; dabei kann ich Ihnen auseinandersetzen, was ich meine; denn was Sie voraussetzen, das will ich natürlich nicht gesagt haben. —

Er wurde indeß selbst unterbrochen, indem die Frau wieder eintrat, mit einem Präsentirteller, um dessen Raum sich eine große Kaffeekanne nebst obligatem Milchguß und sechs an den Rändern vergoldeten Tassen und eine Weinflasche in der Umgebung von sechs Gläsern stritten. Den Wein verbaten wir Gäste uns sämmtlich, und so wurde er einstweilen zur Seite gestellt. Der Kaffee war dagegen nicht auszuschlagen, und der Lehrer holte von dem Schranke eine halbgefüllte Kiste mit Cigarren herunter, die er uns beiden Männern anbot. Der alte Schulmeister rauchte nicht; ich bediente mich, bot dagegen aber dem Herrn Lehrer aus meinem Reisevorrath an. Beim Anzünden war ich aufgestanden und zu dem Bücherschranke getreten, dessen Inhalt ich, während eingeschenkt wurde, durchmusterte. Ich fand allerlei belletristische, politische, popularphilosophische Schriften, darunter Hoffmann's unpolitische Lieder, Heine's und Herwegh's Gedichte, einen prächtig gebundenen Schiller, Rotteck-

Welcker's Staatslexicon, eine Volksdenklehre, ferner Rotteck's Weltgeschichte, Dinter's Schullehrerbibel, Schriften zur pädagogischen und katechetischen Literatur, ein Conversationslexicon, eine Menge Broschüren, deren Titel sich verbarg — Alles bunt durcheinander. Viele Bücher hatten keinen Rückentitel, aber mich ververlangte nicht, ihrem Inhalte näher nachzuforschen. Der Herr Lehrer war zu mir getreten, und sagte: Nicht wahr? Einige recht gute Sachen! Aber leider, dabei bleibts denn auch. Denn woher soll man das Geld nehmen, um mit der neuen Literatur fortschreiten zu können? Und da ist man wieder in den schlimmen Zwiespalt gestellt, nicht zu können, wie man sollte; denn wir leben doch einmal in der Zeit des Fortschritts. Vorwärts ist die allgemeine Losung, und wer zurückbleibt, hat kein Recht mehr am Leben und an der Welt. Ach — ich versichere Sie, mein Herr, der Stand des Volkslehrers ist der elendeste, den es geben kann. Ich hätte ihn auch nie ergriffen. Mein Vater war Fabrikant, und vermögend genug, daß ich dachte studiren zu können. Anfangs wollt' ich mich der Theologie widmen, gerieth aber als Primaner mit der abgelebten Kirchenlehre in Streit, und wurde nun schwankend, ob ich Philolog oder Literat werden sollte. Doch der Tod meines Vaters änderte Alles. Es fand sich, daß er mehr Schulden als Vermögen hinterließ, und ich mußte wohl meinem Vormunde folgen, der mich in ein Lehrerseminar brachte. Es ist traurig, mit dem Gefühl, etwas Bedeutendes, vielleicht Großes leisten zu können, zu einem solchen Dasein verurtheilt zu sein.

Aber nehmen Sie mir's nicht übel, sagt' ich, wie paßt diese Aeußerung zu der überschwänglichen Idee, welche Sie noch so eben über die Stellung des Volkslehrers aufstellten?

Ganz natürlich, antwortete er. Da sprach ich von dem, was der Volkslehrer sein sollte, hier von dem, was er leider ist. Es ist — sagte er mit einem Blicke auf seinen Schiller — der Gegensatz des Ideals mit der rauhen und gemeinen Wirklichkeit. Ach, wenn wir im Seminar unsern hohen und ehrenvollen Be-

ruf als Lehrer, Bildner, Förderer, Aufklärer des Volks, als Baumeister und Begründer seiner freieren und schöneren Zukunft uns im glänzendsten Schimmer ausmalten, ja da war ich glücklich. Aber etwas Andres ist es, täglich einen rohen und dummen Haufen unerzogener Bauernkinder, darunter mit wenigen Ausnahmen eins so unzugänglich ist wie das andre, gegenüberzusitzen, und vergebens zu versuchen, das Licht einer höheren Menschheit in den stumpfen Köpfen anzuzünden; dabei gar noch jedem Lebensgenuß entsagen zu müssen. Ich danke Gott, daß ich mir wenigstens einiger höheren Interessen bewußt bin und Nahrung dafür in meiner Bibliothek finde, man käme sonst völlig herunter.

Der Alte war aufgestanden und ging unruhig im Zimmer auf und ab; ich fühlte, wie ihn die Reden unsres Wirths peinigten, und suchte das Gespräch abzulenken, indem ich auf das Geschäft kam, das mich hergeführt, und den Lehrer ersuchte, mit mir in das Schulzimmer zu einer Besprechung unter vier Augen zu gehen. Wir entfernten uns in die Schulstube, die ich groß, hell, wohleingerichtet, aber voll Schmutz und überall an Tischen und Wänden von den Kindern beschädigt fand. Dem Lehrer entging die Richtung meiner Blicke nicht, und er sagte: Ich habe hier ein gar schlimmes Volk. So wie man den Rücken wendet, weiß es nicht, was es vor Thorheit und Wildheit anfangen soll; und wenn sie gleich nicht muchsen dürfen, so lange sie mir unter Augen sind, so kann man doch unmöglich immer dahinter sitzen. Man hat schon Ueberlast genug in den Stunden. —

Ich ließ das gut sein und verhandelte die geschäftliche Angelegenheit. Sie hielt uns eine Zeitlang auf und veranlaßte mich, nachdem wir das Nöthige besprochen, auch noch den Dorfvorsteher aufzusuchen, wobei ich mir die angebotene Begleitung des Lehrers indeß verbat.

Der Vorsteher war ein gerader derber Bauer von altem Schlag, mit dem ich rascher zu Ende kam, als mit dem Schul-

lehrer. Ich sagte ihm das, und fragte, wie das Dorf mit dem Lehrer zufrieden sei? — I nun, versetzte er, er prügelt was los auf die Kinder, bisweilen ein Bischen allzugrob, so daß schon Klage darüber gewesen ist. In eine Stadt hätte er sich vielleicht besser gepaßt, was so den Umgang mit Unsereins angeht, denn da ist er mitunter ein wenig hochnäsig, will Alles besser wissen, und kümmert sich doch eigentlich um nichts. — Lernen denn die Kinder auch etwas Tüchtiges bei ihm? fragte ich. — Nun, das geht wohl an. Der Schulinspector, der vor Kurzem hier war, sang ihm zwar eine große Lobrede, aber was wir so sind, wir steckten die Köpfe zusammen, und die Meisten meinten, sie hätten doch nur bemerkt, daß die kleineren Kinder immer dümmer zu Haus kämen, die größeren aber, seit er hier sei, immer naseweiser und frecher würden. Die Kinder können ihn eigentlich alle nicht recht leiden, und wenn sie auch alle vor ihm in der Flucht sind, so thun sie ihm doch hinter seinem Rücken jeden Schabernack an. Ich glaube, daß es auf die Dauer nicht gehen wird. Ohnehin macht er jeden Augenblick Ansprüche an die Gemeinde, als wenn er ein Prinz wäre. Nun, dieß und das thäte man ihm wohl zu Liebe, aber er fängt's nicht darnach an. — Ich bedauerte die Leute und fragte den Mann, ob er den alten Schulmeister aus dem Nachbarlande kenne. Ja, sagte er, wenn wir so einen hätten, das sollte eine Freude sein, aber dergleichen gibts auch sonst gar nicht mehr. Ich gab ihm Recht und sagte Lebewohl.

Als ich zu dem Schulhause zurückkehrte, hörte ich schon von Außen die Töne des Fortepianos, und fand, in's Zimmer tretend, den jungen Lehrer, wie er mit vieler Fertigkeit Weber's Aufforderung zum Tanz spielte. Der Alte hörte ihm mit Vergnügen zu, und ich bat ihn fortzufahren, worauf er denn mehre moderne Lieder von Proch, Küken u. A. nicht ohne Geschmack, wenn gleich mit einiger Leidenschaftlichkeit vortrug. Als er endigte, sagte der Schulmeister, ich denke doch ganz mit Vater Luther:

Vor allen Freuden auf Erden
Kann Niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit meim Singen
Und mit manchem süßen Klingen.

Diese neumodische Musik hat zwar etwas vom wilden Weltwesen, ich möchte sagen, wie Luther, das zarte Fleisch rumort drin; aber er sagt doch auch:

Auch ist ein Jeder deß wohl frei,
Daß solche Freud' kein Sünde sei,
Sondern auch Gott viel baß gefällt,
Denn alle Freud der ganzen Welt.

Nur von den Liedertexten, Herr Kollege, möcht' ich das nicht sagen, und wenn Vater Luther sagt von der Musik:

Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz still und bereit,

so paßt das auf diese Lieder ebensowenig, als auf die Noten. Bei einem Präambulo von Knecht oder Marpurg oder gar einem Satze von Händel oder Bach wird man doch ganz anders gestimmt. Möchten der Herr Kollege uns zum Schluß nicht einen Choral spielen?

Mit Vergnügen, sagte der Angeredete, der den Aeußerungen des Alten nur ein mitleidiges Lächeln entgegen gehalten. Er spielte darauf die Melodie: Herzlich thut mich verlangen, aus c Dur, langsam und gehalten mit langen und krausen Zwischenspielen. Der Alte schüttelte den Kopf. Der Herr Kollege müssen verzeihen, sagte er lebhaft, das ist nichts. Ich weiß leider, so lange ich denken kann, wird dergleichen gesungen und georgelt, und in den Kirchen kann man's schwer abstellen, aber ich kenne ein wenig die alte Musik, und das ist ein ganz ander Wesen. Ich spiele und singe nach einem uralten Choralbuche von Johann

Hermann Schein, und da kommen die Lieder ganz anders heraus. Hören Sie nur. — Er nahm den Sitz am Instrument ein, und spielte denselben Choral im phrygischen Kirchentone, rhythmisch fortschreitend in höchst kunstreichem aber klarem Taktwechsel, ohne alle Halte oder Zwischenspiele und den alterthümlichen Text dazu singend. — Aber das ist ja seltsam, sagte der Lehrer mit verwundertem Lächeln. Lassen Sie uns doch noch einen Vers hören. — Der Alte gehorchte ihm, und Jener hatte Sinn genug, die Tiefe und Würde der alten musikalischen Form nicht zu verkennen. Er bat um Mittheilung des alten Choralbuchs, und der Schulmeister versprach, ihm eine Abschrift desselben, die er früher einmal angefertigt, zu leihen.

Die Frauen hatten indeß von Haushaltungssachen zu sprechen angefangen, und ich zog meinen alten Freund zur Seite und sagte leise: Ich habe hier einige Nachrichten erhalten, die mich wünschen lassen, noch ein oder zwei Tage in der Gegend zu verweilen, werde also die durchpassirende Post nicht benutzen. Können Sie mir ein erträgliches Wirthshaus hier oder in der Nachbarschaft nennen, so möcht' ich gern sobald als möglich dahin aufbrechen, denn ich sehe, daß der Herr Lehrer wieder mit der Weinflasche droht, und unmöglich können wir doch dem Mann, der so über seine gedrückte Lage klagt, zu einem solchen unnützen Aufwande behülflich sein. — Das hab' ich auch schon gedacht, versetzte der Alte, und ich denke, wir nehmen sogleich Abschied. Er lud mich darauf in einer so herzlichen und liebevollen Weise ein, diese paar Tage bei ihm zu bleiben, er habe eine reinliche gesunde Kammer mit einem guten Bette, und verspreche mir, daß um meinetwillen nicht die mindesten Umstände gemacht werden sollten, er drang mit so aufrichtiger Gastlichkeit in mich, daß, als ich endlich einschlug, es mehr schien, als sei er mir verpflichtet, denn als sei ich es ihm.

Wir nahmen nun Abschied und waren herzlich froh, als wir wieder durch die offenen Felder, die sich im dunklen Leuchten der Abendsonne vergoldeten, zurückwanderten. Nun haben Sie

einen Herrn Lehrer kennen gelernt, sagte der Schulmeister unterwegs. Mich dauern die armen Kinder. Aber es ist schlimm, welch hohe Ideen über sich und ihre Stellung die jungen Leute heutzutage von den Seminarien mitbringen. Da kommt denn Hochmuth, Ungenügsamkeit, Unzufriedenheit, Unsegen im Amte. Er erzählte mir, was er die Kinder lehre. Lieber Himmel! Da war Himmelskunde, Physik und wer weiß was Alles! Und dann soll mit dem Lehren und Stundenhalten Alles abgethan sein. Doch ich will nicht Andre richten, daß ich nicht um so mehr verdammt werde. Ich habe doch einen Anknüpfspunkt gefunden, die alten Choräle, und will doch so weit meine Zeit erlaubt zusehen, wieweit sich der Faden von da aus aufwickeln läßt.

Wir sprachen über die Heranbildung junger Schulmeister, und ich lobte einige mir bekannte Seminare. Das ist Alles recht gut, sagte er, aber mich däucht, da werde doch gar viel außerm Wasser Schwimmen gelehrt. Ich glaube, man sollte die jungen Leute schon früher in die Anstalt nehmen, und sie dann zeitig bei tüchtigen Meistern in die Lehre thun. Man faßt das Ding viel zu vornehm. Ein Bischen mehr Demuth wäre besser. Ich denke mir, wenn ich so einen siebzehn- bis achtzehnjährigen Burschen zur Lehre bekäme, wie er mir so nach und nach zum Gehülfen in meinem Sinne gezogen werden sollte, bis er dann zum Gesellen gesprochen werden könnte. Dann müßte er Wanderjahre halten, nämlich als eigentlicher aber immer untergeordneter Hülfsschulmeister bald diesem bald jenem tüchtigen Meister beigethan werden, — das würde ein förderlich Leben sein auf allen Seiten. — Der lebhafte Alte malte diesen Gedanken in's Einzelne aus, und ich will nicht leugnen, daß derselbe, wie er ihn auffaßte, mich sehr ansprach. —

Prachtvoll war die glühende Sonne indeß im Westen gesunken und einzelne Gestirne traten schon aus geheimnißvollen Himmelstiefen hervor, als wir wieder in dem Schulhause anlangten. Unsre Abendmahlzeit bestand in ein paar Schalen

dicker Milch, welche wir mit Gebet empfingen und mit Dank verließen; und ehe wir uns niederlegten, beschlossen wir unsern Tag am Klavier im Schulzimmer gemeinsam mit dem Liede:

O werthes Licht der Christenheit,
O heilige Dreieinigkeit,
Weil jetzt die Sonne von uns weicht,
Durch Dein Licht unser Herz erleucht!

Am Morgen früh, da danken wir,
Des Abends beten wir zu Dir,
Auch unser armer Lobgesang
Dich rühmet unser Lebenlang.

Lob, Ehr' und Dank sei Dir erweist,
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist;
Du dreifach einzig wahrer Gott,
Tröst unser Herz in aller Noth!

Laokoon und Nehustan.

Ein Gespräch

von

Viktor von Strauß.

Heidelberg 1854.
Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Laokoon und Nehustan.

In Begleitung meines Freundes Theodor ging ich zu unserm gemeinschaftlichen Freunde und Genossen August, um denselben zu einem Spaziergange außerhalb der Stadt aufzufordern. Wir trafen ihn tief in Bücher vergraben. Theile von Winkelmann's, Lessing's, Herder's und Göthe's Schriften lagen aufgeschlagen vor ihm. Da er sich bei unserm Eintreten erhob und uns entgegentrat, zeigte ein leises Zusammenziehen der Augenbrauen, daß er sich ungern gestört sehe, doch verschwand dieser Ausdruck bald, als er nach seiner Aufforderung uns willig fand, den Spaziergang mit einer Stunde freundschaftlichen Gespräch's in seiner Wohnung zu vertauschen, und als wir uns bei ihm niedergelassen, begann er in seiner lebhaften und mittheilsamen Art sogleich:

„Ihr wißt doch, daß der Baron Z., unser trefflicher Kunstfreund, einen ausgezeichneten Gypsabguß der Gruppe des Laokoon erhalten und bereits aufgestellt hat? Was unsere größten Schriftsteller über dieses Kunstwerk gedacht, empfunden und mitgetheilt haben, war mir lange bekannt und geläufig; ich glaubte daher gewissermaßen des Gegenstandes Meister zu sein; allein ich habe ihn gesehen und fühlte mich übermeistert. Einige Stunden be-

durfte ich, um nur in etwas die Gewalt dieses Eindrucks in mir zu verarbeiten; dann holte ich mir die Hauptschriftsteller über dieses Bildwerk wieder hervor. Ich kann sagen, nun erst verstehe ich sie, muß aber hinzusetzen, soviel sie dem Künstler auch abgelauscht haben, soviel haben sie auch noch zurückgelassen. Goethe gibt dieß mit Bewußtsein zu, wenn er seine Aeußerungen über Laokoon mit der Bemerkung beginnt, ein ächtes Kunstwerk bleibe wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unendlich; es könne nicht eigentlich erkannt, weit weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Das ist so wahr, daß man von einem Werke, das so dicht an den Grenzen des Möglichen hinstreift, gar schweigen möchte, wenn man könnte. Aber ihr habt es doch gesehen?

Ich mußte diese Frage verneinen; Theodor dagegen sagte: Das Urbild kenne ich, und auch dem Abguß habe ich bereits meinen Besuch gemacht. Ich erinnere mich, in der ersten Begeisterung für dieses Werk ungefähr dasselbe gedacht zu haben, was Du aussprichst, August. Darüber sind nun einige Jahre hingegangen. Beim gestrigen Wiedersehen der Gruppe hatte ich einen Eindruck anderer Art, und machte bei mir im Stillen die Bemerkung, daß das Ausgezeichnete jeder Gattung für uns eigentlich nur das ist, was wir ihm sind.

Gern hätte ich Theodor gefragt, was er mit diesen mir etwas dunkeln Worten sagen wolle, allein August ließ mich nicht zu Worte kommen. O Mensch, rief er, ist es möglich, daß Du vor einem solchen Anblicke so kalte Betrachtungen über Dich selbst anstellen konntest? Denke Dir, fuhr August zu mir gewendet fort, einen Vater an der Grenze des Mannesalters in der Mitte zweier, etwa vierzehn- und sechzehnjähriger Knaben, alle drei von den schleichenden Windungen zweier mächtigen Schlangen umstrickt, alle drei vergebens bemüht, sich von den verderblichen Umschlingungen loszumachen. Der jüngere Knabe, mit den Knieen fest an den Unterschenkel des sitzenden Vaters geschnürt, und jeden Arm von der Schlange einmal umringelt, sucht den Kopf des schrecklichen Thiers ohnmächtig von seiner

Brust abzuwehren, und blickt hülfeflehend zum Vater hinauf. Der ältere Sohn, links, an das abwärts gestreckte Bein des Vaters geknotet, doch leichter umschlungen, sucht eine Windung der Schlange von seinem linken Fuß abzustreifen, während er den rechten, ebenfalls schon umwundenen Arm gegen den Vater ausstreckt, als hätte er so eben noch Rettung von diesem gehofft. Aber in eben diesem Momente wird der Vater, der mit dem rechten aufwärts gestreckten Arm den glatten Schlangenkörper von sich abhebt, von dem wüthenden Thiere in die hintere linke Weiche gebissen; vergebens packt seine Linke wegdrückend den Hals der Schlange; sein ganzer Körper strebt abwärts von dem Ort des Bisses, rechts empor, vor Angst und Schmerz; der Unterleib ist eingezogen, hoch gehoben sind Brust und Schultern; das geistvolle, würdige Antlitz drückt den höchsten Schmerz mit dem energischesten Kampfe gegen den Schmerz aus, der Mund ist zum, vielleicht zurückgehaltenen, Aufschrei geöffnet; die Augen schauen zum Himmel, wie um Rettung flehend. In dieser Stellung, in diesem Zustande denke Dir drei Menschen, herrliche, göttliche Menschennaturen, an denen jeder Muskel Leben, Seele, ja Geist ausdrückt, im Momente des furchtbarsten Leidenskampfes, und jede Linie Schönheit, ja Zierlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit; das Ganze so leichtübersehbar hingehaucht, so wohlthuend fürs Auge geordnet, daß es dasteht wie ein Gedanke der Vermählung des Furchtbarsten und des Lieblichsten, durch die Schönheit selbst verkörpert. Ach, was wollen alle Worte sagen! Und dabei kann dieser Mensch solche ruhige Betrachtungen, solche allgemeine Reflexionen haben.

Theodor sah mich lächelnd an. Er ist nahe daran, mir alles Kunstgefühl, ja alles Menschengefühl abzusprechen, sagte er. Laß ihn jetzt fortfahren, so wird er mich in wenigen Minuten als den kältesten, beschränktesten, alles Enthusiasmus unfähigen Menschen schildern.

Nun, versetzte ich, so will ich ihm sagen, was mir erst heute Morgen der Besitzer jenes Kunstwerkes erzählte; nämlich daß Du, mein lieber Theodor, gestern nach langer Betrachtung des-

selben, in helle Thränen ausgebrochen seiest und noch lange nachher die tiefste innere Bewegung verrathen habest. Das kann ihm wenigstens beweisen, daß neben dem besonnensten Denken sehr wohl die lebhafteste Empfindung in einem und demselben Menschen vereinigt bestehen kann. Und bekenne es nur, mein lieber August, so leichtrührbar und erregbar Du bist, und so oft Du unsern Theodor der Theilnahmlosigkeit und Gleichmüthigkeit anklagst, eine Thräne hat Dich jener Anblick schwerlich gekostet.

Nun, sagte Theodor, indem er vor sich niederlächelte, das ist doch sonderbar; der Eine wirft mir zuviel Hartherzigkeit, der Andere zu große Weichherzigheit vor, und am Ende bin ich gezwungen, allen Beiden Recht zu geben. Aber vergeßt den Gegenstand nicht, von dem wir sprachen.

Ganz recht! versetzte August. Und freilich hat mich das Anschauen dieses wundersamen Kunstwerkes keine Thräne gekostet. Kennte ich nicht Theodors gebildetes Gefühl und Verständniß für die Kunst, so würde ich ihn um dieser Thränen willen schelten. Einen solchen Antheil nehmen nur die an der Kunst, die sie nicht an sich zu betrachten und zu schätzen wissen, und sie noch mit der Natur verwechseln. Aber ich wette, Theodor, Du hast eine der Darstellung und den Künstlern ganz fremde Idee hinzugebracht, die Dich in eine Bewegung dieser Art versetzt hat, sonst wüßt' ich mir dieselbe bei Dir durchaus nicht zu erklären.

Wenn Du willst, erwiederte Theodor, so war es allerdings eine Idee, eine Betrachtung, ein Gedanke, oder welchen Namen Du sonst dafür hast, was mich dabei überwältigte. Aber warum müßte derselbe gerade dem dargestellten Gegenstande und den Künstlern ganz fremd gewesen sein? Diese haben doch jedenfalls in dem Besonderen etwas Allgemeines, etwas Universales dargestellt, und könnte ich nicht vielleicht gerade dies in der Seele bewegt haben? Du hast vorher in Deinem Zorne gegen mich die Gruppe recht wohl geschildert, und selbst schon von allen zufälligen Besonderheiten abgelöst; es ist, wie Goethe sagt,

ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Thieren zu unterliegen. Sollte aber damit bereits die Idee ausgesprochen sein, welche das ganze Meisterwerk ursprünglich erzeugte?

Und warum nicht? sagte August. Reicht sie als Kunststoff nicht völlig aus? und ist nicht alles Uebrige, was diesem Werke einen so hohen Werth gibt, lediglich dem künstlerischen Genius zuzuschreiben? Ja, ich zweifle, daß der Künstler überhaupt sich eines allgemeinen Gedankens dabei bewußt gewesen sei, daß er einen solchen gehabt habe.

Nun, versetzte Theodor, nennst Du den geistigen Inhalt, die höhere Anschauung, von der wir sprechen, geradezu einen Gedanken, so konnte er ihn freilich nicht haben, ohne sich seiner bewußt zu sein; denn das Bewußtsein um einen gewissen Inhalt des Geistes macht denselben ja zum Gedanken. Laß es uns daher lieber anders benennen, meinethalben Idee, oder wie Du willst; wenn Du nur zugibst, daß es ein Ewigwahres sei, und, weil ewig, voll unerschöpflichen Inhalts, dessen der Mensch minder oder mehr inne sein kann, das er als Künstler daher auch in seinen Werken aussprechen kann, ohne es gerade zum Gegenstande seiner Reflexion zu machen. Du wirst dies zugeben, denn einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst zeigt die tägliche Erfahrung, daß aller Zusammenhang seiner verschiedenen Thätigkeiten jedesmal eine solche höhere Einheit zum Grunde hat, wenn dieselbe oft auch gar nicht in sein Bewußtsein tritt. Nun meine ich, daß jedes ächte Kunstwerk von seinem Meister im Dienste einer solchen Idee erschaffen werde, daß das Kunstwerk mithin nothwendig wieder über sich selbst zu dieser Idee zurückweise, und daß auch die Laokoonsgruppe Zeugniß, Offenbarung, Prophezeiung einer solchen sei.

Dagegen habe ich nichts, erwiederte August. Hätte Agesander, oder wer der Meister unseres Werks ist, diese Idee rund und nett in drei Worten aussprechen können, so würde er eine Zunge und nicht seinen Meißel gebraucht haben; und könnten wir's, so würden wir an dem Werke keinen größern Antheil nehmen, als an einem Räthsel, das man errathen hat; — es

ist höchstens gut, um es auch einem Andern aufzugeben. Aber bei einem Kunstwerke ist es die Idee der Schönheit, die der Künstler ihm eingestaltet, in deren Dienst er wirkt, die er ausdrücken will.

Wie? sagte Theodor, nichts weiter? Ist denn auch als Idee die Schönheit etwas, das zu denken ist ohne ein Anderes, daran sie ist? Ich weiß wohl, daß Du mich an die Philosophen, Platon an der Spitze, verweisen kannst, aber ich bin kein Philosoph. Ich gestehe, daß ich wohl von einem Wesen, das durch und durch vollkommene Schönheit hat, einen Begriff habe, und zwar allein durch dies überaus herrliche Wesen selbst, daß es mir aber völlig unmöglich ist, ohne Selbsttäuschung den Gedanken in mir zu vollziehen von einem Schönen, das gar nichts anderes sei als nur schön, und so ganz allein für sich bestehe als die Schönheit selbst. Dagegen ist es mir ganz denkbar, daß Jemand von dem urschönen Wesen oder von irgend einer Mittheilung und Aeußerung desselben nur der Eigenschaft der Schönheit inne wird. Soll er dieselbe dann aber irgendwie in sich erfassen, so muß er sie an etwas Anderem wahrnehmen, welches sie an sich hat durch Mittheilung von dem Prinzipe auch des Schönen; und dies Andere ist beim Künstler eben diejenige Idee, die er durch sein Werk ausspricht. Oder mit andern Worten: Schönheit ist die Göttlichkeit der Form, da die Form aber immer einen Inhalt voraussetzt, an dem sie ist, so muß der Künstler, ehe er auch nur in der Phantasie sein Werk bildet, zuerst und zuhöchst die Idee des Inhalts seines Werkes haben. Wir müssen freilich beim Laokoon gestehen, daß diese seine Idee so reich und tief ist, daß wir ihren Inhalt vielleicht nur in ganzen Reihen von Gedanken, von Gedanken, die das Höchste und Tiefste berühren, entwickeln könnten. Dennoch aber muß sie auch uns, auch mich und Dich treffen, wenn sie wirklich universal sein soll.

Mit einem Worte, sagte August lebhaft, Du siehst und Du suchst in dem Kunstwerke noch etwas Anderes, als die Kunst.

Wie Du willst, entgegnete Theodor; aber dann hab ich es

von der Kunst selbst gelernt, die ja auch nicht als das letzte Ziel sich selber sucht, sondern sich durchaus nur als Mittel gibt, und zwar, wie Dein verehrter Goethe trefflich irgendwo sagt, als Vermittlerin des Unaussprechlichen.

Nun, rief August ungeduldig, so komm mit Deiner Idee endlich einmal zum Vorschein! Sprich Dein Unaussprechliches aus!

Närrischer Mensch, erwiederte Theodor, wie soll ich das anfangen? Das thut das Kunstwerk ja. Indeß, wenn ihr mit meinen Grillen Nachsicht haben wollt, so will ich gern beichten, daß ich in dem berühmten Kunstwerke allerdings ein Symbol für etwas uns Allen überaus Wichtiges gefunden habe, wenn ihr nur den Ausdruck Symbol in der Art fassen wollt, wie man ihn bei jedem ächten Kunstwerke anzuwenden berechtigt ist. Laßt uns bei den gefährlichen Thieren anfangen, denen hier nicht gerade der trojanische Neptuns- oder Apollopriester, sondern ein Vater mit seinen zwei Knaben erliegen zu müssen scheint. Die Schlangen sind dem ganzen Alterthume von symbolischer Bedeutung gewesen.

Allerdings, versetzte August. Und als Symbol der Schlauheit, der Falschheit, der Schnelligkeit, des Verderbens zeigen sie sich hier eben in ihrer angeborenen Rolle. Sie umschlingen, wie die Liebe umschlingt, aber um zu zerstören; sie haben die Unglücklichen belauert, ohne daß diese ihnen entfliehen konnten; sie verstrickten sie miteinander, um sie zu erwürgen; man sieht den Augenblick kommen, wo alle Drei ihnen unterliegen. Denk' ich zugleich an die Schlangen der Eumeniden und des Medusenhauptes, so mögen sie weiter als Bilder des Neides, der Zwietracht und des Entsetzens dienen. Um so schrecklicher, daß drei durch die edelsten Bande vereinte herrliche Menschen von ihnen umwickelt und ertödtet werden.

Das sind die heidnischen Bedeutungen, fuhr Theodor fort: aber es ist das Eigenthümliche des Heidenthums, die Einheit vor der Mannigfaltigkeit ihrer Momente zu verlieren. Alle einzelnen Bedeutungen, die Du genannt hast, wurzeln in der Ein-

heit des Bösen und des daraus entsprungenen Uebels, der Sünde und ihrer Strafe. So finden wir die Schlange in der Uroffenbarung. Sie ist die Hebamme bei der Erstgeburt der Sünde, und das Gericht, das deshalb über sie geht, setzt verderbliche Feindschaft zwischen ihr und dem Menschen.

August lächelte verwundert. Das ist eine absonderliche Gedankenverbindung, sagte er, an die weder Heyne noch Herder, weder Lessing noch Goethe gedacht haben.

Aber so fern liegt sie gar nicht, entgegnete ich, und da mich August neugierig und Theodor aufmunternd ansahen, fuhr ich fort: Wenn ich drei Menschen in Wirklichkeit in diesem furchtbaren Zustande sähe, so würde ich freilich eher an alles Andere denken, als ich nach der Ursache ihres entsetzlichen Schicksals fragte. Sähe ich sie aber abgebildet, oder fände ich sie in Wirklichkeit etwa schon hingewürgt auf solche Weise, so ist die Frage ganz natürlich: Warum mußte die Armen dies treffen? und als allgemeine Antwort könnte ich mir nur sagen: Weil auch sie Sünder sind, und daher den allgemeinen Naturübeln unterliegen müssen, nicht ausschließlich ihrer Strafe, sondern der Strafe des Geschlechts wegen. Die erste Sünde aber ist mit dem Bilde der Schlange so unzertrennlich verbunden, daß man hierauf leicht geführt wird.

Nun gut, sagte August etwas ängstlich; aber Kinder, wohin gerathet Ihr? Ihr kommt mir ganz in die christliche Dogmatik hinein, während wir doch von etwas allgemein Menschlichem sprechen wollten. Was hat Laokoon mit Moses zu schaffen?

Nun sieh, wandte sich Theodor zu mir, wie das unsern Kunstenthusiasten beunruhigt, gleich als ob die freien Höhen der göttlichen Offenbarung mit einer echten Kunstbetrachtung unvereinbar wären. Ich bin gewiß, es ist ihm offenbar Ketzerei, wenn ich nun gar behaupte, daß, wie für Alles, so auch für die Kunst das Wort Gottes, in der Schrift enthalten, allein das richtige Verständniß aufthut. Aber darauf will ich mich jetzt nicht einlassen. Wir wollen bei unserem Gegenstande bleiben. Nur in Beziehung auf ihn meine ich behaupten zu müs-

sen, daß wir das eigentliche Verständniß über die Idee, welche der Künstler darstellte, allein aus den Tiefen der Offenbarung schöpfen können; denn diese allein spricht sie in ihrer ganzen Einheit und Mächtigkeit aus. Indeß muß ich unseren Freund nochmals mit Moses behelligen. Im vierten seiner Bücher erzählt er, daß Israel auf seinem Zuge durch die Wüste, auf dem engen Ufer zwischen dem arabischen Meerbusen und dem Gebirge, gegen Gott und Moses gemurrt habe, über seine Ausführung aus Aegypten der steten Mannaspeise wegen unzufrieden geworden, und dafür durch Zusendung wüthender Schlangen gestraft worden sei. Die bissen das Volk, heißt es, und es starb viel Volks in Israel. Ich bemerke nur gelegentlich, daß es einen eigenthümlich bedeutsamen Gegensatz bildet, wenn die erste Sünde des Genusses einer gottverbotenen Speise durch eine Schlange herbeigeführt, und die Sünde der Verschmähung einer gottverordneten Nahrung durch Schlangen gestraft wird. Aber was meinst Du, August, wenn nun ein Mensch, der mit dem klassischen Alterthum völlig unbekannt, dagegen mit der heiligen Schrift genau vertraut wäre, unsere Gruppe sähe, und aufgefordert würde zu sagen, welche besondere Begebenheit hier vorgestellt worden sei, würde er nicht sogleich sagen, dies seien drei jener bestraften Israeliten? Wir würden nun freilich über ihn lächeln, aber abgesehen von unserer Kenntniß des Mythus müßten wir ihm doch zugeben, daß die Darstellung vollkommen auch zu seiner Meinung passe. Und das würde uns doch aufmerksam machen müssen, daß die von dem Griechen dargestellte und die von Moses erzählte Begebenheit nicht bloß von Außen eine gewisse Gleichheit hätten, sondern auch der Idee nach zusammentreffen dürften. Die Schlangen sind das Bild der Sünde und das Bild der Strafe.

Und diese Idee sollte im Geiste eines Griechen haben wohnen können? rief August.

Warum nicht? sagte Theodor. Bekanntlich hat Sophokles eine Tragödie Laokoon gedichtet. Besäßen wir sie noch, sie würde Dir beweisen, daß der Dichter des Oedipus und der

Antigone auch in diesem Falle Verschuldung und Bestrafung wohl erkannt habe. Wenn wir auch durch die Offenbarung eine tiefere Einsicht in das Wesen der Sünde und ihrer Folgen gewonnen haben, so war doch die Substanz dieses Gedankens bei den Griechen keine andere, als sie es bei uns ist. Ja, man mag Grieche oder Christ sein, man ist, weil man ein Gewissen hat, schon gezwungen, die furchtbaren Naturübel, unter denen diese edlen Menschengestalten leiden, in eine sittliche Beziehung zu ihnen zu setzen. Wir aber sollen uns diese Beziehung doch wohl nicht nach dem unzureichenden Maße des Griechen vergegenwärtigen? Wir sollen doch wohl nicht die Bestimmtheit und Tiefe des Gedankens, welche uns die Schrift gegeben hat, aus pedantischer Anbequemung dem klassischen Bildwerke gegenüber aufgeben?

August dachte einen Augenblick nach und sagte dann: Ich kann mich in diese Betrachtungsweise noch nicht finden, kann mir aber wohl denken, wie Du Dir mittels ihrer das Kunstwerk auslegst. Sünde und Verderben umschnüren unter dem Bilde der Schlangen die drei Menschen; sie bilden ein entsetzliches Band zwischen Vater und Kindern; alle Drei suchen sich ihrer zu erwehren, aber sie vermögen es nicht. Hin und wieder vom Einen zum Andern schlingen sie sich. Ohnmächtig und hülflos ist der jüngste Knabe in ihrer Gewalt, er hat am wenigsten Kraft zum Widerstande; Arme und Beine, die Werkzeuge des Kampfes und der Flucht, sind von ihnen bereits gefesselt und gelähmt; vergebens sucht er sich Luft zu machen, vergebens das Unheil von sich zu wehren. Der ältere Bruder, schon gereifter, ist ihnen weniger verfallen; noch hat er Hoffnung sich aus ihren Umknotungen zu lösen, und ist bestrebt, es zu thun, doch nur mit halber Kraft. Denn eben jetzt sieht er den edlen Vater im heftigsten Kampfe so des Widerstrebens als des Leidens. Dieser ringt an mit allen Kräften gegen die verderblichen höllischen Mächte, aber er ist ihnen verfallen, er entwindet sich ihnen nicht mehr, schon fühlt er ihren Zahn an der schmerzhaftesten Stelle; seine ganze Seele sucht sich sträubend von ihnen abzu-

flüchten, aber sie vermag's nicht; ein erstickter Wehschrei, ein flehender Aufblick ist Alles, was ihm übrig bleibt.

Wenn Du nur zugibst, sagte Theodor, daß man es so fassen mag, so kann Dir die Allgemeingültigkeit dieser Auffassung nicht entgehen. Denn sind wir in diesem Falle nicht eben sämmtlich? Kämpfen nicht diesen Kampf alle Menschen auf Erden? Und wenn ihn auch nur die Einen kämpfen als gegen die Sünde, so kämpfen ihn die Andern doch als gegen deren Folgen, die sittlichen oder die natürlichen Uebel. Das Verderben, geistig und leiblich, erhascht, umschlingt, umschnürt uns Alle, schlägt seinen Zahn in uns ein, und überwindet all' unsere eignen Kräfte. Spräche dies Allgemeine nicht der dargestellte besondere Fall aus, wir würden ihn nur als eine schreckliche Einzelheit kalt anstarren, und könnten nicht von ihm bewegt, ergriffen, erschüttert werden, wie wir es werden, wenn wir unsern eignen Kampf, unser eignes Leiden in ihm anschauen und empfinden.

Es entstand hierauf ein kleines Stillschweigen unter uns, aber an Augusts Mienen und leisem Kopfschütteln bemerkte ich wohl, daß ihm diese Art, den Gegenstand zu betrachten, nicht in den Sinn wollte. Auch mir schien diese Auffassung nicht sowohl verkehrt, als vielmehr mangelhaft zu sein, und ich sagte: Ich weiß nicht, Theodor, was mir bei dieser Ansicht noch zu fehlen scheint. Dies hoffnungslose Ringen und Widerstreben hat etwas Beängstigendes, Niederdrückendes, das mir den geistigen Genuß bei Erblickung eines Kunstwerkes ganz verkümmern würde.

Ja wahrlich mir auch, fuhr August heraus; und ich begreife nicht, Theodor, wie Du bei so trübseligen Gedanken stehen bleiben kannst, während doch der Vater in der Gruppe selbst über sich und sein Leiden hinaus und empor schaut zu den Göttern.

Aber meine Lieben, versetzte Theodor, warum meint ihr denn, daß ich die Grundidee des Künstlers damit abgeschlossen sehe? Auch nur auf der angedeuteten Seite haben wir sie ja bei Weitem noch nicht erschöpft. Wir können zum Beispiel noch hervorheben, wie — menschlich angesehen — die Dargestellten

durchaus hohe, edle, herrliche Naturen sind, und wie man für die Bildersprache ihrer Leiblichkeit ganz blind sein müßte, um nicht auch den schönsten Adel des Geistes und des Gemüths in ihnen zu erkennen; und dann seht ihr ja, welch neue Tiefe dadurch der Gedanke unsrer sittlich-natürlichen Verderbniß erhält, wenn selbst ein solcher Adel der Menschenwelt von ihren Umwindungen leidet. Wir könnten ferner sagen: Siehe hier den Unterschied zwischen der gottgeschaffenen Natur des Menschen und ihrer sündlichen Verderbniß; siehe, wie jene von der Letzteren unentfliehbar ergriffen und umschlungen ist, ohne doch an sich mit ihr eins zu sein. Nein, diese Verderbniß ist nicht unser ursprüngliches Wesen, und doch vermag weder eigne noch fremde menschliche Kraft uns von ihr zu retten. Dem jüngsten Sohne in seiner ohnmächtigen Angst sinkt der Kopf zurück und sein Blick muß auf den Vater fallen; wohin er aber auch fiele, hülfeflehend würde er immer sein, und ich finde es sehr sinnvoll, daß er diesen jammernd bittenden Blick eben auf den richtet, der ihm als Helfer und Schützer zugewiesen ist, und eben jetzt ihm weder das Eine noch das Andere sein kann. Denn gegen solche Uebel, wie ich in den Schlangen sie angedeutet finde, ist bei Menschen, auch bei den besten, nächsten, die es am treusten meinen, keine Hülfe. Der Ausdruck des älteren Sohnes ist vorwiegend entsetzenvolle Theilnahme an dem schrecklichen Zustande des Vaters. Während er selbst noch hoffen mag, sich unverletzt loszuwinden, sieht er den Vater schon auf dem Punkte, wo er ihm weder mit Rath noch Beistand helfen könnte, auch wenn er selbst in das Unheil nicht mit verflochten wäre. Abermals die Grenze menschlicher Hülfe bei solchem Uebel! Wie gegen dasselbe aber auch die eigne Kraft des Kräftigen nichts vermag, sehen wir an dem Vater. Bei all seinem Ringen und Widerstreben bleibt ihm für sich und seine Kinder nichts, als der Blick nach Oben, von wannen Gnade und Hülfe allein kommen können. Aber dieser Blick knüpft auch das Irdische an das Himmlische. Ist er nicht, wie ein versteinerter Ruf um Erlösung aus der Höhe? Ich kann mir nicht helfen, ich finde in diesem Aufblick

einen Ausdruck gläubigen Dringens, der weit über das beschränkte Heidenthum hinausweiset. Zum Wenigsten ist keine Spur von Verzweiflung darin.

Bei alle dem, sagte ich, scheint mir doch die Darstellung, wenn ich Deine Auffassung zugebe, unzulänglich. Stelle ich mich dagegen auf den Standpunkt des griechischen Mythus, so läßt dieser zwar auch meinem christlichen Bewußtsein einen großen Mangel blicken, aber dieses Bewußtseins suche ich mich dann auch zu entschlagen.

Das würde mich in mir selbst nur ärmer machen, entgegnete Theodor; denn ich würde die dargestellte Idee anschauen müssen, wie eine Prophezeiung, die der Erfüllung noch mangelt, und doch verstehen wir in der Erfüllung eigentlich die Weissagung erst. Sollte es nicht besser gethan sein, die nothwendige Ergänzung zu jener Unzulänglichkeit mit hinzuzubringen, und in Gedanken wenigstens unsern Nehustan neben die Gruppe zu stellen.

Nehustan? fragte August. Wen meinst Du damit?

Ich erinnerte vorher an die Strafe der murrenden Israeliten, die uns Moses berichtet, antwortete Theodor. Es wird dort weiter erzählt, daß die Strafe auch ihres Zwecks nicht verfehlt, die Gestraften vielmehr ihre Sünde eingesehen und bekannt hätten. Da habe Moses auf seine Fürbitte für sie, von Gott den Befehl erhalten, eine Schlange zu machen und sie auf einer hohen Stange aufzustellen, damit jeder, der von den Schlangen gebissen werde, sie ansehe, so werde er leben bleiben. Als Moses nun eine kupferne Schlange dergestalt aufgerichtet, habe der Aufblick zu derselben allerdings die verheißene schützende Wirkung gehabt. Diese kupferne Schlange erhielt sich bis zu den Zeiten des Königs Hiskia von Juda und wurde von dem Volke Nehustan genannt.

August sah ihn verwundert an. Das scheint mir ganz von unsrer Sache abzuführen, sagte er; doch sei's, wir wollen Dir einmal folgen. Erkläre nur, welche Bedeutung Du diesem Kupferbilde unterlegst.

Ei Lieber, erwiederte Theodor, Du bist ein schlechter Bibelkenner, wenn Du glaubst, ich müßte diesem Zeichen eine Bedeutung unterlegen; denn wir haben ja für die richtige Auslegung desselben die größte Autorität, die es überhaupt für Menschen gibt. Kennst Du sie nicht?

August verneinte es. Ich aber schwieg still, denn obgleich ich mich der Stelle aus dem dritten Kapitel des Johannesevangeliums sehr wohl erinnerte, so war ich doch begierig zu hören, wie Theodor die Sache ausführen würde. Dieser fuhr auch sogleich fort: Nun, wir können auch nur erst bei dem Zeichen selbst bleiben, das schon für die damaligen Israeliten sogleich seine doppelte Bedeutung haben mußte. Denn daß es überhaupt nur ein Symbol sein solle, konnte ihnen um so weniger zweifelhaft sein, als das hohe Alterthum, dem jedes Abstrakte fremd war, überall nur einen sinnbildlichen Ausdruck für seine Gedanken kannte, selbst in der Sprache; und als namentlich die Israeliten in Aegypten, ja an ihrer eignen Stiftshütte solcher Bezeichnungsart durchaus gewohnt waren. Nun aber war die Geschichte des Sündenfalls, wie sie Moses aufgezeichnet, gewiß nicht bloß eine von ihm niedergeschriebene, besondere Offenbarung oder ein Geheimniß, sondern lebendige Ueberlieferung im ganzen Volke, in jeder Familie, die Schlange also jedem als Bild der Ursünde und des Ungehorsams gegen Gott bekannt. — Und dies war die erste Bedeutung. Daß sie zweitens aber Bild der Strafe sei, lehrte sie die Züchtigung, der sie so eben unterlagen, nur allzu eindringlich. Wußten sie nun ferner, daß bei diesem erhöhten Bilde ihrer Sünde und ihrer Strafe Gottes Wort und Verheißung war, und erlebten sie die heilsame und schützende Wirkung desselben an sich und andern, so mußte ja wohl einem tiefer nachsinnenden Gemüthe auch dieser ganze Vorgang als sinnbildliche Andeutung einer höhern Idee erscheinen, wenn es derselben auch aus andern Gründen nicht im Geiste habhaft werden konnte. Meinst Du aber nicht, daß uns dieß wohl gelingen könne?

Nun, und wie? fragte August.

Indem wir auch in diesem besondern Falle, wie vorher bei unserm Kunstwerke, das Allgemeine aufsuchen, und so vom Symbol zu der bezeichneten Sache übergehn. Es kann uns ja nicht entgehn, daß nicht zunächst das zum Anschauen aufgerichtete Bild der Sünde und Strafe die schützende und belebende Wirkung hatte, sondern vor allem Gottes darin enthaltenes Wort und Verheißung, das heißt Gott, sofern er sich ausspricht und sein Heil anbeut, selber. So wie wir nun aber uns und alle Menschen gefährdet und verletzt finden von der Sünde und Strafe, so mögen wir doch auch allerdings fragen, ob denn nicht auch uns Gottes Wort und Verheißung in Gestalt unsrer Sünde und Strafe aufgerichtet sei, so daß der vertrauende Aufblick unsers ganzen Wesens zu ihm auch uns schütze und erlöse? Und das müssen wir doch wohl bejahen, wenn wir den am Kreuze erhöhten Heiland nicht ganz vergessen haben, der das wirklich und wesentlich für die Menschheit ist, was jenes Bild kraft seiner Bedeutung den Israeliten in der Wüste war.

Und welche Autorität hast Du für diese Auslegung? fragte August.

Theodor zauderte mit der Antwort und wurde roth, ich glaube, weil er innerlich zürnte über Augusts Unkenntniß der Schrift oder weil er sich derselben an seiner Stelle schämte. Ich sagte daher rasch: Er hat die Autorität Jesu Christi selbst für sich, der gesagt hat: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Ja, fuhr Theodor mich freundlich anblickend fort, und meinst Du nicht, wenn wir mit diesem Bewußtsein uns den Nehustan neben dem Laokoon aufgerichtet und des letzteren Blick auf jenen geheftet denken, daß dann durch unser Innres die höchste Idee gehen müsse, welche Gott an der Menschheit bethätigt und verwirklicht hat; eine Idee, deren Fülle und Tiefe wir vergebens auszugründen versuchen, und die wohl geeignet sein dürfte, uns aufs Innigste zu ergreifen und zu erschüttern?

Glaubst Du denn wirklich, fragte August, daß der griechische Künstler von alle dem auch nur die entfernteste Ahnung gehabt habe?

Durch das ganze heidnische Alterthum, erwiederte Theodor, gehn dunkle und gewaltige Ahnungen dessen, was Gott an der Menschheit erfüllen wollte, aber zerstreut, zerrissen und vereinzelt. Oder dünkt Dich nicht, daß es eine Ahnung von der Menschwerdung Gottes sei, wenn die Alten alles Göttliche vermenschlichten, allen ihren Göttern Menschengestalten beilegten? Daß es eine Ahnung von dem irdischen Schicksal des Gottmenschen sei, wenn auch ein Gott von den Menschen auf Erden Hohn und Verfolgung dulden mußte? Kannten nicht auch sie versöhnende Opfer? Und wenn ein Herkules, im Opfer seiner selbst verzehrt und getödtet, lebendig emporsteigt zu den Göttern, ist das nicht eine Weissagung? Waren dies und Aehnliches nicht einzelne verlorne Laute einer Prophezeiung, in welcher die Alten wandelten ohne sie zu verstehn? Und können wir die Grenze bestimmen, bis wohin sie in ihrer Verbindung die Ahnung des Einzelnen führen konnte? — Aber glücklich wir, die wir das Ganze wissen, und aufblicken, wie der schlangenumwundene Vater, zu dem, den Gott in der Gestalt des sündlichen Fleisches zum Opfer für uns gegeben hat, daß wir Leben und Erlösung haben durch Ihn!

Theodor war bei den letzten Worten sehr bewegt geworden, und ich hätte das Gespräch gern fortgesetzt, aber August, dem die Wendung unsrer Unterhaltung unbequem und lästig wurde, stand auf und erklärte nun zur Theilnahme an unserm Spaziergange bereit zu sein. So gingen wir denn zusammen fort und es war für dasmal von diesem Gegenstande unter uns nicht weiter die Rede.

Eros und Agape.

Ein Gespräch

von

Viktor von Strauß.

Heidelberg 1854.
Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Eros und Agape

Mit Theodor und August war ich auf [illegible]

[illegible]

Eros und Agape.

Mit Theodor und August war ich auf unsres gemeinschaftlichen Freundes Friedrich's Landgut hinaus gefahren, damit wir ihm einige Tage die trübe Einsamkeit verscheuchten, der er sich in seinem Leide nur zu sehr überließ. Wir waren die Einzigen, denen er seinen Schmerz anvertraut hatte. Er liebte ein edles Mädchen, seine Neigung war lebhaft erwiedert worden, allein die Eltern seiner Geliebten, eifrige Katholiken, hatten die Verbindung ihrer Tochter mit dem jungen protestantischen Edelmanne auf's Entschiedenste abgelehnt. So sehr er unsre Theilnahme erkannte, die wir ihm natürlich nur indirekt bezeugen konnten, und so dringend er uns gebeten, einige Tage bei ihm zu verweilen, so zog er sich doch mehr von uns zurück, als wir wünschten. Ich glaube, sagte ich am zweiten Nachmittage, als ich mit Theodor und August auf dem Lieblingsplatze unsres Wirthes im Park saß, ich glaube, Friedrich vermeidet uns absichtlich, um seinen schmerzlichen Gedanken desto ungestörter nachhängen zu können. — Er wird an seine Maria schreiben, sagte August. Ich hoffe, er befolgt meinen Rath. Ich habe gestern noch spät mit ihm allein gesprochen und ihn aufgemuntert, sich aus seiner unmännlichen

Entsagung aufzuraffen und auf irgend eine entschlossene That zu sinnen, wär's auch nur eine Scheinentführung, die dem alten Baron sein Jawort abzwingt. — Aber würde er Recht daran thun? würde er das verantworten können? fragte ich. — Thut der Baron denn Recht? rief August lebhaft. Kann er seine Weigerung verantworten? Welch ein alberner Grund ist die bloße Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses! Selbst Theodor wird das zugestehen. — Du irrst, sagte Theodor ernst und mit dem Ausdruck der Mißbilligung. — Wie? rief August, soweit kann Dich Deine rechtgläubige Sittenlehre vom Wege der Natur ableiten? Unmöglich! Fürwahr, ich rühme mich nicht einer besondern Frömmigkeit, aber das göttliche Recht einer edlen Liebe werde ich nie verkennen. Oder woher stammt denn der geheimnißvolle Zug, der Jüngling und Jungfrau magisch durchströmt, ein süßes Feuer in ihren Blicken entzündet, eine glühendere Röthe auf ihre Wangen gießt, wenn sie einander erblicken, hören, nahen; dies schmelzende Spiel von tausend Schmerzen und tausend Seligkeiten, das ihre Seelen an einander kettet; dieser Paradiesesschimmer des Lebens, in welchem sie wie in einem süßen Traume um einander herwandeln, unbewußt gezogen, unbewußt einander zustrebend, Seel in Seele strömend, bis das erste Wort der Liebe den seligen Traum in ein noch seligeres Erwachen auflöset und die erste bräutliche Begrüßung, das erste: „Dein!“ Wogen nieempfundener Wonnen vom Himmel über sie herabrauschen läßt — woher stammt das Alles, wenn es nicht göttlichen Ursprung hat? Gibt es ein köstlicheres, beglückenderes Band, das Menschen an Menschen knüpft? Ist es eine menschliche Erfindung? der Einfall eines Müssigen? Eine Offenbarung göttlicher Kräfte ist es, das haben selbst die großen Alten, die dir hoffentlich mehr als nur blinde Heiden sind, erkannt, und als göttlich haben sie ihren Eros, ihren Amor verehrt. Fürwahr, jeder Frevel an einer reinen treuen Liebe, worauf er sich auch berufen wolle, ist die Beleidigung eines Gottes. — Nach Deinem Standpunkte muß ich Dir recht geben, erwiederte Theodor

ruhig. — Ja, sagte August, ich kenne Deine Weise, wie Du Recht gibst, und wenn ich nicht von Herzen Dein Freund wäre, so hätte uns das schon tausendmal entzweit. — Nun sieh, sagte Theodor zu mir, hast Du je einen seltsameren Menschen gefunden? Wenn man ihm Unrecht gibt, so zankt er, und gibt man ihm Recht, so hadert er. — Weil mir nichts daran liegt, auf meinem Standpunkte Recht zu haben, wenn nicht zugestanden wird, daß mein Standpunkt selbst Recht habe. — Aber wer leugnet denn das? fuhr Theodor gegen ihn fort; ich gewiß nicht, sobald Du damit nur nicht sagen willst, von Rechtswegen müsse Jeder Deinen Standpunkt einnehmen, vielmehr nur verlangst, daß auch er in seiner Berechtigung anerkannt werde. — Ach, Deine Unterscheidungen! rief August. — So ist er nun, sagte Theodor; obgleich er recht gut weiß, daß alle Erkenntniß der Wahrheit auf richtiger Unterscheidung beruht, so schilt er sie doch, sobald sie die Grenzen seines Enthusiasmus bezeichnen will. Aber ich kann Dir sogar mehr Recht geben, als Du verlangst, August. Denn auch der erstgeschaffene Mensch in der heiligen Intuition begeisterter Liebe rief, als ihm der Herr das Weib entgegenbrachte: „Das ist doch Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleisch. Man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist. Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein Ein Fleisch." — Wohl, versetzte August; auch dieser ebräische Mythus, der ohne Zweifel Dein Standpunkt ist, bestätigt den meinigen. Von der schaffenden, bildenden Gewalt leitet er das Füreinandersein des paradiesischen bräutlichen Paares ab, und besingt mit der Macht zugleich das Recht der Liebe, ja ihr Recht gegen Vater und Mutter. Gegen dies von der Gottheit selbst geschlungene Band hat keine andere Autorität ein Recht. Es ist die Stimme der Natur, darum Gottesstimme. Was würde die Gottheit dem erwiedert haben, der Adam von Eva hätte scheiden wollen, weil die Erkenntniß und Verehrung Gottes bei dem Einen eine andere Form gehabt hätte,

als bei dem Andern? Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Das wäre die Antwort gewesen. Die Liebe aber ist Zusammenfügung von Gott. — Er blickte Theodor triumphirend an, und ich sagte: Du kannst Dich nicht beklagen, Theodor, wenn er Dich diesmal kräftig auf unserem Standpunkt angegriffen hat, denn Du hast ihm die Waffen dazu selbst in die Hand gedrückt. — Meinst Du, ich sei zu weit gegangen? erwiederte der ältere Freund. Aber was dünkt Dich, August, wenn wir aus dem weiter schließen wollen, was Du ebräischen Mythus, ich aber heilige Urgeschichte nenne, müssen wir es da nicht in dem ganzen vollen Sinne dieser Geschichte thun? Wir dürfen doch ja nicht uns dem Tadel aussetzen, aus einzelnen, dem Zusammenhange entrissenen Stellen der Schrift folgern zu wollen. Und da erzählt nun die Geschichte, daß Adam jenen ersten Triumphgesang bräutlicher Liebe in dem Stande heiliger Unschuld angestimmt, als er noch nicht wußte, daß er ein sündiges und schuldiges Menschengeschlecht erzeugen werde, daß Ungehorsam gegen Gott und Abirrung aller Triebe vom Göttlichen seiner Nachkommen trauriges Erbe sein werde. Wie hätte er da an einen Ungehorsam gegen die Eltern, oder gegen den Glauben, oder etwas Aehnliches denken können? Will denn überhaupt im Munde des Menschenvaters, der im Geiste ein schuldloses Geschlecht in paradiesischer Eintracht und Harmonie vor sich erblühen sieht, jenes Vater und Mutter Verlassen und an seinem Weibe Hangen etwas anderes sagen, als daß der Sohn, der sein Weib findet, sich ablösen wird vom väterlichen Stamme, um nun mit seinem Weibe selbst einen neuen Stamm zu bilden? Kann es im Sinne jener Geschichte liegen, daß er dabei an Empörung und Widersetzlichkeit gegen väterlichen und mütterlichen Willen gedacht habe? — Im Sinne der Sage geb' ich das zu, entgegnete August; aber wie konntest Du dann sagen, Du gäbest mir durch jenen Ausspruch mehr Recht, als ich verlange? und warum bewährt sich derselbe auch nach meinem Sinne bis auf den heutigen Tag? — Weil er eine unauflösliche

Wahrheit enthält, antwortete Theodor. Denn er spricht die Macht und die Folgen eines von Gott der Natur eingepflanzten, ursprünglich allerdings heiligen Triebes aus. Solange nun die Natur heilig war, war auch, wie Du eben sagtest, ihre Stimme Gottesstimme. Allein sobald die Naturseite des Menschen zum sündlichen Fleisch wurde, verlor sie diese Bedeutung. Die Macht und die Folgen jenes Triebes sind dadurch nicht aufgehoben, erscheinen nun aber ebenfalls in sündlicher Gestalt, und gerathen in unzähligen Fällen mit dem göttlichen Gesetz und der göttlichen Liebe in Widerstreit. —

Ja, ja, rief August heftig aufspringend, das sind die Consequenzen Deines naturmörderischen Systems! Sünde und Missethat ist's, wenn das schuldlose Herz der Jungfrau höher schlägt beim Anblicke des Geliebten; Sünde und Missethat, wenn sie ihr reines Innere vor ihm aufschließt und ihm die Fülle stiller Seligkeit zeigt, die seine Liebe darein ergossen; Sünde und Missethat ist jede liebliche Verkettung der Gedanken und Empfindungen, die sich im unschuldigen Liebesgeflüster durch einander flechten, verdammliche Gluth ist jedes süße Erröthen, und Feuer des Satans jeder liebetrunkene Blick! — Aber das Alles schiebst Du Theodor ja nur unter, Du Folgerungszüchter! sagte ich. Ihr sprecht ja, soviel ich verstehe, von ganz verschiedenen Dingen. — Verschiedenen? wie so? Liebe ist Liebe! — Das bezweifle ich gar sehr, erwiederte ich. Du kennst recht wohl den alten Satz, daß, wenn zwei Dasselbe thun, es eben schon nicht dasselbe sei. Und als Du vorher an die alten Völker erinnertest, fiel mir bereits ein, daß ihr Eros und Amor doch ganz etwas Anderes war, als z. B. unsre altdeutsche Frau Minne, und diese wieder etwas Anderes, als eine in Gott geheiligte, keusche Liebe ist. — Der Eros der Alten, sagte August, indem er sich wieder setzte, war wenigstens durchaus Gesundheit, Kraft und Natur, wenn gleich nur ein Heidengott. — Nein, fürwahr nicht, sagte ich, oder Du müßtest die furchtbaren Verirrungen, die öffentlichen Gräuel, jene Scheußlichkeiten, die bei Opfern und Altären getrieben wurden,

geradezu aus der Geschichte wegstreichen. — Das waren eben Verirrungen, entschuldigte August. — Ja, sagte ich, aber deshalb nicht die Ausnahmen, denn das war, so entsetzlich es klingt, Religionssache, Kultus. Wie es das werden konnte, begreif' ich freilich nicht. — Warum nicht, mein Lieber? sagte Theodor. Wäre ich, wie Du es nanntest, ein Folgerungszüchter, so wollte ich Dir sogar zeigen, daß der Ausgangspunkt dieser Verirrungen eben in der Ansicht unseres August liegt. — Wie? sagte dieser; hab' ich denn von jenem rohen ungebändigten Naturtriebe gesprochen? — Deß beschuldige ich Dich keineswegs, versetzte Theodor. Aber wenn ich Dich recht verstand, so erklärtest Du die Liebe überhaupt für etwas Göttliches und nanntest sie eine Offenbarung göttlicher Kräfte; nicht so? — Allerdings. — Aber damit meintest Du doch nicht jene heilige Liebe, jene Agape, sondern die natürliche, den Eros? — Nur den letzteren. — Aber läugnest Du etwa, daß er ganz aus der dermaligen Natur des Menschen hervorgehe? — Wie so? — Ich meine, ob Du ihn für eine übernatürliche, geistige Macht hältst, welche den Menschen ergreift, oder für einen Zustand seiner eigenen Natur? — Ich bin kein Freund mystischer Erklärungen, und bin mir gar wohl bewußt, daß wenn ich liebe, ich selbst dies thue, und kein Anderer in mir. — Gut; aber ist das denn ein freiwilliges Thun? — Das behaupt' ich ja eben, daß es das nicht sei; darin liegt ja eben das Geheimnißvolle, auf eine höhere Fügung Hindeutende. Wäre es noch Liebe, wenn ich vor jede widerwärtige, wie vor jede reizende Gestalt hintreten und gegen sie empfinden könnte, was ich nur gegen die Eine, gegen die Geliebte, zu empfinden vermag? Wenn ich die süße Nöthigung, die mein ganzes Seyn ihr entgegenstreben, ihr zuströmen läßt, nach Willkür in mir hervorrufen oder unterdrücken könnte? Nein, die wahre Liebe hat ihre eigene himmlische Freiheit. Wie ein unentdeckter Schatz schlummert sie in der Brust der Jugend, bis der Blick hineinfällt, der den Bann des Schlummers bricht, der den Zauber löset, der die Liebe ungewollt zur alleinigen Meisterin

und Herrin unser selbst macht. — Nun, sagte Theodor, mir zulächelnd, er spricht wenigstens wie mitten aus der lebendigen Erfahrung heraus, und da dürfen wir ihm schon glauben. Doch August, Du bist gewiß mit mir der Meinung, daß der Mensch das Wesen sei, das aus dem Zusammensein von Leib oder Natur und Geist besteht. — Nun freilich. — Auch darin, daß der Geist das Gebiet der Freiwilligkeit, die Natur aber das Gebiet der Gebundenheit sei? — Erkläre Dich näher. — Mir nämlich scheint der bewußte Geist in mir das zu sein, was allein sagen kann: ich will, weil ich will, und nur sofern der Geist sich selbst für etwas bestimmt, für das er sich auch nicht bestimmen könnte, ist er selbst der thätige Grund seiner Bestimmung. — Zugegeben. — Wenn er sich nun aber in seiner Selbstbestimmung, d. i. in seiner Freiheit gehemmt sieht, indem er nicht auch anders sich bestimmen kann, als er eben thut, kann dann auch der thätige Bestimmungsgrund noch er selbst sein? — Allerdings nicht, weil sonst seine Freiheit nicht gehemmt sein könnte. — Wo also nicht eine fremde wirkliche Macht Besitz nimmt von seinem Geiste, wo er sich in seiner Freiheit gehemmt sieht nicht durch ein anderes Wesen, sondern durch Etwas, das zu ihm gehört, und ein Drittes ist doch nicht denkbar, da muß es also die Naturseite des Menschen sein, von der die Hemmung ausgeht. — Eingeräumt. — Der Naturseite, dem Leiblichen des Menschen aber schreibst Du doch keinen freien Willen zu; sie erkennst Du doch gewiß für das Gebiet, wo Alles Nöthigung und Gebundenheit ist, theils unter das Gesetz der Natur, theils unter den Willen des Geistes. — Gut, es sei so. — Wo Du Dich also ohne geistige Freiheit bestimmt siehest, obwohl nur aus Deinem ganzen geistleiblichen Selbst heraus, da muß es nothwendig von Deiner Naturseite ausgehen. — Und folglich, willst Du sagen, sei die leibliche Seite meines Wesens der Grund, aus dem sich die Liebe entwickele, weil sie nichts Freiwilliges, weil sie eine Nöthigung sei. Ich sehe, das muß ich zugeben. — Nun, sagte Theodor, gegen den Schluß habe ich nichts, und ich wollte darauf eben hinaus. Nun aber

wirst Du die Liebe (ich meine hier immer nur den Eros), doch nicht für Etwas erklären, das an sich selbst sei, sondern zugestehen, daß wenn Du sagst, „meine Liebe", oder „die Liebe in mir," Du nichts Anders darunter verstehst, als Dich selbst, sofern du liebst, daß also die Liebe, als Naturkraft und Naturtrieb, nichts Anderes sei, als die Natur selbst in Dir, sofern sie diese Kraft und dieser Trieb ist. — Ich fürchte mich nicht, auch das einzuräumen. — Wohl, fuhr Theodor fort. Aber nun möcht' ich Deine Meinung über etwas Anderes hören. Göttlich nennst Du doch ohne Zweifel das, was Erweisung und Bethätigung Gottes ist, — wenn Du es nämlich mit diesem Worte ernst nimmst, und nicht in der gedankenlosen Weltweise auch von einer göttlichen Landpartie, einem göttlichen Witz redest. — Nein, nein, ich weiß vollkommen, was ich mit dem Worte sage. — So ist also das Göttliche einer Wirkung oder Erweisung, Gott selbst, insofern er eben dies wirkt oder darin sich erweiset. — Ja. — Bist Du nun auch einverstanden, daß Gott, und folglich alles Göttliche, das sei, was durch sich selbst und um sein selbst willen ist, durch das und um dessentwillen aber alles Andere ist? — Einverstanden. — Daß also das Göttliche allein Ehre, Dienst, Gehorsam und Unterwerfung vor Allem und über Allem und von Allen empfangen soll, eben weil um seinetwillen Alles ist? — Allerdings. — Nun, sagte Theodor, so stehst Du ja wirklich auf dem Punkte, den Paulus im Römerbriefe der alten Welt außer Israel vorwirft, daß Du nämlich dem Geschöpf Ehre und Dienst zuerkennst, wie sie dem Schöpfer gebühren, und in eine Vergötterung der Natur und der Naturkräfte geräthst. Denn wenn Du den Eros göttlich nennst, so gebührt ihm Ehre, Gehorsam und Unterwerfung des ganzen Menschen; wenn er aber eine Aeußerung der Natur, d. i. die Natur selbst ist, sofern sie sich so äußert, so ist damit ein neuer Naturdienst aufgerichtet, eine Naturvergötterung. Ist aber das einmal geschehen, so sind eben dadurch auch alle geistigen und ethischen Bande des Naturtriebes gelöst, auch seine roheste ungebändigtste Aeußerung bleibt, wie Du vorher sagtest, eine Offenbarung

göttlicher Kräfte, und wird damit Religions- und Kultussache. Aber Lieber, fuhr Theodor fort, indem er ihm die Hand reichte, ich weiß recht gut, daß Du mit sittlicher Empörung vor diesen Consequenzen Deiner Ansicht Dich abwendest, und mache Dir dieselben keineswegs in leisester Weise zum Vorwurf. Das ist aber eben nur eine liebenswürdige Inconsequenz von Dir. Dir ist dieselbe natürlich, denn Du trägst edlere sittliche Elemente in Dir; aber Du siehst wenigstens, wie gefährlich Deine Ansicht da sein kann, wo solche nicht vorhanden sind.

August schüttelte schweigend und niederblickend den Kopf. Ich sah, daß er sich überführt, aber nicht überzeugt fühle, und auch mir schien es, als sehe Theodor die Sache gar zu befangen an. Ich glaube, sagte ich, Du betrachtest die Liebe doch zu sehr nur von einer Seite, von der sie kaum noch vorhanden ist. Der rohe Naturtrieb ist doch wohl allgemein von christlicher Scheu und von christlicher Sitte gebändigt. — Wollte Gott, er wäre das, antwortete Theodor; aber wenn das Evangelium auch das allgemeine Leben der Völker soweit durchdrungen hat, daß sich nicht mehr an den Tag wagt, was in dieser Beziehung selbst das öffentliche Leben der feinen Griechen schändete, so entbinden sich noch immer eine große Zahl Menschen wenigstens im Verborgenen von aller christlichen Sitte und christlichen Scheu. Glaube mir, der nur fleischliche Trieb, den ich mich nicht überwinden kann mit dem edlen Namen der Liebe zu bezeichnen, beherrscht zahllose Massen in seiner rohesten Gestalt. Welch thierische Gräuel eine einzige Nacht in einer großen Stadt bedeckt, läßt sich nur ahnen. Die Aerzte wissen von ihren Opfern zu erzählen, und es ist haarsträubend ihnen zuzuhören. Und doch weiß ich nicht, ob ich die elenden Sünder dieser Art und ihre Bestialität mehr verdammen darf, als jene theils communistisch-socialistische, theils pantheistisch-speculative Schule, welche offener oder versteckter darauf ausgeht, unsern heiligen Glauben zu stürzen, und an seiner Statt einen wirklichen Naturdienst mit allen seinen Consequenzen zu errichten. Dieser kultivirte Molochsdienst, von einem seiner Jünger glücklich bezeichnet als

Emancipation des Fleisches, kann nur dazu dienen, durch Abstumpfung und Blendung des Gewissens das Thier im Menschen gänzlich loszuketten, und unter dem Schein einer geistigen Befreiung, einer verlockenden Genialität, alle Lauterkeit und Unschuld bis zur Wurzel wegzuätzen. Die Beimischung von Geistreichigkeit und kluger Mäßigkeit macht das Alles vollends teuflisch. — Ich weiß, sagte August lebhaft, daß Du mir keine Art von Gemeinschaft mit diesen Leuten zutrauest, und theile vollkommen Deine Entrüstung über sie. In einem auf sittlichen Grundlagen erbaueten Staate sollte man mit den äußersten Mitteln gegen diese Volksverderber einschreiten, ebenso, wie man die öffentlichen oder heimlichen Anstalten des Verbrechens vernichtet. Sittenlosigkeit ist eine ärgere Zerstörerin der Staaten als Revolution. — Und das Schlimmste ist, sagte Theodor, daß sie durch die schmeichelnde, verständliche, meist dichterische Form eben da die Unschuld zerstören, wo sie noch am meisten zu finden ist, in den mittleren und Bürgerständen. Doch lassen wir diese Bestien und Teufel. Sehen wir uns bei unserm Landvolke um. — Nun, versetzte August, da ist doch eine unschuldige Liebe nichts seltenes, — wenn Du nämlich nach Deiner vorherigen Erörterung überhaupt das Dasein einer unschuldigen Liebe zugibst. — Wenn Du daran zweifelst, so hast Du mich durchaus mißverstanden, sagte Theodor. — Aber allerdings, sagte ich, ist beim Bauernstande eine unschuldige Liebe ein seltener Vogel. Der Naturtrieb herrscht da nicht allein mit einer ziemlich unversteckten Rohheit, sondern durch ebenso rohe unverhüllte Scherze, Anspielungen und Erzählungen wird die edlere Scham, welche eine Naturausstattung der germanischen Völker zu sein scheint, meist schon in früher Jugend zerstört und der zarte Duft argloser Unschuld abgestreift. Ihr glaubt nicht, welche Entdeckungen man darüber bei Gerichtshändeln macht, die sich um solche Dinge drehen. — Leider weiß ich das, versetzte Theodor, aber so sehr es zu beklagen und zu verdammen ist, so muß man doch noch eine Art Gesundheit und Natürlichkeit der Sünde dabei erkennen, ja eine derbe Treue, welche

Vieles wieder gut macht und in ein ganz anderes Gebiet hinüberführt. — Das ist wahr, sagt' ich, wenigstens da, wo mit echtem Bauernleben alte Sitte, Glauben an das Wort Gottes und Zucht sich noch einigermaßen erhalten haben. Der Jugend beiderlei Geschlechts ist auch da zwar höchst selten ein Geheimniß, was der Unschuld ein Geheimniß sein muß, das roh sinnliche Verlangen wird ohne viele Scheu eingestanden und eilt meist vor der Zeit zu seiner Befriedigung, aber doch mit wenigen Ausnahmen nur da, wo die eheliche Verbindung gewiß erwartet wird, und diese Erwartung wird selten getäuscht. —

Aber ihr Leute, rief August, der während unsres letzten Gesprächs schon mehrmals Zeichen der lebhaftesten Ungeduld gegeben, wo seid Ihr mit euren Reden denn hingerathen? Ist es mir denn eingefallen, von der rohen Sinnlichkeit oder, wie Theodor sagen wird, von fleischlicher Lust zu reden? Meint Ihr, wenn ich die Berechtigung einer edlen Leidenschaft, einer wahren Liebe pries, daß ich von grober Bauernsinnlichkeit sprach? — jener thierischen und teuflischen Entartungen gar nicht zu gedenken. — Das ist richtig, sagt' ich, und auch mir schon mehrmals eingefallen. Ich glaube zwar, Du hast selbst Anlaß dazu gegeben, da Du diese edlere Liebe geradezu mit dem Eros der alten Völker für einerlei erklärtest, und ich bemerkte schon vorhin, daß Du doch wohl eigentlich von unserer deutschen Frau Minne sprachest. — Nun, sagte August, das mittelalterliche Wesen ist nicht mein Element. Aber allerdings meinte ich diese reine züchtige Liebe unverdorbener Seelen, und das hättet Ihr voraussetzen können. Denk' ich freilich an Theodor's abscheuliche Schlußfolgerungen, so muß er auch diese nichts besser behandeln, als die grobe Fleischeslust. Nicht wahr, Freund Theodor? Ihrem Wesen nach sind Dir Beide ganz einerlei und gleich verdammlich? — Woraus schließest Du das? fragte Theodor. — Nun daraus, daß die Liebe, denn auch ich kann nur diese schuldlose edle Leidenschaft Liebe nennen, daß also die Liebe, wie ich schon sagte, eine innere Nöthigung, etwas Unfreiwilliges ist,

und darauf bautest Du ja Deine ganzen Schlüsse. — Nicht doch, mein Lieber; wir fanden daraus nur, daß sie der Naturseite des Menschen angehöre. Das macht sie ja auch keineswegs verdammlich, sondern dies wird sie erst, sofern die Naturseite des Menschen sündliches Fleisch geworden ist, sie daraus hervorgeht und dessen Eigenschaften hat. Und die göttliche Berechtigung, die Du ihr ohne weitere Unterscheidung zusprachst, konnten wir nicht gelten lassen, weil gerade diese nur zur völligen Entkettung des Fleisches führt, was eben die Heiden der alten Zeit und der neuesten Tage bestätigen. — Nun gut, sagte August, die will ich preisgeben. Aber eine Liebe, wie in Shakspeare's Romeo und Julia — Verzeih, unterbrach ich ihn, diese Liebe möcht' ich hier nicht erwähnen. Du willst ja von einer reinen Leidenschaft unverdorbener Jugend reden. — Wie? rief August, rechnest Du dahin die Liebe Romeo's und Julien's nicht? Sagt nicht Julie selbst: „Wenn Deine Liebe, tugendhaft gesinnt, Vermählung wünscht" u. s. w.? — Ja, versetzt' ich; aber daß sie dies sagt, zeigt schon, daß sie auch andre, als tugendhafte Gesinnungen in der Liebe kennt. Bei dem Geschwätz einer solchen Amme konnte ihre Seele schwerlich von den Bildern unberührt bleiben, die der wahren Unschuld fremd sind. — Nun, ohne Beispiel denn, sagte August. Ihr gestehet doch zu, daß es eine keusche, unbefleckte, innige Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau geben kann, welche aber dennoch ganz diejenige Liebe ist, die zur Ehe führt. — Ich wenigstens gewiß, erwiedert' ich. Und meinst Du nicht auch, Theodor, daß ein Unterschied sei zwischen jenem Eros und unserer züchtigen Frau Minne? wenn ich so sagen darf, zwischen dem Triebe des unter die Sünde verkauften Fleisches, der somatischen Liebe, und der psychischen Liebe? — Erkläre Dich, sagte August, ob Du eine solche edle menschliche dem Gebiete der Seele angehörige Liebe zugibst, oder sie nur für eine Schwärmerei überspannter Jünglinge und idealisirender Poeten hälst? — Ihr seid Zwei gegen Einen, erwiederte Theodor, und setzet mir zu scharf zu, daß ich mich nicht sollte gefangen geben. Aber ohne Bedingung kann ich mich nicht ergeben.

— Dacht' ichs doch! rief August. Nicht wahr, wenigstens die Erbsünde mußt Du Dir vorbehalten. — Das wird wohl unnöthig sein, sagte Theodor, denn was Einem Niemand nehmen kann, braucht man sich nicht vorzubehalten; am wenigstens aber würde ich mir vorbehalten, was ich so herzlich loszusein wünsche. Aber ich brauche ja, denk' ich, die erbliche Sündigkeit der menschlichen Gattung nicht zu läugnen, um eine relative Unschuld einzuräumen. Aber zugestehen müsset Ihr mir, daß eine solche an sich unsträfliche Liebe der Seelen, deren Aussicht die Ehe ist, immer noch die Naturseite und das Gattungsleben des Menschen zur Grundlage hat. — Einen Augenblick zögerten wir Beide mit der Antwort, ich aber mehr, weil ich die Folgen dieser Behauptung überdachte, als ihre Wahrheit. August aber kam mir mit seiner Entgegnung zuvor. Wie kann ich das zugeben? sagte er. Die somatische Liebe, wie der da sie nannte, und von der wir vorher sprachen, mag diese Grundlage haben, aber die Liebe der Psyche ist etwas Edleres, Reineres, Höheres. Nein, diese Beiden sind himmelweit von einander entfernt. — Soll man Dir da nun widersprechen oder nicht? sagte Theodor. Ich möchte es thun, denn Du hast, wie mich däucht, Unrecht, und doch möcht' ichs lassen, weil Du mir auch wieder Recht zu haben scheinst. — Und worin hätt' ich Unrecht? — Wie mir scheint, in Vielerlei. Denn erstlich scheint es Dir, glaub' ich, entwürdigend für die psychische Liebe, daß ihre Grundlage die Naturseite des menschlichen Daseyns sein soll. — Allerdings. — Aber warum das? Ist denn das Naturartige an sich etwas Unwürdiges, oder entadelt es den Geist, daß er in der Durchdringung mit dem Leibe lebt, wie sie wirklich vorhanden ist? — Das ist nicht meine Ansicht, aber daß es nicht die Deinige ist, das überrascht mich. — Wie sollte es die meinige sein können, da ich ja, wie Du weißt, aber auch oft tadelst, immer bemüht bin, keine andere Grundgedanken in mir gelten zu lassen, als die ich in der heiligen Schrift bestätigt und gegeben finde! — So findest Du auch diesen darin? — Ganz deutlich. Denn wenn ich da finde, daß Gott den Menschen aus der Naturmasse

dieser Erde gebildet, ihm den lebendigen Geist eingehaucht, daß der Mensch dadurch zur lebendigen Seele geworden, und daß dies Alles nach des Schöpfers eigenem Urtheil sehr gut gewesen, so muß es doch auch des Schöpfers und seines Geschöpfes durchaus würdig gewesen sein, daß der Geist in dieser innigen Verbindung mit seinem Leibe ist. Soll doch auch dem Leibe in einer zu hoffenden Zukunft die große Ehre einer Wiedervereinigung mit dem persönlichen Geiste und einer ewigen Verklärung zugetheilt werden. Und was mir mehr denn Alles gilt: Ist doch das ewige Wort Fleisch geworden, hat doch Gott die menschliche Leiblichkeit, die Naturseite der Menschheit an sich genommen. Ich weiß, daß Dir das keine Geltung hat, mir aber hat es die höchste, und ich wollte Dir auch nur zeigen, warum ich nicht schon die Vereinigung des Geistes und des Leibes an sich für unwürdig für den ersteren halten kann. — Den Inhalt des Schlusses geb' ich zu. Ueber die Vordersätze wollen wir jetzt nicht streiten. — Aber doch müssen wir aus den Vordersätzen Einen näher herbeiziehen, den nämlich, daß des Menschen lebendige Seele durch das Zusammenkommen von Leib und Geist geworden sei. — Du hast mich neulich allerdings überzeugt, sagte August, daß die Seele die persönliche Einheit des Geisteslebens und des Leibeslebens in uns sei. — Wohl denn; so kann es ja an sich nichts Entwürdigendes für die Seele haben, wenn das Leibesleben in ihr nach seinen Zuständen und Wirkungen erscheint. — Erscheint! Ja, das geb' ich zu; aber auch, wenn es die Seele bindet, nöthiget, knechtet? — Nun dann freilich nicht. Aber daß dieß geschehen kann und geschieht, liegt ja nicht in der Einheit der Seele mit dem Leibesleben, sondern darin, daß ihr Geistesleben nicht heilige Kraft genug besitzt, um das Leibesleben stetig in der Ordnung und Unterwerfung zu halten, die ihm geziemt. Aber eben die Erstarkung des Geisteslebens in der Seele ist es, gefördert durch sittliche Bewahrung und sittliche Bildung, wodurch auch die Liebe, wenn sie erwacht, auf dem psychischen Gebiete zuerst erscheint und festgehalten wird. Du siehst also, daß die Liebe der

Geschlechter auch in ihrer edelsten Gestalt innerhalb der Psyche noch die Naturseite des Menschen zur Grundlage hat, und daß ihr dieß keineswegs zur Schmach gereicht. — Zugegeben. Aber Du fingst Deinen Widerspruch mit einem „erstlich" an. Du mußt also noch ein Zweitens haben. — Hernach davon. Jetzt möchte ich erst loben, worin Du mir, wie ich sagte, Recht zu haben schienst. — Nun, so lobe einmal! — Du erklärtest doch die Liebe der Psyche für etwas Reines, Höheres und Edleres, als die somatische, von der wir vorhin sprachen. — Das that ich freilich, und möchte es noch thun; aber da Du die Leiblichkeit mit solchen Kronen geschmückt hast, wie soll ich sie ihr wieder entreißen? — Lasse sie dem göttlichen Geschöpfe immerhin, aber siehe doch den Menschen an, wie er geworden ist! — Wie so? — Nun, wie wir ihn jetzt vorfinden, abgesehen vom Evangelium, oder, wie Du sagen würdest, von der Sittlichkeit des Christenthums. Oder möchtest Du behaupten, daß die sittliche Kraft des Evangeliums sich da wirksam erzeige, wo der rohe ungebändigte Naturtrieb die Oberhand hat? — Wohl schwerlich. — Wo also, mit der heiligen Schrift zu reden, das Fleisch herrscht, da fehlt die ordnende und bändigende Kraft der Sittlichkeit. — Natürlich. — In irgend einer Weise muß sie mithin da vorhanden und wirksam sein, wo die natürlichen Regungen und Begierden nicht sofort in die rohe Sinnlichkeit übergehen, sondern nur als Trieb, Streben und Leben der Psyche erscheinen. — Sicherlich. — Die Liebe also, als reine Erscheinung im Seelenleben, setzt sittlich bewahrte und sittlich gebildete Menschen voraus, wenigstens in Beziehung auf diesen Gegenstand. — Ohne Zweifel. — Nun, wenn also der sittlich bewahrte und gebildete Mensch ein reineres, edleres und höheres Wesen ist, als der sittlich Verwahrlosete, so wird doch wohl auch die Liebe des Ersteren reiner, edler und höher sein, als die des Letzteren, wenn sie gleich in beiden Fällen das Naturleben zu ihrer Grundlage hat. — Es freut mich, sagte August, daß Du das anerkennen mußt. Ja, der Eros, der sich mit der Psyche vermählt, hat seine Natur umgewandelt. Der ist nicht mehr der wilde,

zerstörende, Seel' und Leib verwüstende Geselle der Gemeinheit; er ist ein verklärtes, seliges Wesen, das in süßer Träumerei über die Welt hingaukelt; selbst die Schmerzenpfeile, die er in des Menschen Brust schießt, sind noch mit Seligkeit getränkt. — Theodor lächelte mir abermals zu, und ich verstand ihn. Da aber August selbst in Träumerei zu versinken schien, und ich über den Gegenstand unsres Gesprächs noch viel auf dem Herzen hatte, so sagte ich: Vergiß aber nicht Dein Zweitens, Theodor. — Ja wohl, fuhr August auf, ein Zweitens, damit ich doch da wieder Unrecht bekomme. — Nun, sagte Theodor, man steht sich meist besser dabei, wenn Einem im Unrecht, als wenn Einem im Recht zuviel gethan wird. Mein Zweitens aber war dies, daß ich die himmelweite Kluft, welche Du zwischen der fleischlichen Lust und zwischen der psychischen Liebe der Geschlechter entdeckt zu haben glaubtest, vergebens suchte. — Sie klafft bis in die Unendlichkeit! rief August. Sie ist so weit, wie der Abstand vom Reinen zum Unreinen, vom Edlen zum Unedlen! — Ja, versetzte Theodor, wenn man nur die äußersten Gränzpunkte betrachtet, und nicht sieht was dazwischen liegt. — Und das ist? — Uebergänge. Du führtest vorhin selbst ein Beispiel an, Romeo und Julie. Wenn Du mir nicht trauest, so glaube doch dem großen Menschenkenner Shakspeare. All seine Liebesleute bei Ernst und Scherz, finde ich gerade da, wo Du die große Kluft siehst. Und ist es in der Wirklichkeit anders? — Aber, sagte August, redeten wir denn von diesen Mittelgattungen? redeten wir nicht gerade von den Gegensätzen? — Was hülfe uns das, wenn es uns vom Leben und von der Wirklichkeit abführte? Da treffen wir diese Uebergänge. — Also leugnest Du allerdings eine vollkommen edle und reine Liebe der Geschlechter? — Ich kenne nur ein Beispiel von ihr. — Und das ist? — Der Menschenvater, da er, selbst noch vollkommen rein und edel, den paradiesischen Brautgesang anstimmte. Seitdem aber steht jede Liebe innerhalb jener äußersten Gränzen, wiewohl sie der einen oder andern so nahe rücken kann, daß das entgegengesetzte Element ganz zu

verschwinden scheint. Vorhanden aber ist es gewiß, wenn auch noch so verborgen und kraftlos. — Ja gewiß, sagt' ich, weil wir allzumal Sünder sind, und kein Mensch vollkommen edel und rein. Und sollte die wachende Psyche sich auch bis auf eine gewisse Stufe lauter und rein hierin bewahren können, im Traume der Nacht, wenn der Schlaf das Verborgene enthüllt und das Gebundene loskettet, steigen dennoch die Bilder der Sünde herauf und überführen uns, daß wir Fleisch vom Fleische sind, daß wir der Zucht einer wahrhaft göttlichen Liebe, jener Agape, die aus Gott ist, bedürfen. —

August erröthete und blickte vor sich nieder, Theodor aber gab mir durch ein Zunicken sein Einverständniß zu erkennen. So saßen wir eine kurze Zeit stumm, als August plötzlich, die flache Hand von sich abstreckend ausrief: Nein und abermals nein! Ich sehe, wo Du hinauswillst. Auch dieser reinen und edlen Seelenliebe willst Du das Scepter ihres Rechts aus den Händen winden. Der Wille eines Vaters, das Wort eines Priesters, die eigene kühle Berechnung, ob man demnächst auch sein anständiges Auskommen habe, sollen die liebetrunkene Psyche ernüchtern und ihr die aufstrebenden Schwingen fesseln können. Aber fürwahr, eine Liebe, die von solchen irdischen Rücksichten sich auf- und abzäumen, anfeuern oder auslöschen läßt, ist nicht das schöne Seelenfeuer, von dem ich rede, von dem es auch in Salomons hohem Liede, das ich als Poesie überaus schätze, heißt:

Gewaltig wie der Tod ist Liebe:
Fest wie das Todtenreich ist Feuerliebe,
Ihre Gluthen Feuergluthen, Gottesflamme.
Viele Wasser können nicht die Liebe löschen,
Und Ströme nicht sie überströmen;
Gäb' auch ein Mann für Lieb' all seines Hauses Gut, —
Verachtet würde er, verachtet! —

Ja, sagte Theodor, das ist, auch nur als Poesie, so schön gesagt, wie nur etwas gesagt sein kann. — Das meine ich, sagte August, und das ist es auch ohne jene mystische, auf das

Unsichtbare gerichtete Liebe, die Du wahrscheinlich mit Anderen diesem schönen Gedichte unterlegst. — Theodor versetzte: Wenn Du von dieser hohen und heiligen Liebe, die Du mystisch nennst, nichts wissen willst, so geb' ich Dir Recht, daß eine echte, in sich geläuterte, innige Liebe, wie Du deren Feuer, Dauer und Hoheit in den Worten des ebräischen Königs geschildert findest, auf ihrem Gebiete keine anderen irdischen Rücksichten dulden kann, und dergleichen mit Verachtung von sich weisen muß. — Es freut mich, rief August, daß Du mir einmal beistimmst. Nur mit Schmerz über die allgemeine Abkältung und Ernüchterung der Zeit gewahre ich, daß dieser edle Enthusiasmus der Leidenschaft, diese Romantik der Liebe mehr und mehr aus dem Leben weicht. Geschäftspflege, Sorge für bürgerliches Fortkommen, Antheil am Staats- und Volksleben, alles dies und dergleichen soll nicht gescholten werden, und Ehre dem, der sich dadurch auszeichnet; wenn es aber das Eins und Alles des Menschen wird, wenn es sich mit seinem Bleigewichte immer und überall anhängt, wenn sich unter seinem Druck das Seelen- und Gemüthsleben unentwickelt krüppelhaft am Boden hinschleppt, das muß sich rächen. Mir wird angst, wenn ich eine solche abgearbeitete, berechnende Jugend ansehe, die altklug lächelt, wenn außer Gedichten und Romanen ihr im wirklichen Leben die Flamme einer wahren tiefen Herzensleidenschaft entgegenschlägt, und die keines Opfers der Begeisterung fähig ist, weil sie nichts hat, woran sie sich ganz hingibt und verliert. Wo aber keine Liebe ist, da muß Egoismus sein, denn das Herz läßt sich nicht ausreißen. Aber auch unter denen, die einer Seelenliebe überhaupt fähig und nicht schon der rohesten Sinnlichkeit verfallen sind, wie Wenige sind da, die beim Erwachen einer ernsteren Neigung rein Mensch gegen Mensch, Person gegen Person sich fühlen, bei denen nicht tausend ärmliche und erbärmliche Rücksichten sich zwischen sie und ihre Liebe drängen! Wie kann sich da eine Liebe entwickeln, die für ein Leben aushält? Ja glücklich noch, wenn sie an dem Wurme stirbt, der sie von Anfang gestochen. Zu einem Lebensbande, zur Ehe lassen es die Rück-

sichten ja doch nicht kommen. Dann folgt jene Abstumpfung und Oede des Gemüths, jene Verhöhnung alles Herrlichen, Liebenswerthen und Begeisternden, woran so Viele kranken, die den Frühling des Daseins noch mit vollem Herzen durchkosten sollten. Die Fülle des Innern ist dahin, weder die Freuden noch die Schmerzen einer Welt oberhalb der elenden Alltäglichkeit kennen diese Unseligen. — Theodor legte seine Hand auf August's Arm und sah ihn liebevoll an, sagte aber nichts. In gewisser Weise stimmte er dem Freunde wohl bei. Nachdem wir aber eine Weile nachgedacht, sagte ich: Du hast gewiß Recht, doch erinnre ich mich aus meiner Bekanntschaft auch mancher Fälle wahrer edlerer Leidenschaft, die eben wegen ihrer in Anspruch genommenen Autonomie die bestangelegten Gemüther zerrüttet und die würdigsten Verhältnisse zerstört hat. Ich machte eine Reihe von Vorfällen namhaft, wo die folgerechte Rücksichtslosigkeit einer an sich keineswegs unedlen Liebe Unheil mancher Art angerichtet und sagte: Sollte es denn wohl richtig sein mit dieser alleinigen Berechtigung der Liebe gegen alle anderen Verhältnisse? — Wer kann gegen Schicksal und Unglück? sagte August. — Ein alter Gemeinspruch sagt, der Weise beherrsche das Schicksal. — Ach, was ist Weisheit! — Ihr Anfang, heißt es, sei die Furcht des Herrn, versetzte ich. — Theodor bemerkte, daß August zu einer raschen, vielleicht spöttischen Bemerkung bereit war und fiel ihm in die Rede, indem er zu mir sagte: Vergiß nicht, Lieber, daß August von Solchen redete, die eine göttliche, auf den Unsichtbaren gerichtete Liebe weder kennen noch gelten lassen. Von diesen gilt gewiß auf dem Gebiet der Liebe dasselbe, was anderseits auf dem Gebiet der Ehre. — Wie das? fragte ich. — Ich meine, erwiederte er, rücksichtlich der Geltendmachung der Ehre. Denn die Ehre ist doch wohl ein großes Gut? — Ohne Frage. — Und die höchste Ehre, die wir kennen, auch durchaus der Bewahrung werth. — Ja. — Kennen wir mithin keine höhere Ehre, als die Ehre vor Gott, so werden wir ihr doch alles Unsrige opfern, im Fall wir sie ohne dies Opfer verlören. — Gewißlich. — Also auch die Ehre

vor dem Menschen. — Das sollten wir wenigstens. — Um unsrer Ehre vor Gott willen werden wir also z. B. die Schmach eines verweigerten Zweikampfes, der unsre Ehre vor den Menschen herstellen sollte, auf uns nehmen können? — Ich würde wenigstens den nicht schelten, der es thäte. — Auch den nicht, der diese Schmach auf sich nähme, wenn er die Ehre vor Gott weder kennte noch suchte? — Wie? — Würdest Du den loben, der keine höhere Ehre kennt, als vor den Menschen, und der sich dennoch weigert, mit seinem Leben für dieselbe einzustehen, der also einen in den Augen andrer Menschen nöthig gewordenen Zweikampf ausschlägt aus Rücksichten auf Leben, Gesundheit, bürgerliche Stellung und dergleichen? — Im Gegentheil, ich würde ihn verachten. — Nun, wenn er aber nicht so gesinnt ist, sondern sich zum Zweikampfe als Ehrenmann stellt, so wird er doch auch dessen Folgen tragen müssen, Tod oder Verstümmelung, fremden oder eigenen Schaden. — Das wird er freilich. — Wem aber wird er die Schuld beimessen? — Dem, der den ersten Anlaß zur Ehrenverletzung gegeben, sei er's selbst oder sein Gegner. — Sollte es nun, fuhr Theodor fort, mit der Liebe in ihrem Bereiche nicht gerade so sein? Nämlich: Wer keine höhere Liebe kennt, als die unter Menschen, und da ist die Liebe der Geschlechter sicherlich die gewaltigste und, wie auch Adams Brautlied andeutet, stärker als jede andre Zuneigung, sollte der nicht verächtlich und jeder Liebe unwerth erscheinen, wenn er nicht im Stande wäre, ihr jede andre Rücksicht auf sich, sein Behagen und seine Vortheile, ja auch sein Leben, wenn es sein müßte, zum Opfer zu bringen? Wenn aber aus dieser rücksichtslosen Geltendmachung seiner Liebe irgend ein Unheil hervorgeht, z. B. Entzweiung der Familie oder Standesnachtheile oder gar Schlimmeres, würde er nicht auch dem die Schuld zuschreiben können, der den Anlaß zur Verletzung oder Gefährdung seiner Liebe gegeben hat? — Ja, versetzte ich, aber da werden auch immer wieder die oft erörterten Verwicklungen wiederkehren zwischen Liebe und Ehre, Liebe und Freundschaft, Liebe und Kindespflicht, und dergleichen. — Freilich wohl,

erwiederte Theodor. Aber wem die Liebe der Geschlechter die höchste sittliche Macht ist, der wird ja natürlich ihr gegenüber jene Rücksichten allesammt hinter sich werfen, und nach seinem Standpunkte wird man ihn nicht tadeln können. — Und doch, sagte ich, wird man es in hundert Fällen edler finden, wenn ein solcher der Liebe entsagt um der Freundschaft, Kindespflicht oder Ehre willen, als umgekehrt. — Gewiß, weil diese Liebe immer auch etwas Selbstisches hat, denn sie will besitzen und glücklich sein. Es kann aber auch umgekehrt sein, daß es edler erscheint, jene Rücksichten der Liebe zu opfern. Es kommt nur darauf an, auf welcher Seite das größere und schwerere Opfer ist. Denn das Edle beruht in der größeren Selbstaufopferung. — Ist aber eine solche denkbar, sagte ich, wenn die Liebe, und wäre sie die menschlich reinste, immer als die einzige und unbezwingliche Macht, die allein Recht habe, dargestellt wird, wie es in tausend Romanen, Schauspielen und Gedichten geschieht? Ich habe unlängst eine Menge solcher Sachen neuester Entstehung in Deutschland durchgeblättert, und muß gestehen, ich fand in den meisten eine Behandlung der Liebe, dagegen mir die in den älteren vielgescholtenen Entsagungsromanen fast ehrwürdig erscheint. Davon will ich noch nichts sagen, daß man der geläuterten und gesunden Liebe der Psyche, von der unser August redet, so selten begegnet, daß sogar bei Schriftstellerinnen oft der rohe Naturtrieb hervorschlägt, daß namentlich, wo ich auf französische Einwirkung schließen zu müssen glaubte, oder wo die moderne Speculation im Hintergrunde durchschimmerte, bald mehr Thier, bald mehr Teufel, oft auch abgestumpfte Verhöhnung aller reineren Liebe erschien, dieß Alles in vielartiger Mischung und Abstufung; die bloße wahre Schilderung dieser Entartungen wäre an sich ja nicht zu tadeln; aber daß der Leidenschaft, wie sie auch sei, überall eine rücksichtslose Selbstberechtigung allen, auch den edelsten und höchsten Verhältnissen gegenüber zugeschrieben, daß keine Macht anerkannt wird, die sie bändigen und beherrschen dürfe und könne, selbst nicht der allmächtige Gott im Himmel und sein heiliges Gebot, das hat

mich erschreckt und betrübt, wenn ich bedachte, daß eine unübersehliche Menge der Jugend unsrer höheren und mittleren Stände, bis zu den Dienenden herab, diese Sachen liest, und auch ohne es zu wollen, Gemüth und Phantasie nach ihnen bildet. Kein Glück, als die Liebe der Geschlechter, und was ihr entgegentritt, Frevel, Neid oder Fluch, das ist der große entsetzliche Text, der ihnen da auf hunderttausend Blättern gepredigt wird; es sei denn, daß die edle Neigung gar gehöhnt, mißhandelt oder als leerer Putz gehandhabt werde. Muß und wird dergleichen nicht ins Leben herüberdringen? Ja, ist es nicht großentheils verbreitete Lebensansicht? Wenigstens da, wo nicht, wie es August vorhin beschrieb, der gemeine irdische Sinn die Gemüther schon verkohlt und entlebt hat? Ist aber die Liebe der Geschlechter, oder gilt sie auch nur für wenige Jahre des Lebens, als die einzige Macht, das einzige Recht, das einzige Glück, was soll daraus werden? — Wie so? fragte Theodor. — Wird nicht, fuhr ich fort, nur die kleinste Zahl ohne Täuschung und ohne Hinderniß ihrer froh werden? — Ja wohl, sagte Theodor, und ich denke daran, was mir noch kürzlich eine kluge Dame sagte. Sie glaube selbst, was man ihr so oft versichere, daß die Ehen gar Vieler im Himmel geschlossen würden, denn gewöhnlich fielen die Vermählten bald nachher aus den Wolken. — Nun, sagte ich, wenn sie aus dem Gewölk ihrer Täuschung herabgefallen sind, und nun irgend eine andre Neigung, die sie etwa für weniger Täuschung halten, bei ihnen anklopft, wird ihr Schwur am Altare ihnen noch heilig sein, wenn wir der Liebe jenes Recht einräumen? Die Ehen werden frech gebrochen, wie es am Tage ist. Und dann, wo sich andre Lebenshindernisse entgegenstellen, was muß da nicht Alles gebrochen werden, Freundestreu, Ehrenpflichten, Vater- und Mutterherzen! O mein Gott, durchbrecht doch die irdische Höhle und lasset den Himmel hereinleuchten, wo Der wohnet, der die Liebe, die wahre Liebe, die Liebe über alle Liebe ist! Vergöttert doch nicht vor seinem Angesichte eine Regung im Geschöpf, und wäre sie die lieblichste Mitgabe aus dem Paradiese! —

Ich schwieg, weil ich merkte, daß ich zu lebhaft geworden, und auch die andern Beiden saßen eine Zeitlang stumm. Theodor aber hielt wie erwartend seine Blicke auf August gerichtet, der ungewöhnlich ernst und nachdenklich geworden schien. Endlich sah August auf, und da sein Auge Theodor's Blicke begegnete, sagte er: Ich weiß wohl, daß Ihr Beiden mich für einen Heiden und Unchristen haltet, und ein Gläubiger in Euerm Sinne bin ich auch nicht. Aber für einen Götzenpriester des Eros, auch des Eros Uranios, von dem wir zuletzt redeten, sollt ihr mich nicht halten. Das leugne ich nicht, daß ich euch in meinen Reden Anlaß dazu gegeben habe; aber ihr wißt ja, wie leicht der Augenblick mit meiner Zunge, und meine Zunge mit Kopf und Herzen durchgeht. Ich gebe zu, daß es ein höchstes heiliges Wesen gibt, dessen sittliches Gesetz an Recht und Macht auch die reinste Liebe unschuldiger Herzen unendlich überragt, und auch von ihnen zuletzt unbedingte Unterwerfung verlangt, sollten sie gleich darüber brechen. — Eine Thräne trat ihm dabei ins Auge, und mir war, als erzähle sie eine ganze Geschichte. Theodor aber versetzte: Das kann nicht das Letzte sein, was Du hierüber sagst. — Warum? fragte Jener. — Weil es eine unaufgelöste Dissonanz ist, mit der Niemand schließen kann. — Wie meinst Du das? — Wer so denkt, der dient zweien Herren, einem im Himmel und einem auf Erden; jenem mit dem halben und diesem mit dem halbem Herzen, das darüber in Zwiespalt zu Grunde geht. — Wohlan, das mag's denn! — Ja, das sagt sich aber leichter, als sich's erleben läßt, und ich sehe nicht ein, warum man mit einer Dissonauz schließen will, so lange es noch eine Auflösung gibt. Aber laß uns einmal umschauen, was uns auf dem reinen Gebiete der Psyche für Gestalten des kräftig und natürlich entwickelten Eros Uranios übrig blieben. Entweder, dünkt mich, muß diese Liebe ohne Hindernisse zu einer Verbindung fürs Leben gelangen und eine sogenaunte glückliche sein, oder ihr treten Hindernisse entgegen. Uns aber können nach dem vorhin Besprochenen, hier nur die Hindernisse aus einem der großen unverbrüchlichen Gebote Gottes oder Sittengesetze

in Betracht kommen, wie etwa die Heilighaltung des Eides, der Kindespflicht, der Ehe und so ferner. Denn das gaben wir zu, daß der weder zu lieben verdient, noch wahrhaft liebt, der äußerlich weltliche Hindernisse oder solche, die aus seiner Selbstigkeit hervorkommen, nicht unbedenklich der Liebe opfert. Nun aber läßt sich dem starren Gesetz gegenüber nur wieder ein zweifaches Verhalten denken, entweder das Tristans, oder das Werthers, wenn nämlich weder Eros der Dike, noch Dike dem Eros weichen will. Oder weißt Du ein Drittes? — Allerdings nicht, denn soll die Liebe gerettet werden, so muß entweder das Gesetz oder der Mensch untergehen. — Schwerlich aber wirst Du doch Tristan loben, der um zum Besitz der Geliebten zu kommen, Treue und Dankbarkeit verläugnet und das Heiligthum der Ehe seines väterlichen Wohlthäters zerstört. — Ich sagte schon, daß ich Heilighaltung des Sittengesetzes verlange. — Gewiß wird Dir aber auch Der tadelnswerth erscheinen, der nicht sittliche Kraft genug hat, um fest und kräftig ein Leben zu ertragen, in welchem er, plan ausgedrückt, die nicht heirathen kann, die er einmal liebt. — Ich gestehe es zu. — Demnach wirst Du nicht leugnen, daß sein Selbstmord, obwohl er Sünde ist, auf der Wage der bloßen sittlichen Kraft gewogen, immer noch von besserem Gewicht ist, als ein schwächliches, feiges Fortwimmern im unerträglichsten Zustande. — Ja freilich. — Wir werden also wohl sagen: Um keinen Preis möcht' ich ein Werther sein, wär' ich's aber, so würd' ich nie Tristan werden; denn sie scheinen uns Beide scheltenswerth. — Ja wohl, wenn ich aber vorher zugab, es gäbe kein Drittes, so war ich zu rasch. — Und was, meinst Du, wäre noch übrig? — Die Zähne zusammenzubeißen, sich in die Welt und eine angestrengte Thätigkeit zu stürzen und seinen Lebensschmerz im Innersten zu verschließen. — Wie? um ihn loszuwerden? — Nein; denn das wäre keine Liebe, die vergänglich wäre, und ihr Schmerz könnte nur mit ihr sterben. — Einstweilen zugestanden. Aber auch das wäre nur ein Werther, wenn nicht im härnen Kleide, doch in Dienstuniform, und mit geschlossener Hand anstatt der geschwätzigen

Feder darin. Das Herz, das Gemüth, das Fühlende im Menschen erläge gleichwohl in sittlicher Ohnmacht dem Eros Uranios, obwohl sich das Uebrige in der Flucht zu retten suchte. Oder nicht? — Nun in gewisser Weise allerdings. — So wird es also wohl dabei bleiben, daß wir den Eros in beiden Fällen anzuklagen haben, das eine Mal als den Verführer zur unsittlichen That, das andre Mal als den Erwürger der sittlichen Kraft. — Das scheint beinahe so. — Aber wie? können wir auch den Glücklichen um seines Glücks willen für besser erklären, als den Erliegenden, oder den, der keinen Kampf zu bestehen hat, für tapferer, als den, der im Kampfe getödtet oder verstümmelt wird? — Nun, freilich nicht. — Der glücklich Liebende entgeht also nur der Probe jener sittlichen Hindernisse, und würde, falls er nicht das Geheimniß der harmonischen Auflösung hat, von dem ich vorhin sprach, ebenso wie die beiden Andern in ein unebenes Verhältniß entweder zu andern Menschen oder zu sich gerathen. — Sehr wahrscheinlich. — Dann folgt ja aber wohl, daß auch der Eros Uranios dort so wenig taugt als hier, und ohne Hindernisse um kein Haar besser ist, als mit Hindernissen. Denn Du wirst ja nicht sagen, daß es nicht an ihm, sondern an den sittlich unreinen oder schwachen Menschen liege: da wir recht gut wissen, daß wir nur bildlich oder scherzweise von einem Eros sprechen, als der etwas an sich wäre, und daß die Liebe nichts anderes ist, als der Liebende selbst, sofern er liebt. Bedenke aber, daß wir das Alles von dem Eros Uranios, oder von der Liebe der Geschlechter, sofern sie noch in edlerer Gestalt nur im Bereich der Psyche erscheint, sagen mußten. Und wenn nun Jemand sagte: Ihr armen Menschen seid zu beklagen, daß ein Zustand, der in eurer Natur gegründet ist, und der so seelenglücklich machen kann bis zum Entzücken, daß der zugleich über den freien Geist in euch eine so schmachvolle Herrschaft gewinnen kann bis zum Untergange aller sittlichen Kraft und sittlichen Freiheit im Gemüthe! Was sollten wir darauf erwiedern? — Daß dieß nun einmal eine Verwickelung in der Menschennatur sei, versetzte August, für die ich wenigstens, wie ich schon be-

kannte, keine Lösung weiß. — So müssen wir denn auch anerkennen, fuhr Theodor fort, daß das bloße göttliche Sittengesetz für sich allein diese Liebe wohl als eine schmachvolle und vielleicht unsittliche darzustellen und zu überführen, nicht aber sie zu überwältigen oder zu vertreiben vermag, wenn sie echt und stark ist. Doch das wirst Du wohl ohne Weiteres zugeben. — Ja durchaus. — Wie aber, wo der rohsinnliche Naturtrieb vorwaltet? wird das Gesetz nicht diesen wenigstens entfernen oder unterdrücken? — Wahrlich, noch weit weniger, sagte August; denn Jene, die ihn über sich herrschen lassen, kennen das Gesetz gar wohl, und stehen doch mit ihm in einem weit größeren und entschiedeneren Gegensatze. — Ganz recht. Aber ist nicht jener Naturtrieb mit der Möglichkeit, daß er zur Herrschaft gelange, allen Menschen eingepflanzt? — Ohne Zweifel. — Also auch den sittlich Bewahrten und Gebildeten? — Allerdings. — Und meinst Du, daß diese vor seinen Geißeln und seinen Fesseln das bloße Gesetz bewahre? — Ich glaube nicht, da es sonst ja auch Jene bewahren müßte? — Allerdings. Und so wird sie wohl nur das vor der rohsinnlichen Liebe bewahren, was an deren Platz tritt. — Ja, die edlere, die Liebe der Psyche. — Wohl, so rettet also gegen die fleischliche Liebe und ihre entwürdigende Alleinherrschaft nur eine andere und bessere Liebe, nämlich die psychische. — Ja. — Was denn nun aber, mein lieber August, kann gegen die schmachvolle Herrschaft der psychischen Liebe, die wir ja gleichfalls nicht leugnen konnten, anders retten, als abermals eine höhere Liebe? Was anders, als eine solche Liebe, die über die psychische ebenso hoch erhaben ist, als diese über die blos fleischliche? —

Theodor schwieg, und August ließ seine hellen scharfen Augen auf dem ernsten Angesichte des älteren Freundes ruhen, als erwarte er, daß sich derselbe näher erklären solle. Da jener aber zu schweigen fortfuhr, verzogen sich August's Mienen ein wenig und er sagte: Du versprichst einen Schatz und sagst nicht, wo er liegt. Aber ich fürchte, Du kannst ihn nur im Bereich der Geheimnisse und Wunder aufweisen, dessen Schwelle ich nicht

zu betreten vermag. — Nun höre den Verleugner! sagte Theodor zu mir. Hat er uns nicht noch vor wenigen Minuten von den Wundern und Geheimnissen der Liebe geweissagt, die doch, wir mögen forschen und erklären soviel wir wollen, selber ein Wunder und Geheimniß ist? Dachte ich doch schon, so genau bekannt könne mit einem Lande nur Der sein, der selbst darin wohne, und nun leugnet er gar, dessen Schwelle betreten zu können! — Nein, sagte August, ich meine das Reich des Unsichtbaren. — Ja, ich auch, versetzte Theodor lächelnd; denn wo in aller Welt erscheint denn der Eros Uranios in sichtbarer Gestalt? Wer kann die Liebe als etwas Sichtbares aufweisen? Ist denn ein Zeichen der Liebe in Wort, Blick, Erröthen oder Geberden die Liebe selbst, daß Du sie sehen könntest? Nicht einmal Deine eigne Liebe kannst Du sehen, sondern nur empfinden als eine Bestimmtheit Deiner selbst in Bezug auf einen Gegenstand. Aber die Liebe Deiner Geliebten kannst Du auch nicht einmal selbst empfinden. — Aber vorausgesetzt, ich hätte eine Geliebte, so weiß ich doch, daß sie mich liebt. — Aber woher weißt Du das? — An tausend Zeichen ihrer Liebe würde ich es erkennen. — Und was beweiset Dir die Echtheit und Wahrheit dieser Zeichen? — Die Echtheit und Wahrheit des Gemüths, das durch sie spricht. — Woraus hast Du denn diese Beschaffenheit ihres Gemüths wiederum anders kennen gelernt, als durch Zeichen? Du kannst doch nicht wie ein Clairvoyant unmittelbar hineinschauen? — Nein. Aber diese Zeichen alle, willkürliche und unwillkürliche, bilden ein so harmonisches in sich zusammenhängendes Ganze, daß sie keinem Zweifel Raum lassen. — Aber ist es ganz undenkbar und an sich mathematisch unmöglich, daß auch ein solches harmonisches Ganze von Zeichen täuschen könne? ist es gar nicht denkbar, daß Echtheit und Wahrheit des Gemüths und der Liebe auch geheuchelt werden können? Oder fehlt es gänzlich an Beispielen daran? — Das behaupte ich nicht. — Also ein stringenter Beweis sind doch wohl die Zeichen nicht. — Das sagte ich auch nicht. — Wenn denn nun die Zeichen täuschen können, und Du Dir selbst sagen mußt, daß auch ihre Menge

und ihre Harmonie untereinander ein bündiger Beweis dafür nicht seien, daß sie nicht täuschen, Du aber gleichwohl behauptest, sie seien wahr und echt, so mußt Du doch nothwendig das als gewiß und unzweifelhaft auch schon ohne die Zeichen voraussetzen, was Du in den Zeichen hernach nur wiederfindest, was Du aber an und für sich auf keine Weise sehen und wahrnehmen kannst, nämlich die Liebe Deiner Geliebten und deren Wahrheit und Echtheit. — Ganz richtig. — Also ohne einen bestimmten Beweis aus höheren Gründen oder aus unmittelbarer Erfahrung, hast Du eine gewisse Zuversicht zu dem, was Du hoffst, daß es so sei. — Allerdings. — Und eine Ueberzeugung von dem, was Du nicht siehst. — So ist es. — O Du vernünftiger und verständiger Mensch, rief Theodor lächelnd, so steckst Du ja bereits bis über die Ohren im Glauben, und zwar ganz, wie ihn die heilige Schrift selbst beschreibt! — Wie? sagte August. — Ja freilich, versetzte Jener; denn im elften Kapitel des Ebräerbriefs heißt es wörtlich: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, daß man hoffet, und eine Ueberzeugung von Dingen, die man nicht siehet." — Ich muß das zugeben, sagte August mit einer gewissen Verlegenheit, denn sonst war es seine Art, alles, was dem Glauben ähnlich erschien, von sich abzulehnen. — Meinst Du aber, sagte Theodor, daß ohne diesen Glauben an Jemand, eine wahrhafte Liebe zu ihm bestehen könne? — Freilich wohl nicht. — Und auch das Wissen um die Liebe setzt auch den Glauben an dieselbe voraus, wie wir sahen. — Ja. — Wenn wir also sagen wollten, unsre Liebe, nicht an sich, sondern zu einer bestimmten Person, entstehe durch das Wissen des Unsichtbaren, was wir in ihr lieben, so würden wir damit nur gesagt haben, sie entstehe aus dem Glauben an dasselbe. — Ich kann es nicht leugnen. — Und ebenso wird es mit allen Zeichen und Erweisungen sein. — Wie so? — Ich meine, ohne den Glauben an die Geliebte und an ihre Liebe und deren Wahrheit, werden die Zeichen und Erweisungen für uns alle Bedeutung verlieren. — Ja freilich. — Aber wenn wir diesen Glauben recht stark und fest haben, so werden uns alle Erweisungen

der Geliebten ihre Liebe bezeugen, die angenehmen so gut, wie die unangenehmen, ja, es wird uns kein großes Opfer dünken, auch das Unangenehme und Schmerzliche um ihrer Liebe willen zu ertragen. — Gewiß. — Was wir aber sonst etwa gern hatten oder liebten, und wir sehen, daß es ihr zuwider ist, und mit ihrer Liebe daher streiten würde, das werden wir ihr zu Liebe gern aufgeben; wenn sie es aber liebt und Wohlgefallen daran hat, so wird es uns doppelt lieb, aber mit einer ganz anderen, uneigenützigen Liebe, denn wir werden es auch mit Freuden ihr schenken und überlassen, und es in beiden Fällen gleichsam mit ihrer Liebe lieben, und nicht mehr mit der unsrigen allein. — Ja wohl. — Hier schwieg Theodor abermals. Ich hielt mich ganz still, obwohl mir, wie Goethe sagt, „schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war," denn ich merkte, wo er hinaus wolle; und ich glaube, auch August merkte Etwas davon, denn er wurde roth und blickte vor sich nieder. In etwas zögernder Weise sagte Theodor darauf: Lieber August, Du sagtest vorhin: „Ich gebe zu, daß es ein höchstes heiliges Wesen gibt," und Du wirst auch gewiß zugeben, daß diesem Wesen im höchsten Grade das zukommt, was wir Persönlichkeit nennen, und überhaupt jede Vollkommenheit. — Nun ja. — Wenn wir nun auch nicht in die Tiefe gehen und untersuchen wollen, was eigentlich das Liebenswürdige sei, so sind wir doch gewiß einig, daß es eine Vollkommenheit sei, durchaus liebenswürdig zu sein. — Ohne Zweifel. — Ebenso auch eine Vollkommenheit die vollkommene Liebe selbst. — Ja. — Und wir müssen also sagen, Gott sei ebenso das Allerliebenswürdigste, wie auch wieder selbst die allervollkommenste Liebe. — Nun freilich. — Wenn wir Menschen nun aber wären, wie wir sein sollten, müßte da nicht billig unser Glaube an den unsichtbaren Gott und unsre gewisse Zuversicht zu seiner Liebe gegen uns, von der wir hoffen, daß sie die größte, innigste, echteste und wahrhaftigste sei, und unsre Ueberzeugung von seiner unbedingten Liebenswürdigkeit, wiewohl uns das Alles unsichtbar ist, — ich sage, müßte nicht billig dieser Glaube stärker, fester und gewaltiger sein, als der

Glaube auch an den geliebtesten Menschen? — Es sollte vielleicht so sein. — Nein, lieber August, nicht vielleicht, sondern ganz gewiß und ohne alle Beschränkung. Auch gibt es Menschen, und ich selbst kenne mehrere, bei denen es so ist. Nach dem aber, was wir so eben sagten, muß die Kraft der Liebe zu Gott gleichen Schritt halten mit der Kraft des Glaubens an ihn, denn nichts anderes erregt und nährt die Liebe, als der Glaube an die Liebenswürdigkeit und die Liebe des Geliebten zu uns. Und in Bezug der Liebe zu Gott müssen wir auch wiederholen, was wir vorhin sagten: daß nämlich, wenn unser Glaube an Ihn und seine Liebe recht groß und stark ist, uns auch alle Erweisungen und Führungen seiner Hand seine Liebe bezeugen werden, die unangenehmen, wie die angenehmen, und daß wir um seiner Liebe willen mit Freuden auch die unangenehmen und schmerzlichen ertragen werden. Ueberhaupt werden wir von der Liebe zu Gott auf höchster Stufe sagen müssen, was wir vorher von der Liebe zu einer Geliebten sagten. Nicht so? — August nickte bejahend. — Und wenn es recht mit uns bestellt ist, so muß nicht nur unser Glaube an Gott jeden Glauben an einen Menschen durchaus übersteigen, sondern es wird ebendeßhalb auch unsre Liebe zu Gott jede Liebe zu einem Menschen in demselben Maße an Kraft und Innigkeit übertreffen. — August winkte abermals Beistimmung. — Nun, mein Bester, so laß uns von hieraus nach dem göttlichen Sittengesetze umschauen. Du gibst doch zu, daß es seinen Grund in Gott habe? — Ja. — Und daß es dasjenige ist, was sein soll? — Ja. — Wenn nun Gott, wie wir behaupteten, Person ist, das, was als ein Seinsollendes seinen Grund in einer Person hat, aber ihr Wille ist, wenn wir ferner als eine Vollkommenheit Gottes auch das Leben erkennen, so müssen wir doch auch sagen, das göttliche Sittengesetz sei nicht blos ein todtes Postulat, ein starrer Imperativ, sondern der lebendige Wille Gottes. Wie? — Es sei so. — Wenn es nun schon eine Freude und Wonne ist, den Willen einer Geliebten zu thun und um seinetwillen aus Liebe zu ihr auch das Schwere und Schmerzliche zu voll-

bringen und auszuhalten, meinst Du nicht, daß dies noch vielmehr der Fall sein müsse mit dem lebendigen Willen Gottes, sobald die Liebe zu ihm wirklich ist, wie sie sein kann, nämlich größer als die Liebe zu irgend einem Menschen? — Es würde freilich so sein müssen. — Und wohl auch dann, wenn unsre Liebe zu irgend einem weiblichen Wesen mit dem Willen Gottes in Widerstreit käme. Es wäre ja nämlich dann kein Kampf mehr eines todten Sittengesetzes gegen eine menschliche lebendige Liebe, sondern der Gegensatz einer nachgeordneten Liebe gegen die erste und höchste Liebe, und daß wir jene geringere dieser größten nachsetzen, ja zum Opfer, zum schmerzlichen Opfer bringen können, sollte darin nicht eine noch größere Freude und Wonne liegen für den, der den Vater aller Liebe über Alles liebt, als wir schon darin finden, daß wir nur der Geliebten Etwas, das uns sonst lieb und theuer ist, hingeben und zum Opfer bringen? — Wenn ich das Alles aber auch zugebe, sagte August nach einigem Besinnen, so finde ich darin eine völlige Auflösung meiner vorherigen Schlußdissonanz noch nicht, und ich höre noch immer einige liegen gebliebene Töne, die ihre Auflösung verlangen. — So wird es uns hinieden immer gehen, sagte Theodor, und von mir darfst Du am wenigsten verlangen, die ewige Schlußharmonie zu hören. Er stand auf und schien sich entfernen zu wollen.

August aber hielt ihn am Arme und sprach: Du weißt nicht, Theodor, wie sehr Du Unrecht thätest, wenn Du jetzt unser Gespräch abbrächest und gingest. Ich bin wirklich keineswegs mehr in so scharfem Gegensatze gegen die Lehre, die Du nach der alten Fassung so fest hältst, und Du solltest nur frei und gerade damit herausgehen, ohne das zu scheuen, was ich etwa erwidern würde. Denn ich merke wohl, daß Du nur deßhalb nicht weiter sprechen willst. Aber die Sache, von der wir sprechen, liegt mir am Herzen, theils weil ich fürchte, Friedrich keinen guten Rath gegeben zu haben, theils sonst. Setze Dich wieder! — Ja, wenn Du meinst, ich könne Dir wirklich etwas Gutes sagen, so muß ich wohl bleiben, auch auf die Gefahr hin, Dich und

mich zu täuschen, versetzte Theodor, indem er seinen Platz wieder einnahm. — So sage, begann August, meinst Du wirklich die Dissonanz gelöst zu haben? Mir scheint es nicht so. Ich sehe in dem Gesprochenen vielmehr nur, daß die Liebe zu Gott uns davor retten kann, ein Tristan in irgend einer Gestalt zu werden, nicht aber auch ein Werther in irgend einer Weise. Und wenn es richtig ist, was Du vorhin sagtest, daß auch die glückliche Liebe immer noch eine schmachvolle Herrschaft üben könne, so ist dieser dadurch noch gar nicht abgeholfen. Auch scheint mir denn doch die Liebe zu Gott ganz anderer Art zu sein, als die Liebe der Geschlechter, auch die allergereinigteste der Psyche. — Ja, sagte ich, indem ich das Wort nun wirklich springen ließ, wenn wir auch den Eros Uranios in mancher Hinsicht und sehr bedeutsam und lehrreich mit der göttlichen Liebe, der heiligen Agape vergleichen können, so ist er von dieser, seiner Substanz nach, doch verschieden wie die Erde vom Himmel, oder wenn ihr lieber wollt, wie der Himmel von Dem, der darinnen wohnt. Schon ihrem Ursprunge nach ist die Gottesliebe aus einer andern Heimath. Nicht in der Naturseite des Menschen wurzelt sie. Die geheimen Tiefen unsres Geistes sind die Brunnenkammer, darin ihr Quell springt, und doch ist gewiß ihr letzter Grund noch tiefer, und nicht im Menschengeiste, nicht in dem Geschöpflichen zu suchen. Die göttliche Liebe, sagt die Schrift, ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, und das sagt das Höchste; denn was ist der heilige Geist anders, als der lebendige Gott, welcher die Liebe ist, selber, der sich selbst in die innigste Lebensgemeinschaft mit uns setzt, Geist den Geist durchdringend und erfüllend mit seinem heiligen Lebensfeuer? Welche Herablassung, welche That der Erbarmung, und was setzt sie voraus! Ein Erlösungs- und Versühnungswerk, einen Abgrund überfluthender Liebe Gottes, der die Unermeßlichkeit zu enge wird. Ist es nicht ein Wunder über alle Wunder und ein Geheimniß über alle Geheimnisse, daß der Mensch, umrauscht und umschlungen, ja durchgossen und durchdrungen von diesen Strömen der lebendigsten brennenden Herzensliebe des Aller-

herrlichsten, noch Raum in seinem Herzen hat, um etwas Anderes, um ein Geschöpf neben Gott zu lieben? — Und doch ist es noch wunderbarer, sagte Theodor, daß die Schrift die Liebe zu den Menschen zum Erkennungszeichen und zur Folge der Gottesliebe macht, wenn sie sagt: „Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet, so sollen wir uns auch unter einander lieben. Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns. Daran erkennen wir, daß wir in Ihm bleiben und Er in uns, daß Er uns von seinem Geist gegeben hat. Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dieß Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebet." Ja, es heißt: „Wer den Bruder nicht liebt, der bleibet im Tode." — So ist es, fuhr ich fort; aber welch ein Fingerzeig liegt auch in diesen Worten, wenn sie das Unsichtbare auf das Sichtbare hindeuten lassen, und umgekehrt! Wahrlich, die Schrift gibt keine größeren Räthsel auf, als sie selbst löset, — wer nur Augen hat, zu sehen. Wenn das Menschenherz, voll brünstiger Gegenliebe zu dem Alleinliebenswürdigen, mit heiligem Verlangen schwillt und sich sehnet, ihm Hände und Füße zu küssen und zu salben mit den köstlichsten Narden seiner Liebe, — siehe da, Menschen, die ihn lieben, die in Gott bleiben und in denen Gott bleibt, das sind seine Glieder, seine Hände und seine Füße! Und die Thaten unsres Herzens an ihnen haben das Siegel: Was ihr dem geringsten thut, habt ihr Mir gethan. — Aber Kinder, sagte August, indem er bald den Einen, bald den Andern von uns ansah, wohin gerathet ihr? Das ist ja eine ganz andre Strömung des Gemüths, als die Liebe der Geschlechter. Was kann diese Liebe gemein haben mit dem Eros? — Die Grundvoraussetzung aller Liebe, sagte Theodor: das Ich und das Du, die eigne und die andre Person. Wenn gleich diese Agape, diese gottheilige Liebe ihre Quelle im Geiste hat, muß sie nicht eben um deßwillen eine Liebe von ganzem Herzen und von ganzer Seele gerade so, ja noch viel mehr werden, als die von

der Naturseite ausgehende Liebe Herz und Seele ganz zu erfassen vermag? Dasselbe ganze Ich kann heilig oder unheilig lieben; oder nicht? — Nun ja. — Und nicht etwa auch dieselbe Person? — Ja, auch das. — Meinst du denn nun, daß der auch in seiner edelsten Gestalt immer noch erdgeborene Eros und die himmlische Agape in einem und demselben Herzen friedlich neben einander herrschen können? wenn sie nämlich Beide ein vollkräftiges Leben haben, und nicht bloß eine träumerische Halbexistenz? — Das scheint mir nicht so. — Es ist auch nicht möglich, vielmehr müssen sie einander ergreifen und miteinander ringen um die Herrschaft in der Psyche, und der Kampf könnte vielleicht lange dauern und mit wechselndem Glück, so daß bald der Eros triumphirte, bald die Agape ihm den Fuß auf den Nacken setzte, wenn nicht die Ueberhimmlische entweder schon vorher im altberechtigten Vollbesitz der Herrschaft ist, oder hernach mit so lebendigen göttlichen Kräften angethan wird, daß sie am Ende doch allein Herrin im Hause bleibt. So aber sollte es doch zuletzt wohl sein? — Kann es das aber auch? — Gilt irgendwo, sagte ich, so gilt es hier, daß alle Dinge dem möglich seien, der glaubt. Wir sahen ja, daß der Glaube der Grund und die Kraft der Liebe ist, und alle Mittel des Glaubens sind auch Mittel der Liebe. Wenn Der mit seiner Stärke in uns ist, der die Liebe selbst ist, wie sollte Er nicht Sieger bleiben, wenn wir Ihm nur nicht widerstreben? — Ja sagte Theodor, es läßt sich nicht anders denken, und auch die Erfahrung lehrt, daß die göttliche Liebe, wenn es dem Menschen innig ernst mit ihr ist, zuletzt immer die Herrschaft behält. Ist es doch auch natürlich! Wie könnten in demselben Reiche sich zwei Könige gegen einander behaupten, wenn das ganze Volk dem Einen zufällt? —

Ich glaube Euch zu verstehen, sagte August nach einigem Bedenken, obwohl ich mir noch immer vorkomme, wie Goethe sagt: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.“ Aber ist denn durch diese höchste und reinste Liebe der Knoten gelöst? Mir scheint es nicht so. Vielmehr, wo sie in einem Gemüthe stark und lebendig herrscht, da wird ja der Eros

in keinerlei Gestalt die Augen aufschlagen können; wo er aber vor jener sich eingeschlichen, es käme aber zu dem Kampfe, von dem Du sprachest, und die Agape siegte, so würde der Ueberwundene eben nur getödtet oder hinausgetrieben. Ist er so aber gar nicht mehr vorhanden, so kann er freilich auch weder über den Glücklichen noch über den Unglücklichen eine Herrschaft üben. Solche Menschen sind dann bereits wie die Engel im Himmel, die weder freien noch sich freien lassen; sie sind schon ihrer Art nach Mönche und Nonnen, und will man dennoch die Ehe nicht untergehen lassen, damit die Art nicht ausstirbt, so werden es lauter Herrnhuter-Ehen werden müssen, durchs Loos zusammengewürfelt. Aber um eine ganze Welt lieblichster Poesie, die nun und nimmer verdammlich sein kann, werden die Armen verkürzt. — Er hat nicht Unrecht, sagte ich zu Theodor; indeß sorgt das sündige Fleisch und seine Macht schon dafür, daß dergleichen zu den größten Seltenheiten gehört. — Freilich, versetzte Theodor, hat unser Freund Recht mit seinem Spott über den Cölibat und die Loos-Ehen. Aber hältst Du sie denn etwa für das Rechte, Natürliche und göttlicher Ordnung Angemessene? Weder innere Wahrheit noch Gottes Wohlgefallen können sie haben, wenn man sie so als die nothwendige Folge der göttlichen Agape festhalten wollte. Machen Verhältnisse den Cölibat „um des Himmelreiches willen" erforderlich, so hat er sein Recht und kann Pflicht sein, aber nur für den Einzelnen und unter besonderen Umständen. Eine Kreatur Gottes, wie Luther sagt, ähnlich der Ehe, ist er nicht, vielmehr für den Menschen als solchen widernatürlich. Und um nichts natürlicher scheint eine Ehe durchs Loos zu sein. Sie läßt eine Zusammenhanglosigkeit, eine aller göttlichen Ordnung widersprechende Kluft zwischen dem Naturtriebe und der reingeistigen Agape, welche jenen fast zur Sünde macht, diese befleckt. Auf den Gränzen dieser beiden Irrthümer treiben sich noch tiefe Versündigungen umher, die bald dem einen bald dem andern verwandter sind, und die ich kaum andeuten mag, die aber in einzelnen Winkelsekten von Zeit zu Zeit zu großem allgemeinem Aergerniß immer wieder auftauchen. — Nun, sagte August mit

einem Zuge bittern Lächelns, so scheint ja die Liebe jeder Art verdammt zu sein, in ungelöste Dissonanzen auszulaufen. — Wie? versetzte Theodor, etwa deßhalb, weil die Sünde des Menschen Alles verkehren kann? Wenn wir den Cölibat jener Art, und die Ehe durchs Loos, und was noch Schlimmeres darangränzt, für Verirrungen erklären, folgt denn daraus, daß die heilige Liebe nothwendig in diese Verirrungen gerathen müsse? Aber Du hast selbst freilich den Irrthum vorausgesetzt, aus dem sie allerdings entspringen müssen. — Ich selbst? welchen? — Die falsche Vergeistlichung, den praktischen Spiritualismus, welcher meint, daß die Herrschaft des göttlichen Geistes, folglich auch der aus ihm quellenden heiligen Liebe, das Naturhafte in uns, in unsrer Seele, aufzehren, vernichten oder austreiben könne, ja solle. Von diesem Irrthume sind jene Verirrungen nothwendige Abfolgerungen. Die heilige Liebe aber soll in einem gesunden Menschenwesen diese Folge keineswegs haben, ja sie kann es nicht einmal. — Du meinst also, sagte August, wenn ich Dich recht verstehe, daß die göttliche Liebe, weil sie die Naturseite unsres Wesens weder austreiben noch vernichten kann, die Geburt des Eros in der Seele nicht verhindere? — Das meine ich. — Und wo es zum Kampfe kommt zwischen Beiden, daß da der Sohn der Natur von der Tochter des Geistes weder zerstört noch ausgetrieben werde? — Wenn er Wahrheit ist und nicht Täuschung der Phantasie, von der wir ja überhaupt nicht sprechen, so mein' ich das gleichfalls. — Nun, so sag mir doch, wo soll er im Herzen dann noch Raum und eine Stätte des Friedens finden? was soll aus ihm werden? — Siehst Du das nicht? Lieber, es handelt sich ja nur um die Oberherrschaft. Nichts anders soll aus ihm wiederum werden, als was durch ihn schon aus dem bloßen Naturtriebe geworden ist. — Wie so? — Nun, wir fanden doch vorhin, daß das blos Naturartige nicht schon an sich sündlich und scheltenswerth sei, sondern dies erst werde, wenn es als Alleinherrscher im Menschen, das ist als Fleisch, auftrete und Seel und Geist sich dienstbar mache. — Ganz recht. — Von dieser Tyrannei des Fleisches rettete nun zwar der Eros Uranios, aber in welcher Weise? so, daß er

den Naturtrieb zerstörte oder austrieb? — Keineswegs, vielmehr so, daß er ihn in ein höheres, psychisches Dasein erhob und veredelnd bewahrte. — Nun, Liebster, dann muß es die göttliche Agape mit der Tyrannei des Eros ja wohl eben so machen, nämlich daß sie nur die zerstört, nicht aber ihn selbst. Denn wo Beide in Kampf gerathen, da kämpfen sie nicht um ihr Dasein, sondern um die Herrschaft. Der Sieg der himmlischen Königin aber wird dem Eros weder zur Schmach noch zur Unterdrückung; denn sobald er sich überwunden gibt, schließt sie ihn versöhnt in ihre Arme und verwandelt und verkläret ihn in ihr eignes Bild. In der Seele jedoch, wo sie bereits die unbestrittene Herrschaft hat, wird er ja ohne Zweifel sogleich in dieser verklärten heiligen Gestalt geboren werden. Oder meinst Du, daß man Jemanden mit einer heiligen göttlichen und zugleich mit einer unheiligen ungöttlichen Liebe lieben könne? — Nein, allerdings nicht. — So wird die göttliche Agape also jede andre Seelenliebe, sei es zu Freunden, Kindern, Eltern, Geschwistern, oder welcher Art sie sei, folglich auch den Eros mit ihren göttlichen Kräften sättigen, ihn heiligen und gleichsam in sich verschlingen, ohne ihn doch zu zerstören. — So würde es wohl sein. — Und wenn wir uns erinnern, daß die heilige Liebe zu den Menschen nur gleichsam die Incarnation und Menschwerdung der Liebe zu Gott ist, kann diese dann wohl eine Liebe in uns entstehen lassen, die dem Willen des über Alles Geliebten entgegen wäre? — Wohl schwerlich. — Wäre sie aber dennoch schon in uns entstanden, während wir vielleicht glaubten, sie widerstrebe dem Willen Gottes keineswegs, und wir erkennen diesen erst später, vermöchte sie dann wohl noch die schmachvolle Herrschaft über uns zu üben, welche uns den göttlichen Willen im Sittengesetz, wie ein Tristan irgend einer Art, verletzen ließe, oder in sittlicher Ohnmacht und Knechtschaft uns zu einem Werther irgend einer Art machte? — Gewiß nicht, sagte August, da ja selbst die Liebe ohne jene sittlichen Hindernisse, die glückliche Liebe nicht mehr jene Herrschaft in uns üben würde. — Du siehst also, versetzte Theodor, daß die heilige Gottesliebe in Wahrheit die Dissonanzen, die

uns vorhin noch in den Ohren tönten, in reine Harmonie aufzulösen vermag. Sie kann Opfer von uns fordern, schwere Opfer, wie wir es ja an unsrem armen Friedrich sehen; aber wie sollten wir sie Dem nicht mit willigem Geiste bringen, der uns zuerst geliebt hat? Denn was wir vorher von einer menschlichen Geliebten sagten, wird ja noch vielmehr von unserm himmlischen Geliebten gelten: was wir sonst etwa gern haben oder lieben, und wir sehen, daß es Ihm zuwider ist und mit seiner Liebe daher streiten würde, das werden wir Ihm zu Liebe gern aufgeben; wenn Er es aber liebt und Wohlgefallen daran hat, so wird es uns doppelt lieb, aber mit einer heiligen, unselbstischen Liebe, denn wir werden es Ihm auch mit Freuden überlassen und aufopfern. Er lasse es uns aber, oder nehme es für sich, so werden wir es immer gleichsam mit seiner Liebe lieben, und nicht mehr mit der unsrigen allein. —

Sonderbar, begann August abermals nach einigen Minuten, während deren er in die Wolken über uns geschaut hatte, die wie eine weiße Lämmerheerde über die grünen Aeste zu unsern Häupten hinzogen; sonderbar! Es kommt mir vor, als käme der Eros Uranios, oder die Frau Minne, wie der da sagen würde, nach dieser Umwandlung und Verklärung beinah ganz wieder zu seinem Rechte. — Wie meinst Du das? fragt' ich. — Daß er in dieser geweihten Gestalt immerhin seine lieblichen Spiele und Träumereien fortsetzen und sein poetisches Füllhorn ausschütten könne, ja gegen geringere weltliche oder selbstische Rücksichten noch seine ganze Macht und sein Recht in Anspruch nehmen dürfe. — Nicht nur das, sagte Theodor; sondern sogar der leiblich naturhafte Trieb soll nun wieder in sein Recht eingesetzt werden. — Was sagst Du? rief August mit höchlichem Staunen. — Ei Lieber, versetzte Theodor lächelnd, Du fährst ja zurück, als begegnete Dir die Schlange im Paradiese. Aber erinnere Dich, daß Adam seinen Brautgesang lange zuvor anstimmte, ehe das kriechende Gewürm zum Verführer ward, und doch ist nicht die Seelenliebe, sondern die Naturverwandtschaft von Fleisch und Bein, und daß Mann und Weib Ein Fleisch sein würden, der Inhalt seines gewißlich heiligen Liedes. —

Theodor! sagte ich gleichfalls erstaunt, das gränzt an seltsame Verirrungen. — Auch du, Brutus? sagte Theodor. Nun, ihr seid doch wunderliche Leute, daß ihr nicht wisset, was alle Tage geschieht. — Erkläre Dich! riefen wir Beide. — Theodor blickte uns mit seiner ruhigen Freundlichkeit an und sagte: Wenn ein Jüngling, dessen Inneres voll heiliger Gottesliebe ist, eine Jungfrau sieht, welche das Verlangen in ihm erregt, sie sein zu nennen, wird er dann diesem Verlangen, so lebhaft und innig es sein mag, sofort nachgeben, und wenn er sieht, daß auch sie ihn liebt, ohne alle Rücksicht auf andre sittliche Verhältnisse, sich sogleich benehmen, als gehörten beide einander an? — Nicht doch, sagte ich, er wird zuerst alle sittlichen Hinderungen hinwegräumen, und dann erst nach dem Verlöbniß sich so benehmen. — Ganz recht, und zwar deßhalb, weil auch der geheiligte Eros Uranios erst durch das Verlöbniß in seine Rechte eingesetzt wird. — Nun seh' ich, wo Du hinwillst, sagte August. — Nun? — An den Traualtar! — Getroffen; denn hier erst wird die ganze leibliche, psychische und geistige Liebe in untrennbarer Einheit in ihre vollkommenen Rechte eingesetzt, hier erst wird sie wahrhaft im Herrn geheiligt, hier erst fügt Gott zusammen, was Menschen nicht scheiden sollen, hier erst beginnt die Unvergänglichkeit der Liebe; denn nur was aus Gott geboren ist, ist unvergänglich, was aber nur auf dem Naturgrunde ruhet, und wäre es die tiefste Leidenschaft, das vergeht, wie er selbst vergänglich ist. Der in der heiligen Agape verklärte Eros erhält nun erst die rechte Erfüllung seines Daseins, ohne welche er sich aufgelöst hätte und verschwunden wäre in jener seiner Verklärerin. — Wir waren aufgestanden und August sagte: Ich möchte, Theodor, wir verständigten uns über das eigentliche innerste Wesen der Liebe, und — fügte er etwas verlegen hinzu — Du sagtest mir, wie wir zu jener göttlichen Agape gelangen, deren Kleidessaum ich erblickt habe. — Ueber Jenes ein andermal, sagte Theodor; und über das Letztere kann ich Dir heute nur sagen, was Johannes, der Apostel der Liebe, sagt: „Darin stehet die Liebe: nicht, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt hat und gesandt

seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden." Nun aber wollen wir es des Redens genug sein lassen, und uns nach unserm lieben Wirthe umsehen. — —

Wir verließen den Platz, um nach dem Edelhofe zurückzukehren, der eine gute Viertelstunde von dort entfernt war. Als wir aber eine ziemliche Strecke in stillem Nachsinnen neben einander gegangen waren, hielt ich die Andern an und sagte: Habt Ihr Etwas dagegen, daß ich unser heutiges Gespräch, so gut ich kann, niederschreibe und zum Druck einsende? — Warum nicht gar? sagte August; nicht vielen Lesern wird mit einem solchen Gegenstande gedient sein. — Das glaub' ich nicht, versetzt' ich, kein denkender Mensch kann der reinen Betrachtung wichtiger sittlicher Fragen gar abhold sein, am wenigsten aber, wenn sie so tief in's wirkliche Leben eingreifen und von so allgemeiner Bedeutung sind, wie unsre heutige war. Mir aber scheint es von großer Wichtigkeit, daß man sich möglichst verständige und nach seinem Maße die richtige Meinung zu verbreiten helfe über einen Gegenstand, dessen klare und richtige Stellung hundert Dichter, Romanschreiber und Bühnenpoeten auf alle Weise zu verrücken suchen, recht als käme es ihnen darauf an, die Menschen darüber zu verwirren. Wie die Liebe, so die Ehe; wie die Ehe, so das Haus, der Haushalt, die Familie; und darauf beruht am Ende in seinen letzten Elementen der ganze Staat, das ganze Volksleben. Darum dürfte wenigstens die Sache selbst wohl erheblich genug sein, um einmal die Augen dessen auf sich zu ziehen, dem es vornehmlich auf die erhaltenden und bauenden Kräfte im Lebensorganismus eines Volkes ankommt. Die praktische Anwendung auf größere wie engere Verhältnisse wird der Verständige selbst machen. — Die beiden Freunde hatten gegen meine Absicht nichts weiter zu erinnern, und wir begaben uns nun zu unserm Friedrich.